rinceton University Library
101 064481284
Digitized by Google

902
7

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Digitiz

Rheiniſches Archiv

für

Geſchichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.

Sechster Band.

Neuntes bis zwölftes Heft.

Mainz 1811.

In Kommiſſion bei Florian Kupferberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des ſechsten Bandes.

Neuntes Heft.

I. Gedichte.

Die grüne Farbe, einem Forſtmann geweiht; von Eliſe Sommer . . . . . . Seite 1

Weihe, von C. Nänny . . . . . . — 3

Der Beſuch; von demſelben . . . . . . — 4

Die ſieben Jungfrauen bei Weſel; von Vogt — 5

II. Mathilde, eine Geſchichte; von K. Hadermann . . . . — 10

III. Uiber den Schluß des Pervigilii Veneris; von demſelben . . . . — 17

IV. Die Bildergallerie des Rheins; Fortſezung; von Vogt . . . . — 22

V. Uiber die neueſten Verirrungen der Philoſophie. Ein Sendſchreiben an Herrn Hofrath Jung in Frankfurt; von Neeb . . . — 31

VI. Phyſionomiſche Deutung der Geſtalt des Greiſen, in moraliſcher Beziehung; von demſelben . . . . — 40

646323

Digitized by Google

VII. Von der altfürſtlichen Gründung der Häuſer Heſſen-Darmſtadt und Naſſau am Rheine; von Vogt . . . . Seite 45
VIII. Gedanken und Maximen des Prinzen Eugen, aus dem Franzöſiſchen; von Weitzel — 64

Zehntes Heft.

I. Gedichte.
Der Herbſt; von K. Hadermann . . Seite 85
Lebensanſicht; von C. Nänny . . . . . . — 88
Das wilde Heer . . . . — 90
II. Wie ſoll man überſezen? von Fölix . . — 99
III. Der Eichelſtein zu Mainz; von Lehne . — 111
IV. Beitrag zur Geſchichte der Sitten und Gebräuche der Spanier, aus dem Franzöſiſchen; von Weitzel . . . . — 122
V. Uiber die Geſchichte unſrer Zeit; von demſelben . . . . — 170
VI. Uiber den Unterſchied zwiſchen den alten und neuern Geſchichtſchreiber, aus dem Franzöſiſchen; von demſelben . . . . — 178

Eilftes Heft.

I. Gedichte.
Erhebung; von Eliſe Sommer . . . Seite 185
Echo; von derſelben . . . . — 186
An Karoline; von K. Hadermann . . . — 187
Der Wolfsbrunnen bei Heidelberg . . . . — 189
II. Uiber die neuern lateiniſchen Dichter; von Engel . . . . — 195

III. Uiber den philoſophiſchen Geiſt der deutſchen Sprache; von Neeb . . . . Seite 207
IV. Auszug aus der Geſchichte des rheiniſchen Bundes; Fortſezung; von Vogt . . . — 219
V. Ein Bruchſtük aus meinem Leben; von Weitzel . . . . — 234
VI. Blik auf das Leben und die hinterlaſſenen Werke des königl. baieriſchen geheimen Raths von Klein in Mannheim; von J. v. K. . . . . — 268

Zwölftes Heft.

I. Gedichte.

Am Schluſſe des Jahrs 1811; von K. Hadermann . . . . Seite 277
Die alte Jungfer; von demſelben . . . . . — 279
Elegie, meinen Freunden, dem Herrn Direktor Hauf, und ſeiner Gemahlin, zu Brünn in Mähren, geweiht, am 1ten Jänner 1810; von Eliſe Sommer . — 281
Das Wiederſehen, als Herr Direktor Hauf den folgenden Sommer durch Marburg reiſzte; von derſelben . . . . — 282
Erwekung, Ode; von Gerning . . . . . — 283

II. Julius, in Briefen; von K. Hadermann — 286

III. Uiber den Begriff von Gott nach der neueſten Philoſophie. An Herrn Jacobi, Preſidenten der königl. Akademie zu München; von Neeb . . . . — 299

IV. Meine Reiſe von Niederſaulheim nach Mainz, am 17ten Dez. 1811; von demſelben . . . . Seite 308
V. Auszug aus der Geſchichte des rheiniſchen Bundes; Fortſezung; von Vogt . . . — 316
VI. Ein Bruchſtük aus meinem Leben; von Weitzel . . . . — 337
VII. Kunoſtein-Engers. Beitrag zu einer Gallerie der Rheingegenden; von Fölix . . — 356

Digitized by Google

I.

Gedichte.

Die grüne Farbe.
Einem Forſtmann geweiht.

Die grüne Farbe ſoll ich ſingen,
Der jede Farbe weicht?
Wie könnte mir ein Lied gelingen,
Das deinem Liede gleicht?

Sie täglich reizender zu finden,
Durchſtreifſt du Wald und Flur,
Tauchſt deinen Pinſel in die Tinten
Der göttlichen Natur;

Dir lächelt ſie auf jedem Schritte,
Du grüſeſt ſie entzückt,
Den Hut nach edler Jäger-Sitte
Mit Bragas Laub geſchmückt;

Digitized by Google

Du ſchlummerſt ſelig an der Quelle
In neidenswerther Ruh;
Najaden wehn aus jeder Welle
Dir ſanfte Kühlung zu.

Dir lacht die grüne Flur entgegen,
Wenn noch der Städter träumt,
Und dir auf Thau beträuften Wegen
Der Freuden Nektar ſchäumt;

Dir lächelt freundlich die Kamöne,
Wenn du die Lyra ſchwingſt;
Nie ſollen meine leiſen Töne
Das ſingen, was du ſingſt!

Auch kann ich nicht die Kränze malen,
Worin die Holde ſchwebt,
Die magiſch uns aus Iris Stralen
Die ſchönſten Träume webt;

Die Hoffnung, die am Zauberſtabe
Bis zum entfernten Belt
Den Labyrinthen-Weg zum Grabe
Mit Roſenlicht erhellt.

Sie flattert in des Knaben Kreiſen,
Verſchönt des Jünglings Bahn,
Ja ſelbſt den hochgeprieſsnen Weiſen
Bethört ihr ſüßer Wahn.

Selbſt wenn uns nach den letzten Träumen
Des Orkus Nacht umhüllt,
Dann lächelt unter Lebens-Bäumen
Der Hofnung goldnes Bild;

Digitized by Google

Dann winkt ſie uns in Stralenauen
Zu Fluren ewig grün,
Die ſchon verloſchnen Blike ſchauen
Nach dieſer Göttin hin.

Drum ſoll ſie hoch, die Holde! leben,
Die uns ſo lieblich blüht;
Ihr weih ich dieſen Saft der Reben,
Der im Pokale glüht.

Weihe.

Der Frühling kam in Jugendglanz
Mit ſeinen Nachtigallen,
Und ließ zur Erde ſeinen Kranz
Voll junger Roſen fallen;

Da hört ich weit durch Wald und Flur
Viel tauſend Stimmen ſingen,
Ich ſah das Leben der Natur
Wie tauſend Quellen ſpringen!

Da ſchwoll mein Herz, es ſchwoll die Bruſt,
Ich konnt' es kaum ertragen,
Und es ergriff mich hohe Luſt,
Die Saiten anzuſchlagen.

Wie? rief ich, jezt da Strom und Hain
Laut ihren Jubel zeigen,
Sollt' ich, ein Menſch, ich ſollt' allein
In dieſem Jubel ſchweigen?

Digitized by Google

Drum trag' ich jezt ein Saitenſpiel
Und laß es oft ertönen! —
Und reiner lebt nun mein Gefühl
Im Guten und im Schönen!

Der Beſuch.

Mit Roſen umgeben
Und Blättern von Reben
Kam Bacchus zu mir:
»Du willſt Dich beim Reigen,
»Beim Feſte nie zeigen,
»Drum komm' ich zu dir.»

»Du lebſt ſo verborgen;
»Was haſt Du für Sorgen?
»Drükt Kummer Dein Herz?
»Der Nektar der Trauben,
»Du darfſt es mir glauben,
»Er tödtet den Schmerz.»

Die Thräne der Reben,
Das rauſchende Leben
Lokt mich nicht herbei;
Nur Amor, der Holde,
Der hat mich im Solde,
Dem bleib' ich getreu!

Digitized by Google

Die ſchäumenden Becher,
Die jubelnden Zecher
Sie loken zwar ſehr;
Doch Küſſe zu nippen
Von wenigen Lippen,
Wen reizt das nicht mehr?

Die ſieben Jungfrauen bei Weſel.

»Dir heil'ge Jungfrau! Dir allein
Vertrau ich meine Klagen.
Nein, länger kann ich nicht die Pein
Der Liebe mehr ertragen.
Das Herz mir in dem Buſen pocht,
Das Blut mir in den Adern kocht.
Hilf mir der Flammen wehren,
Die mir das Mark verzehren.

»Dort über Weſel's grauen Höh'n,
In Schönbergs ſtolzen Säulen *),
Regieren ſieben Jungfrau'n ſchön,
Nur mein Geſchlecht zu quälen;
Ihr Anblik iſt ein Maientag,
Und Niemand widerſtehen mag,
Wenn ihre Augen ſchmelzen;
Doch ſind ſie hart, wie Felſen.

*) Das Schloß Schönberg bei Oberweſel.

»Viel Herrn und Ritter mit Gefahr
Sind ſchon hinauf geritten,
Und boten ihre Herzen dar
In Zucht und edlen Sitten.
Die Jungfrau'n zogen jeden Mann
Durch ihre Buhlerkünſte an.
Doch keinem konnt's gelingen,
Ihr kaltes Herz zu zwingen.

»Auch mir hat ihrer Schönheit Glanz
Verſtand und Aug' geblendet;
Drum hab' ich im Vertrauen ganz
Zu dir mich hingewendet:
Befreie mich von dieſer Schmach,
Die ich nicht länger dulden mag,
Du biſt ja mit Erbarmen
Die Mutter aller Armen.»

So klagte Ritter Willibald
An einem Marienbilde,
Was nah am Rhein den Felſenſpalt
Gar wunderbar erfüllte.
Und als er ſo gar tief bewegt
Die Hände auf die Bruſt gelegt,
Hört er in Lurleys *) Hallen
Von fern Muſik erſchallen.

Von Weſel's Ufern abgeführt,
Kam her ein Schiff geſchwommen;
Mit Laub und Blumen ſchön geziert,
Sah man es glänzend kommen;

*) Ein Felſen mit Echo bei St. Goar.

Und von dem goldnen Verdek
Erhoben ſich mit Rittern kek
Die ſieben der Jungfrauen
Gar lieblich anzuſchauen.

Mit gleichem Schlage rauſchten vorn
Der Ruder blanke Späne;
Und zwiſchen ihnen ſchallen Horn-
Und ſüßer Flöten-Töne;
Und wenn's den Jungfrau'n wohlgefiel,
Ergriffen ſie ihr Saitenſpiel,
Und ſangen Liebes-Lieder,
Es hallt der Lurley wieder.

Und als die Schatten in dem Thal
Die Tageswärme kühlten,
Und auf dem flüſſigen Kriſtall
Die Abendlüftchen ſpielten,
Verließen ſie das Goldverdek;
Und ſprangen auf ein Felſenek,
Des Kleids ſich zu entladen,
Und in dem Rhein zu baden.

Von ihren Körpern ſtrahlte Luſt,
Als ſie die ſchönen Glieder
Vom Gürtel lößten, und die Bruſt
Schwoll wallend auf und nieder.
Und wie das reinſte Elfenbein
Sah man jezt aus dem dunkeln Rhein
Sich roſig und voll Leben
Die ſchönſten Formen heben.

Digitized by Google

Als ſo ſich auf der Felſenbucht
Der Mädchen Leib enthüllte,
Erhobe Willibald mit Zucht
Die Hände zu dem Bilde,
Und fleht der frechen Schaar zum Truz
Der heil'gen Jungfrau mächt'gen Schuz,
Daß ſie gen die Gefahren
Ihn ferne mögt' bewahren.

Indeß die Mädchen mit Gefahr
Geklammert an den Nachen
Si tiefer wagten und ſogar
Den frommen Mann verlachen,
Bewegt' ſich das Marienbild
Und neigte ſich gar gut und mild
Zum Ritter an dem Orte,
Und ſprach die Schreckensworte:

»Nicht länger ſoll der freche Hohn
Der eiteln Weiber glüken.
Sie ſollen keinen Erdenſohn
In Zukunft mehr berüken,
Sie mögen liegen hart wie Stein,
Bis ſie zu tragen aus dem Rhein
Ein Fürſt ſich wird getrauen,
Um eine Kirch zu bauen.»

Auf dieſe Rede ſtieß der Kahn
Schnell ab auf einen Felſen,
Die Bretter krachten, drauf und dran
Sich Wellen ſchäumend wälzen,
Das Schiff borſt in der Mitt' entzwei
Und bei dem tiefen Lureley
Verſanken in den Wellen
Die Jungfrau'n und Geſellen.

Digitized by Google

Gleich wurzelten am Felſengrund
Die ſchönen weiſen Glieder;
Sie ſanken, ſonſt ſo weich und rund,
Erſtarrt und ekig nieder;
Und ihre Buſen voll und zart
Verſteinerten ſich rauh und hart.
Sie ſtrozten aus dem Rheine
Als ſieben kalte Steine.

Nur wenn der ſtille Abendſtern
Nach ſchwülen Sommertagen
Am Himmel glänzt, hört man noch fern
Und leiſe ihre Klagen;
Doch bleiben ſie gar jämmerlich
Kalt und verſteint; denn noch hat ſich
Kein Fürſtenſohn gefunden,
Der ſie hätt' losgebunden.

Digitized by Google

II.

Mathilde.
Eine Geſchichte.

Ich ſah Dich nie, doch ſchwebt Dein Bild vor mir;
Ich denke Dein und kann Dich nicht vergeſſen.
Du ruheſt dort, umwehet von Zipreſſen,
Kein Denkmal ſonſt: — Ich ſez' ein Denkmal Dir.

Du ſtolzes Kind, warum verſchmähteſt Du
Die Erde? Warum mogteſt Du nicht weilen?
Mit Unmuth ſah'n wir Dich von hinnen eilen:
Du wollteſt ſo und giengſt in Gottes Ruh.

O thut es nicht, o bildet kein Gericht!
Was haben denn die Lebenden mit Todten?
Sie iſt vor Gottes Richterſtuhl geboten:
Vor euern Richterſtuhl gehört ſie nicht.

Mathilde war ſchön, geiſtreich und tugendhaft: kann ein Mädchen mehr ſeyn? Sie wurde mit ihren Schweſtern von einer gebildeten Mutter auf einem einſamen, düſtern

Digitized by Google

Gute des linken Rheinufers erzogen, entwikelte alle weibliche Talente, ſprach und ſchrieb ungewöhnlich gut deutſch und franzöſiſch, und die Nachbarſchaft einer artigen Stadt ſezte ſie in geſellſchaftliche Verhältniſſe, welche ihr auch die ſogenannte äußere Bildung, Manieren, Weltton gaben. Sie war im 18ten Jahre ein vollendetes, tadelloſes Mädchen; aber was ſie vor Allen auszeichnete, war ein lebendiges, inniges Gefühl weiblicher Würde, das ſich in allen ihren Aeüßerungen, in ihrer ganzen Art zu ſein, ausſprach.

Gewöhnlichen, oder Alltagsmenſchen, kommt es keineswegs zu, über ungewöhnliche zu urtheilen. In einem Zeitalter, wie das gegenwärtige, hat der große Troß der Menſchen verlernt, an feſte, ſtarke Karaktere, an gediegene Tugend, an eine Sittlichkeit, zu glauben. Der Glaube an weibliche Tugend, an Keuſchheit der Jungfrauen, an die ſittlichen Grazien, iſt ſo ſehr auſſer Mode gekommen, daß ſich jeder junge und jeder alte Herr ſchämen müßte, dieſen Glauben zu bekennen. Durch nichts kann ſich Verderbtheit der Sitten, Herabwürdigung der edelſten, humaneſten Gefühle, Erſtorbenheit der ſüßeſten Regungen des Herzens, und der Verluſt jener Delikateſſe, welche der Geſchlechts-Verbindung den höchſten und lieblichſten Reiz gibt, ſtärker ausſprechen, als durch dieſen Unglauben, und wie richtig trifft Jean Pauls Verdammungs-Urtheil die Legion der Unheiligen: »Unſelig ſchuldvoll iſt der Jüngling, der niemals vor der Schönheit blöde war!» Ich erinnere mich nicht genau, welcher Weltweiſe ſo wahr und ſchön ſagte: Wenn es auch keinen Gott gäbe, ſo müßte man ihn doch glauben, und ſo ſage ich: Wäre auch weibliche Reinheit, oder Tugend, überall Chimäre, ſo iſt doch der junge Mann dreimal ſelig, der ſie innig glaubt: ihm blühen auch der Liebe Paradieſe, und indem der gemeine, rohe Menſch ein

Digitized by Google

gemeines Weib umarmt, ruht er am Buſen einer anmuthſtralenden Göttin.

Mathilde hielt ſich einige Zeit bei einer Verwandtin in einer großen deutſchen Stadt auf. Durch dieſe Verwandtin kennt der Erzähler dieſes liebenswürdige Mädchen; ſie hat ſo viel Geiſt und Herz, daß man ihrem Urtheile wohl trauen darf. Ihre ſchöne Nichte wurde überall mit der beſonderſten Auszeichnung empfangen; aber wo dieſe auffallend war, erſchien ſie ſchlechterdings nicht mehr. Sie liebte den Tanz; aber um ſich den Huldigungen der jungen Herren zu entziehen, gieng ſie an keinen öffentlichen Ort mehr, und erdichtete lieber allerlei Verhinderungen. So lebte ſie einſam in einer großen, muntern Stadt. Auf ihren Spaziergängen verſchleierte ſie ſich, wie eine Spanierin, um nicht angegafft zu werden, und ſelbſt in ihrem Zimmer ſaß ſie an einem Fenſter, in welchem ſie von Blumenſtöken ſo gut gedekt war, daß man ſie von der Straße unmöglich ſehen konnte.

»Glauben Sie mir,» ſagte ein junger Mann zu mir, »ſie war mit allem dem doch nur eine feine Kokette.» Ich ſagte nichts darauf; aber ich frage alle Damen, ob dieſe Art von Koketterie nicht zu fein geweſen wäre? Laſſen wir übrigens auch hierinnen jedem ſeine Anſicht; aber ich habe auch eine, und das iſt dieſe.

Mathilde war ein großherziges, ſtolzes Mädchen, das die Tribute, welche die Alltags-Galanterie jedem hübſchen Geſichte zollt, verachtete; nur der Beifall eines für ſie intereſſanten Mannes konnte Werth für ſie haben. Ihr Herz war nur großer, inniger Empfindungen fähig — alſo völlige Antipode einer Kokette — und von ſolchen ergriffen, konnte ſie dem Sturme ihrer Gefühle nicht widerſtehen.

Digitized by Google

Sie machte hier in dem Hauſe ihrer Freundin die Bekanntſchaft eines Mannes von hohem Range, der in Dienſten eines großen Monarchen ſtand. Er war ſchön und hatte jenen Anſtand, jene milde Würde, welche den Weibern ſo wohl gefällt. Die reizende Mathilde mußte ihn intereſſiren und er hatte eine beſondere Aufmerkſamkeit für ſie. Indeſſen war hier an keine nähere Verbindung zu denken, denn er war verheirathet; dennoch wurde er der Lyonel dieſer Jungfrau. Er war der Erſte, der auf das Herz dieſes Mädchens gewirkt hatte. Es iſt wahr, das iſt bloße Vermuthung, denn nie erklärte ſie ſich über ihre Lage; aber dieſe Vermuthung beſtätigte ſich durch viele kleine Umſtände. Sobald der Fremde weg war, denn er reiſte nur durch, blieb er der Lieblings-Gegenſtand ihrer Unterhaltung mit der Freundin; jede Aufmerkſamkeit oder ein freundſchaftliches Billet von ſeiner Seite intereſſirte ſie ſehr; die Billette wurden auch gerne von ihr beantwortet. Sobald ſie indeſſen erfuhr, daß Er (ſie nannte ihn in ihren Briefen nur vorzugsweiſe Er) wieder durchreiſen und ſie beſuchen würde, verließ ſie ihre Freundin und kehrte zu den Ihrigen zurük.

Die Trennung von ihrer neuen Welt, von ihrer geliebten Freundin, der öde, melankoliſche Aufenthalt auf dem einſamen Gute, umgeben von düſtern Tannenhainen, ihr geheimes Leid in verſchloſſenem Buſen, brach das Herz des holdſeligen Mädchens. Sie wandelte gerne im einſamen Walde, zu düſtern Teichen, ſchnitt ſeinen Namen in Baumrinden, und ſang das Lied an Emma: »Weit im Nebel »grauer Ferne, blüht mir mein vergangnes Glük.« Sonderbar war es, daß das blühende Mädchen ſchon lange vorher oft behauptete: ſie würde gewiß nicht lange leben, und ſehr gerne einen Traum erzählte, den ſie vor geraumer Zeit bei ihrer Freundin gehabt hatte. Sie ſtand nämlich im

Digitized by Google

Traume auf einem hohen Berge, einem andern Berge gegenüber, der durch einen tiefen Abgrund von ihr getrennt war. Auf jenem Berge ſtand ein ſchöner Genius mit einem glänzenden Nimbus und reichte ihr einen Roſenſtrauß mit den Worten: »Den 1ſten Dezember wirſt Du ſterben, Dein »Grab wird ein Sandhügel ſeyn.« Sie neigte ſich nach den Roſen und ſank in den Abgrund. Aber weder Mutter, noch Schweſtern, die ſie innig liebten, konnten ihre traurige Gemüths-Verfaſſung gewahr werden, im Umgange ſchien ſie ſtets die nämliche. Sie ſehnte ſich lebhaft nach Briefen von der Freundin und von Ihm: durch Zufall erhielt ſie keine. In ihrer gereizten Stimmung war das zuviel. Sie hielt ſich für verkannt, für vergeſſen.

Eines Tages ſezte ſie ſich ruhig an ihren Schreibtiſch und ſchrieb mehrere Briefe an Freundinnen, die ich geſehen habe und in pſychologiſcher Hinſicht ungemein intereſſant finde. Sie zeigen nicht die mindeſte Spur von Geiſtes-Unruhe, oder von dem ſchreklichen Entſchluſſe, der ſchon in ihrem Buſen gereift war; es ſind freundſchaftathmende, leicht hingeworfene, kalligraphiſche Briefe. Nur der vermuthlich zulezt geſchriebene zeigt eine zitternde Hand. In dieſem ſagt ſie: »Schreibe mir bald, meine Freundin, mir »iſt, als wären meine Stunden gezählt!« Das war der einzige Wink, den ſie gab; aber man ſieht daraus, daß ſie in dieſem Augenblike noch nicht entſchloſſen war, ſogleich zu ſterben. Und doch kam ſie nicht einmal dazu, dieſe Briefe nur abzuſchiken; ſie muſste die Laſt des Lebens ſchlechterdings unerträglich gefunden haben.

Sie hatte vor einiger Zeit veranlaßt, daß man Mäuſegift gekauft hatte. Sie ſtellte ſich jezt — am 19ten Dezember des vorigen Jahrs, ſo daß alſo, ſonderbar genug, der

Digitized by Google

Traum=Genius doch nicht ganz Recht haben durfte, — ruhig vor den Schrank, in dem man es verwahrte, und nahm eine Doſis nach der andern zu ſich; die bunten Papierchen, in welche das Gift gewikelt war, ließ ſie auf die Erde fallen. So fand ſie die eine Schweſter, welche ſogleich ausrief: »Mein Gott, was iſt mit den Papierchen?» »Liebe Schweſter, ſagte Mathilde, mit unbegreiflicher Ruhe, ich habe das Gift all genommen.» Wie vom Donner getroffen ſtürzte die Schweſter zur Erde; Mathilde ſuchte ſie zu ſich zu bringen, obſchon das Gift während dieſer Beſchäftigung zu wirken anfieng. Zu dieſer ſchreklichen Szene trat die bedauernswürdige Mutter; Mathilde eilt auf ſie zu, fällt ihr zu Fußen und ſagt: »Geben Sie mir Ihren Segen, liebe Mutter, »ich ſterbe!» Der Arzt aus der nahen Stadt konnte nicht ſogleich da ſeyn; Mathilde verweigerte lange ſtandhaft, die gewöhnlichen Hausmittel als Gegengift zu nehmen. Aber als ſie ihre Schweſter in entſezlicher Verzweiflung ſah, rief ſie: »Liebe Schweſter, lebe Du nur: ich will auch Alles nehmen!» Der Arzt kam und erklärte, daß funfzehn Menſchen an einer ſolchen Doſis Gift, wie Mathilde genommen hatte, ſterben müßten. Dennoch kämpfte die blühende Natur des unglüklichen Mädchens drei volle Tage lang; aber ihr freier Geiſt ſchien nicht zu leiden. Jede Antwort war klar und beſtimmt und ſie ſchien die Annäherung des Todes ruhig zu beobachten. Noch im lezten Augenblike muß ſie ſich jenes Traums erinnert haben, denn ſie ſagte: »Schreibt »jezt in den Sand; aber mit unauslöſchlichen Buchſtaben!»

So endete ein Mädchen, das von Allen, die es kannten, von Allen, die es nur jemals ſahen, und von mir, der es nie ſah, beweint wurde, und gleich unvergeßlich durch ihre Tugenden und ihre Grazien bei allen gefuhlvollen Seelen bleiben wird.

Digitized by Google

Ruh' in leichter Erde Schooſe,
Holde, frühgebohrne Roſe,
Immerreine, tadelloſe
Jungfrau — Deines Gottes Braut!
Heilig, wie Du uns gekommen,
Biſt Du wieder uns entnommen,
Und gereift zu einem Looſe,
Wo ein ſchön'rer Himmel thaut.

Digitized by Google

III.

Uiber den Schluß des pervigilii Veneris.

Herr Hofrath Buri in Hanau, mein theuerſter Freund, hat in dem deutſchen Merkur, (Mai 1809), »die Nachtfeier »der Venus, einen Verſuch, das bewundernswürdige per- »vigilium Veneris, welches gewöhnlich dem Katull, von »vielen Kritikern aber einem Dichter des Mittelalters zuge- »ſchrieben wird, zu verdeutſchen,» geliefert, und man kann behaupten, daß er ſeine Abſicht in hohem Grade erreicht habe, welche, wie er an Herrn Böttiger ſchreibt, dieſe war: »im eigentlichſten Verſtande zu überſezen, d. h. ſinn- »getreu und genau in demſelben Rhythmus zu verdeutſchen, »dem Dichter ſo viel möglich Schritt vor Schritt zu folgen, »dieſe Zauberpflanze mit allen ihren Blättern, Blüten und »Düften auf deutſchen Boden zu verſezen.»

Ich weiß nicht, ob ſchon ein andrer Dichter die näm- liche Abſicht gehabt habe; allein ich zweifle, daß dieſe in der That ſchwierige Aufgabe glüklicher gelöſet werden könne, als

es von Herrn Buri geſchehen iſt. Geradezu erreicht kann dieſes Original noch weniger als andre werden: die üppige Farbenmiſchung dieſer herrlichen Bilderſprache, der ungemein melodiereiche Hall dieſer unbekannten Lyra, macht das wohl, wenigſtens für die deutſche Sprache, unmöglich. Der Römer — wenn auch nicht Katull: dieſen Namen verdient er doch, — drükt auch oft ſchon durch den Klang der gewählten Wörter den beſungenen Gegenſtand aus, und in ſolchen Fällen iſt der Kenner des Originals, der alsdann zu ſehr in daſſelbe verliebt iſt, mit der beſten Nachbildung nicht ganz zufrieden. Nur ein Beiſpiel dieſer Art:

Jam loquaces ore rauco
Stagna cygni perstrepunt.
»Horcht! Beredte Schwäne ſingen
»Gellend aus der Teiche Schilf.»

Hier iſt das Lateiniſche nicht wiedergegeben: in dieſem ſind die Schwäne nicht beredt, ſingen nicht, und ihr Schnattern iſt nicht gellend. Sed ubi plura nitent u. ſ. w.; denn wollte ich gelungene Stellen abſchreiben, ſo müßt' ich die ganze Uiberſezung geben. Aber doch auch ein Beiſpiel — die ſchöne Stelle von der Roſe.

Facta Cypris de cruore,
Deque Amoris osculis,
Deque gemmis, deque flammis,
Deque solis purpuris,
Cras ruborem, qui latebat
Veste tectus ignea,
Unico marita nodo
Non pudebit solvere.
»Blum', aus Cypris Blut gewoben,
»Aus des Liebesgottes Kuß,
»Aus Juwelenglanz, aus Flammen,
»Aus der Sonne Purpurſtrahl.

Digitized by Google

»Morgen darfſt die zarte Röthe,
»Die der warme Knoten barg,
»Obgleich ihm allein vermählet,
»Du enthüllen ohne Scheu.

Allein ich bin weit entfernt, eine Kritik dieſer muſterhaften Uiberſezung zu liefern; mein Freund Buri erlaube mir nur, eine Anmerkung zu ſeiner Anmerkung über den Schluß des pervigilii in dem gedachten Schreiben an Herrn Böttiger zu machen. Er ſagt nämlich: »Vorſäzlich habe ich »in den Schlußzeilen etwas freier und von dem Original ab»weichender verfahren, und glaube desfalls gerechtfertigt zu »ſeyn. Denn wirklich, der Schluß iſt im ganzen pervigilio »die ſchwächſte und — faſt mögt' ich ſagen — tadelnswürdigſte »Stelle. Wie konnte der Dichter, der uns das ganze Stük »vorgeſungen, den Vorwurf des Schweigens bei dem allge»meinen Jubel der Natur, an ſich ſelbſt richten? Sehr »paſſend hingegen wird ſolcher an die Gefühl- und Lieder»loſen, deren Name Legion heißt, gerichtet.»

Ich geſtehe, daß Herr Buri auf den erſten Anblik Recht zu haben ſcheint; aber man kann doch nicht leicht glauben, daß der Verfaſſer eines in allen ſeinen Theilen ſo ſorgfältig behandelten Ganzen gerade den Schluß vernachläſſigt und ſo den Totaleindruk geſchwächt haben ſollte. Nach meiner Anſicht iſt das auch nicht der Fall, und ich finde im Gegentheile dieſen getadelten Schluß äſthetiſch-ſchön.

Der Dichter ſingt das allgemeine Erwachen der Natur. Er entlokt der römiſchen Lyra die ſüßeſten Wohllaute, und verſchwendet den ganzen Reichthum ſeiner lieblichen, ſymboliſchen Mythenſprache, die Herrlichkeit der Blütenzeit zu ſchildern. Vor den Bliken des Begeiſterten iſt Alles in freudiger Bewegung. Dione, die Anmuthſtralende, die Königin der Herzen, mit ihrem freundlichen Gefolge, dem Flügelknaben und den Huldgöttinnen, hat den erſten Rang;

aber der Führer der Muſen darf nicht fehlen, wo die ganze Natur poetiſch wird, der Gott der Reben, der Freudenbringer, alle Nymphen der Fluren, alle Oreaden, alle Dryaden, alle Napäen, feiern der holden Göttin Feſt. Alles, was jemals liebte, liebt jezt wieder; Alles, was noch nie liebte, liebt jezt. Der Blumenthron Dionens ſteht: Götter und Menſchen, Thiere und Blumen und Stauden — die ganze Natur fühlt den wonnigen Einfluß der Alleinherrſcherin und ſtimmt in die Jubel=Hymnen ihrer ſchattigen Myrthenhaine ein. Aber Philomelens Lied, das, wie Claudius ſagt, den ſchlafenden Amor wach ſingt, rührt des Dichters Herz am lebhafteſten.

Adsonat Terei puella
Subter umbram populi,
Ut putes motus Amoris
Ore dici musico,
Et neges queri sororem
De marito barbaro.

Und nun Uibergang und Schluß:

Illa cantat. Nos tacemus?
Quando ver venit meum?
Quando faciam ut Melydor,
Ut tacere desinam?
Perdidi Musam tacendo,
Nec me Phoebus respicit.

Das iſt kein affektirter Uibergang und Schluß. Seinen eignen, herrlichen Hymnus bringt der beſcheidne Sänger nicht in Anſchlag, ſo wie Oſſian, indem ſein Feierlied rauſcht, in die Klage ausbricht: »die Geſänge der Barden ſind verſtummt; Stille herrſcht in Fingals Hallen,» oder wie Horaz in einer ſchönen Ode, und wo es gar nicht den Anſchein hat, ſagt: Barbiton hic paries habebit. Er hat die Nachtfeier Dionens objektiv *beſchrieben*: Er ſelbſt kann

Digitized by Google

nicht mitfeiern; Er hat keinen Frühling, und ſein Herz voller Gefühle bricht in den Seufzer aus: quando ver venit meum? Er erinnert ſich nicht, daß er wohl im Stande ſey, in Philomelens Lied einzuſtimmen; Er hat lange nicht gedichtet: perdidi Musam tacendo, und irgend ein Mißgeſchik, irgend eine trübe Empfindung preßt ſeinen Buſen.

Mich dünkt, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wird der Schluß des pervigilii nicht nur natürlich, ſondern auch äſthetiſch-ſchön, indem er ein ſanftes, wehmüthiges Intereſſe für den Sänger in uns erwekt, der uns das Entzüken der Natur ſang, während Trauer auf ſeiner Seele lag.

Digitized by Google

IV.

Die Bildergallerie des Rheins.

Fortſezung.

XXXVIII.

Eppſtein.

Zwiſchen dem Altkönig und Staufer bilden ſich vier romantiſche Thäler: nämlich das von Fiſchbach, Lorſchbach, Fokenhauſen und das Brennerthal. In der Mitte derſelben, wo ſie kreuzweis zuſammen laufen, erhebt ſich ein felſiger Hügel, und auf demſelben die Ruinen der alten Burg Eppſtein oder Eppenſtein. Sie iſt vermuthlich von einen Grafen des alten Eppſteiner Geſchlechts, welcher Eppo hieß, erbaut worden. Der romantiſche Geiſt des Mittelalters verband aber mit ihrer Entſtehung eine Mähre von den Rieſen, deſſen Knochen noch uber dem Schloßthore zu ſehen ſind.

Digitized by Google

In jenen gefahrvollen Zeiten der Fehden ſoll nämlich ein gewaltiger Rieſe in den Thälern des Altkönigs gehauſet und ſich jeder Erbauung von Städten und Schlöſſern widerſezt haben. Kaum war ein Haus angelegt, eine Mauer errichtet, ſo kam er bei Nachtzeit herbei und riß ſie mit ſtarkem Arme nieder. Als Eppo ſeine Burg anlegte, war auch er dieſes fürchterlichen Menſchen gewärtig. Er legte ihm ein mit ſtarken Striken und Ketten geflochtenes Nez um die friſchen Mauern, worin ſich der Rieſe, als er ſie brechen wollte, bei Nacht verwikelte, und ſo in des Grafen Gefangenſchaft gerieth.

Eppo ließ hierauf den großen und hohen Thurm aufführen, und ſperrte ihn da hinein. Der Rieſe wüthete und tobte in dem feſten Gebäude; und da er die diken Mauern nicht durchbrechen konnte, ſtieg er bis auf den Gipfel des Thurms, hob das Dach ab, und wollte ſich ſo durch einen Sprung retten. Er ſtürzte aber über Mauer und Felſen herab, und zerſchmetterte ſich das Gehirn.

Der Graf ließ nun ſeine Knochen zum ewigen Denkzeigen an das Thor ſchmieden, und baute ſeine Burg friedlich fort. Von ihr erhielt hernach ſein Geſchlecht ſeinen Namen. Es hat dem heiligen Stuhle zu Mainz große Fürſten gegeben.

XXXIX.

Der Gutenfels bei Caub.

Während dem großen Interregnum, gehörte Caub den Grafen von Falkenſtein; und da zu der Zeit keine Stadt oder friedliche Wohnung gegen die Anarchie des Fauſtrechts ſicher war, mußte ein jeder Landesherr ſeine Städte und Länder

durch feſte Burgen ſichern. Aus dieſer Urſache baute auch Graf Philipp eine über Caub, welche das Thal deken ſollte. Die Mauern davon waren kaum aus dem Felſengrunde herauſgewachſen, als die rheiniſchen Kurfürſten, um dem verwaisten Reiche ein Oberhaupt zu geben, einen engliſchen Grafen von Kornwallis zum Kaiſer erwählten. Dieſer zog über das Meer den Rhein herauf, um zu Frankfurt ſich die Krone aufſezen zu laſſen; und da er bei dem Grafen in der neuen Burg übernachtete, wurde er ſo von den Reizen und der Güte ſeiner Schweſter Guta hingeriſſen, daß er ſie ſich zur Gemahlin wählte. Sie verlebten beide die ſchönſten und ſüßeſten Tage der Liebe in dieſer Burg, und darum wurde ſie auch der Gutenfels genannt.

XL.

Die Altenburg.

In den Thälern der ſieben Berge gegen Bonn über liegen einſam und verſtekt die Ruinen des Schloſſes und des Kloſters Altenburg. Beide verdanken ihre Entſtehung einem eben ſo tapfern als frommen Brüderpaare. Im Jahre 1116 erbten zwei Brüder, Adolf und Eberhard, die wichtige Grafſchaft von der Mark, und bauten, um ihre Länder gegen die Anfälle mächtiger Feinde zu ſchüzen, mehrere Schlöſſer, unter andern auch Altona und Altenburg. Obwohl ſie den größten Theil ihrer Regierung allein auf den Anbau ihrer Herrſchaften verwandten, und eben ſowohl durch ihre Gerechtigkeitsliebe als Tapferkeit berühmt waren, blieben ſie doch nicht frei von den Fehden mächtiger Nachbarn. Im Jahr 1129 entſtand ein blutiger Krieg zwiſchen den Grafen ihrer Gegend, worin auch ſie verwikelt wurden, und mit Reitern und Knechten auszogen. Nach langen Kämpfen und

wechſelſeitigen Verwüſtungen kam es zu einem ſo hartnäkigen Treffen, daß 924 Mann auf dem Plaze blieben und Graf Eberhard ſelbſt gefährlich verwundet wurde.

Während ſeinem Krankenlager dachte er über den Mord ſo vieler Erſchlagenen nach, und wie ein großer Frevel es wäre, auf Unkoſten ſo vieler Menſchen Krieg zu führen. Da ſchrekte ihn ſein Gewiſſen mit fürchterlichen Geſichtern und er nahm ſich vor, ſobald er geneſen würde, nach dem heiligen Grabe zu ziehen und ſonach in der Einſamkeit ſeine Sünden abzubüſen. Er that es auch wirklich. Ja er gieng in ſeiner Abbüſung ſo weit, daß er bei einem Kloſter eine Zeitlang die Schweine hütete.

In dieſem Zuſtande fanden ihn einſt zwei ſeiner alten Kriegskameraden und erkannten ihn ſogleich an der Narbe, welche er in der gelieferten Schlacht über der Stirne erhalten hatte. Sie zeigten es, obwohl er ſich nicht zu erkennen geben wollte, dem Abte an, und dieſer ſchikte ihn ſeinem Bruder Adolph zurük. Beide bauten hernach das Kloſter Altenburg bei ihrem Stammſize. Eberhard wurde Mönch und Vorſteher davon. Noch liegen ſeine Gebeine unter dem gothiſchen Gewölbe und ſein Andenken wird geheiligt und verehrt. Die Geburtsgeſchichte der beiden Grafen ſoll aber folgende geweſen ſeyn.

XLI.

Die Frau ohne Kopf zu Düſſeldorf.

Auf dem Schloſſe zu Düſſeldorf lebte einſt ein Graf von Berg ruhig und glüklich mit ſeiner liebſten Gattin; da wurde er mit andern deutſchen Fürſten von dem Kaiſer über die Alpen gerufen, um ſeine Rechte auf Rom mit dem Degen in der Fauſt zu verfechten. Traurig und mit Thränen

Digitized by Google

in den Augen nahm er Abſchied von dem geliebten Weibe, und befahl ſie dem Schuze Gottes und ſeines Burgvogts.

Dieſen hatten ſchon lange die Reize der ſchönen Gräfin geblendet; allein er getraute ſich nicht, ihr ſeine Leidenſchaft zu entdeken, ſo lange der Graf anweſend war. Jezt aber, da er weit über die Alpen ziehen mußte, glaubte er ſeines Glükes gewiſſer zu ſeyn, und gab ihr zuerſt durch Blike und gefälliges Betragen, dann ſelbſt durch Worte, ſeine Neigung zu verſtehen. Die unbefangene Gräfin hielt anfänglich ſeine Aeußerungen für Dienſteifer gegen ſeinen Herrn; als er ihr aber ſeine ſträflichen Lüſte ganz unverhohlen entdekte, ſtieß ſie ihn mit Zorn und Verachtung von ſich weg, und gebot ihm, ihr nie wieder vor die Augen zu kommen.

Auf dieſen derben Verweis dachte der freche Wollüſtling auf Rache. Er beſchuldigte die edle Frau eines heimlichen Umgangs mit ihrem Edelknaben, und erhielt durch ſeine Ränke von dem Grafen den Auftrag, ſie ſtrenge zu bewachen.

Der verruchte Böſewicht mißbrauchte dieſe Gewalt auf die ſchändlichſte Art. Er ſperrte ſie ein, entzog ihr alle Bedienung, und als ſie endlich mit einem holden Knabenpaar niederkam, ließ er ihr die Kinder wegnehmen, und berichtete an den Grafen, daß ſie zwei Mißgeburten zur Welt gebracht habe.

Auf dieſe falſche Nachricht gerieth der getäuſchte Gatte in Wuth, und gab in Uibereilung dem Burgvogte den Befehl, die Sache unterſuchen und, falls ſie ſich wahr befände, die unglükliche Gattin ſammt den Mißgeburten hinrichten zu laſſen. Nun hatte der Verräther das Ziel ſeiner Rache erreicht. Kaum war die Gräfin von dem Wochenbette aufgeſtanden, als er ſie, als eine ſchamloſe Verbrecherin durch gedungene Zeugen anklagen und in dem Schloßhofe enthaupten ließ. Die beiden Knaben, Adolf und Eberhard,

rettete ein Mönch, welcher ſie dem Knechte abkaufte, der ſie ermorden ſollte.

Nach dem Römerzuge kam der tiefgebeugte Graf in ſein einſames Schloß zurük, und vermißte überall ſeine Gattin. Wenn er ſich zu Bette legte, ſchlief er entweder gar nicht, oder wurde durch fürchterliche Träume geſchrekt; und als er einsmal unruhig des Nachts aus ſeinem Zimmer trat, kam ihm von dem langen Schloßgange her eine weibliche Geſtalt ohne Kopf entgegen. Bei dieſem Anblike bebte Schreken durch ſeine Adern, das Haar ſträubte ſich ihm auf dem Haupte; und wie das Geſpenſt mit langſamen Schritten ihm immer näher kam, trieb ihn Angſt in ſeine Schlafkammer zurük.

Am Tage fuhren ihm ſeltſame Gedanken durch den Kopf und er ſchämte ſich, daß er, ſonſt ſo kühn und muthig, ſich durch einen Schreken habe zurükſcheuchen laſſen. Die folgende Nacht verſuchte er noch einmal in den Schloßgang zu treten: und noch einmal kam ihm die weibliche Geſtalt entgegen. Sie winkte ihm mit dem Finger, ihr zu folgen. Er wagte einige Schritte vorwärts; aber bald ergriff ihn die Furcht aufs neue, und trieb ihn zum Gemache zurük.

Die dritte Nacht nahm er ſich vor, es koſte was es wolle, dem Geiſte zu folgen. Er trat aus ſeinem Zimmer, die Geſtalt gieng ihm voran, und führte ihn in das Gemach, wo die Gräfin niedergekommen war. Sie deutete auf das Bett, welches noch da ſtand, und verſchwand. Der betäubte Mann blikte ſtarr nach dem Orte hin, wo ſie untergieng, da kam ein Kopf hervor, welcher wehmüthig rief: Adolf und Eberhard.

Durch dieſen ſeltſamen Auftritt aufmerkſam gemacht, ſchöpfte der Graf Verdacht auf die Beſchuldigungen des Burgvogts, und ließ in ſeinem ganzen Lande nachfragen:

ob niemand etwas von einem Adolf und Eberhard wüßte, was auf ſein Haus Bezug haben könnte.

Kaum war dieſe Anfrage bekannt gemacht, als ein Mönch vor dem Schloſſe erſchien und etwas unter ſeinem weiten und langen Chormantel verſtekt mit ſich brachte. Er begehrte vor den Grafen gelaſſen zu werden, indem er ihm Sachen von der äußerſten Wichtigkeit zu entdeken habe.

Der Burgvogt ahndete ſchon lange den Verdacht des Grafen, und gab den Schloßwächtern Befehl, keinen Menſchen, ohne ſein Wiſſen, vor den Grafen zu laſſen. Als man ihm daher die ſeltſame Erſcheinung eines Mönchs mit einem ausgeſpreuteten langen Chormantel meldete, lief er eilend in den Schloßhof herab und wollte wiſſen, was dieſer darunter verborgen habe. Der Mönch aber antwortete ihm, daß er dies nur Gott und dem Grafen entdeken dürfte. Aufgebracht über dieſe Rede ſtürzte der erboßte Sünder auf den Mönch und wollte ihm den Mantel hinwegreiſen. In dieſem Augenblike trat die weibliche Geſtalt ohne Kopf zwiſchen beide und ſtieß den Burgvogt ſo gewaltig nieder, daß er umgekehrt zur Erde ſtürzte, und vor Schreken eine lange Zeit ganz ohne Sinnen liegen blieb.

Die Ritter und Knechte, welche gegenwärtig waren, führten hierauf den Mönch zu dem Grafen; und als man ihm die Geſchichte erzählte, fragte er dieſen: was er hier ſo ängſtlich verborgen hielte? Auf dieſe Frage warf der Mönch ſeinen Mantel weg und ſagte: »hier, theurer Graf, bring ich eure »zwei Söhne, Adolf und Eberhard, welche ihr ſuchtet. »Ihre Mutter iſt unſchuldig hingerichtet worden. Euer »Burgvogt iſt der Urheber von allem dieſem Unglük.»

Der Graf, betäubt von dieſem ſonderbaren Auftritte, wußte nicht, was er thun und glauben ſollte; da erſchien noch einmal die weibliche Geſtalt ohne Kopf, umarmte die zwei Knaben und führte ſie ihrem Gatten zu. Dieſer wollte ſie

Digitized by Google

mit den Kindern an ſeine Bruſt drüken, allein ſie verſchwand zwiſchen ſeinen Armen. Jedermann erkannte nun die Aehnlichkeit zwiſchen Vater und Kindern in Zügen und Gebehrden. Der Graf küßte die holden Jungen mit Freuden- und Schmerzen-Thränen. Er ließ ſie von dem Mönche in Fromheit und Wiſſenſchaft erziehen, und führte ſie ſelbſt zu tapfern Thaten an. Dem Burgvogt aber ließ er auf öffentlichem Plaze zuerſt die beiden Hände abhauen, dann lebendig auf ein Rad flechten, worauf er erſt ſelbſt noch mit Flüchen ſeine Schandthaten bekannte.

XLII.

Der Schwanenthurm zu Cleve.

Zu Cleve am untern Rhein, in der ehemaligen Grafſchaft Mark, erhebt ſich ein Thurm, welchen man den Schwanenthurm nennt; und damit iſt folgende Mähre verbunden.

In den alten gaſtlichen Zeiten hielten einsmal viele Ritter und Herrn auf dem ſchönen Hügel am Rhein, wo jezt die Stadt Cleve liegt, ein ſtattliches Feſt. Männer, Frauen und Fräulein beluſtigten ſich dabei mit Kampfſpielen, Tänzen und Imbſen; da entſtand unter ihnen die Abrede, daß die Nachkommen desjenigen Fräuleins, welches unter den Anweſenden am erſten eine Braut werden würde, das Land und den Plaz haben ſollte, worauf ſie jezt ſchmaußten, mit der Bedingniß, daß ſie auf lezterem eine Stadt erbauen ſollte.*) Als man nun ſo von künftigen Dingen hin

*) Daher der Name Clivia (Cleve), welches Wort Hügel heißt.

und her ſchwazte, ſiehe da kam ein Schwan den Rhein he ab geſchwommen, und zog an einer ſilbernen Kette ein goldnes Schifflein nach ſich, worin ein gar anmuthiger Knabe ſaß, ſchön wie der Liebesgott und ſchon herangewachſen faſt bis zu einem Jünglinge, mit braunen Loken und dem bläulichen Anfluge eines Bartes. Er ſtieg an dem Orte, wo die Ritter und Fräulein ſpeißten, aus, und trat behende unter ſie, um ſie zu grüßen.

Jeder der Anweſenden war entzükt von ſeiner Geſtalt und ſeinen Gebehrden. Man fragte ihn: wer er wäre und woher er käme? Er ſagte: »Ich heiße Elius Gracilis und komme von den ſchönen mittäglichen Inſeln, um in Deutſchland ein neues Geſchlecht zu pflanzen, was künftig die Künſte ſchäzen und ſchüzen wird.» Die Ritter nahmen ihn mit Wohlgefallen auf, und übten ihn in Waffen und anderm kriegeriſchen Spiel, und die Damen waren entzükt von ſeiner ſchönen Geſtalt und ſeinem muthigen Betragen. Ein jedes Fräulein kam ihm entgegen mit Bliken und gefälligem Benehmen; aber keine zog ihn mehr an, als Beatrix Gräfin von Teuſterland. Nach ſeinen Probejahren und Ritterzügen heurathete er ſie, und ſie lebten glüklich im Genuſſe der ſüßeſten Liebe. Kaum hatte ſie aber einen Knaben zur Welt gebracht, als der Schwan mit dem goldnen Schifflein wieder erſchien. Elius Gracilis nahm Abſchied von ſeiner Gattin, ſezte ſich ein und verſchwand aus ihren mit Thränen getrübten Bliken. Sein Geſchlecht herrſchte hernach in dem Lande. Sie baute die Stadt Cleve und einen Thurm, worauf ſie noch lange mit weinenden Augen ihren Gatten auf dem Rheine ſuchte. Nach ihrem Tode wurde auf denſelben ein goldener Schwan zum Andenken dieſer Geſchichte geſezt, darum man ihn noch bis auf den heutigen Tag den Schwanenthurm nennt.

V.

Uiber die neueſten Verirrungen der Philoſophie.

Ein Sendſchreiben an Herrn Hofrath Jung in Frankfurt.

Das erfreuliche Geſchenk mit Ihrer metriſchen Uiberſezung Oſſian's begleiteten Sie mit einem Mahnſchreiben, worin Sie mir über meine litteräriſche Zurükgezogenheit Vorwürfe machen, die mehr geeignet ſind, meine Eitelkeit als mein Gewiſſen zu weken. »Sie ſind wohl immer ſehr mit Ihrer »Landwirthſchaft beſchäftigt, (ſagen Sie), und haben bei »allem, was fern und nah um uns vorgeht, den beſten Theil »erwählt. Aber im Namen Ihrer Wiſſenſchaft, Ihres Ta»lentes und unſeres Geburtslandes, mögte ich ſie abermal »flehen, ſtatt der friedlichen Spate Ihre Feder zu ergreifen, »und in einem Buche, wie Sie zu ſchreiben im Stande ſind, den »täglich mehr verſchrobenen ſogenannten Naturphiloſophen, »Myſtikern und Reformatoren zu Leibe zu gehen, und »dieſen oder vielmehr denjenigen harmloſen Geſchöpfen, die

»ſich von Ihnen überſchreien und betäuben laſſen, den »Punkt anzugeben, über den hinaus man allerdings ahnen, »aber ſich durchaus in keinen anmaßenden, oft verrükten Hy»potheſen herumtreiben darf. In ſo fern, mein Lieber! iſt »es wahre Verſündigung, daß ſie ſchweigen u. ſ. w.; aber »da ſteht er da und hakt Kartoffeln.»

Ihren Brief, mein lieber Freund! habe ich ſeit den paar Jahren oft geleſen. Ich hielt die Mahnrede meinem Genius vor, der, wie der Sokratiſche, nur abrathend mir ſagt, was ich nicht thun ſoll. Auch dieſer ließ mich ungeſtört meine Kartoffelſtöke forthaken. Selbſt das Gewiſſen in dem ganzen Umfange ſeiner ſuveränen Gewalt, ſelbſt das Gewiſſen, mein tugendhafter Freund! rechtfertigte meine Abneigung von litterariſchen Arbeiten. Ob ich etwas Gutes thue und eine Wahrheit fortpflanze, wenn ich ſchreibe, das weiß ich nicht. Meine Vernunft iſt nicht die Vernunft. Daß ich aber in Beziehung des wichtigſten Kapitels der Staatswirthſchaft etwas nüzliches thue, wenn ich durch beſſere Kultur des Bodens beitrage, daß ein Taugenichts mehr fortgepflanzt werden kann, das weiß ich gewiß; und ſo wählte ich, als ſich die Gelegenheit darbot, zwiſchen dem ungewiſſen Guten und dem gewiſſen Nüzlichen.

Noch ein Grund beſtimmte mich zu meiner Wahl. Bei dieſer Wechſelhudelei, die wir bürgerliche Geſellſchaft nennen, wollte ich auch meinen nicht blos paſſiven Antheil heben. Ein Hirtenſtaab iſt auch ein Zepter; und ſo bildete ich meinen kleinen Staat im Staate. Es iſt eigentlich, im Vertrauen! ein Freiſtaat; der geſellſchaftliche Vertrag iſt hiſtoriſch nachzuweiſen, und ich verſichere Sie, ſo ein Lumpenkönig von Sparta bei ſeiner ſchwarzen Brühe und der athenienſiſchen Geſandſchaft gegenüber, konnte ſich nicht mehr in die Bruſt werfen, als ich bei meinem Geſinde und meinem Oberknechte, der meine Befehle empfängt, thun kann.

Digitized by Google

So ganz ohne Theilnahme gieng doch jenes litteräriſche Unweſen, das ſie rügen, bei mir nicht vorüber; ich gukte ja zuweilen über meinen Gartenzaun hinaus nach dem Gelärm. Zuweilen habe ich mich geärgert, wie Sie; öfters aber darüber gelacht, und mich bei dieſem Affekte am beſten befunden. In der That iſt es wahr, daß, wie die Zoologen ſagen, unter allen Thieren, allein dem Menſchen die Fähigkeit zu lachen eigen iſt, ſo kann er auch von dieſem ausſchließlichen Geſchenke des Himmels nicht genug dankbaren Gebrauch machen. Es war gefehlt, daß man jene Donquixoterie ſo ernſthaft behandelte; man hätte ihr die Shaftesburiſche Wahrheitsprobe appliziren ſollen; eine andere Clavis . . . . . ana hätte ihre Wirkung nicht verfehlen können; und fragen Sie vielmehr Jean Paul, warum er ſchweigt, er, der die Gabe der Sprache, und zu dem Prieſterthum der Muſen den göttlichen Beruf hat?

Wir beide haben eine große Erſcheinung an dem litteräriſchen Himmel geſehen, und bewundert. Kant war nicht für das Jahrhundert, das ſeinige wird noch kommen. Wie ſollten auch Lehren von ſo gediegenem Gehalte, und ſtrenger Konſequenz von einer ſo flatterhaften und unſelbſtſtändigen Generation begriffen und angenommen werden können? Wie Mendelsſohn irgendwo bemerkt: das Schönſte in ſeiner Blüthe wird das Ekelhafteſte in ſeiner Verderbniß, geſchah auch hier. In welcher Geſtalt erſchienen die Baſtarde einer ſo erhabenen und ernſthaften Philoſophie, der wir beide unſere Ruhe und inneres Glük verdanken? Es ſcheint, die gährenden Hefen dieſes Lehrbegriffes haben in der heterogenen Miſchung mit den Träumen einer ungebundenen Phantaſie, einige ſonſt geſunde Köpfe bis zur Geiſtestrunkenheit exaltirt, und dieſe die Anſtekung weiter verbreitet und im Fortgange verderblicher gemacht. Dieſe Philoſophen repreſentiren nun nicht ſowohl die weiſen Prieſter, welche die dunkeln

Orakelſprüche nach unſeren menſchlichen Bedürfniſſen deuten, ſondern die Pythia ſelbſt, wie ſie die Eingebungen des Gottes über den betäubenden Dämpfen, im heiligen Wahnſinne und in unzuſammenhängenden Lauten offenbaret.

Es giebt Uibel, gegen welche die Zeit wirkſamer iſt als die Arznei; was vermag die kräftigſte Feder gegen Menſchen, die nur ſich hören, nur ſich leſen? und die in allen ihren Schriften nur ewig wiederkäuen ein unverdautes Gemenge philoſophiſcher Ideen und phantaſtiſcher Bilder? Dieſe haben uns andern ein abſolutes Unvermögen zu verſtehen angeſchuldigt, haben für unzugänglich erklärt unſerem blöden Auge den Kreis den ſie mit ihrer Glorie umleuchten. Sie nehmen von unſerem Daſeyn gar keine Kunde; warum es ihnen aufnöthigen?

Es giebt eine Anmaßung, die im Gewande der Beſcheidenheit anher ſchreitet, und der wir unangerufen Plaz machen, wenn wir ihr auf demſelben Pfade begegnen. Aber die zuverſichtliche Hoffart, die uns noch mit dem Staube, den ihr plumper Tritt auftreibt, läſtig wird, ſtoſen wir mit Unwillen auf die Seite. Dieſe zuverſichtliche Hoffart karakteriſirt die neueſten philoſophiſchen Erſcheinungen bis auf ihren Styl. Es giebt eine Dunkelheit des Styles, die ihm aus der Tiefe des Begriffes zu Theil wird; es giebt eine Dunkelheit des Begriffes, die er aus der Verworrenheit des Styles erhält. Freilich eine Wahrheit, die aus der Tiefe des Demokritiſchen Brunnens heraufgezogen iſt, kann nicht ſo leicht voll erſcheinen, als eine alltägige Erfahrung; und doch muß auch ihre Darſtellung populär ſcheinen, und es möglich machen, die ganze Kraft der Reflexion ungetheilt auf ihre einzeln Merkmale zu richten. Uiberall iſt darin der einfache Ausdruk die pflichtmäſige Darſtellung des Erhabenen; wenn im Gegentheil der triviale Gedanke ſeine Gemeinheit in Wortlappen

Digitized by Google

verſteckt; wenn dem Zwerggedanken der hohe Kothurn angeſchnallt wird; wenn die kalte, todte Phantaſie kühne und unerhörte Vergleichungen braucht, um durch den Anſtrich einer grellen Farbe dem todten Stoffe den Schein des Lebens anzulügen, und die Neuheit des Ausdrukes für einen originellen Gedanken auszugeben, ſo können alle dieſe Marktſchreierkünſte nur die leicht zu täuſchende Menge hintergehen. Wahrheit iſt Klarheit, ſagt der ehrwürdige Jacobi, und die Ausnahme von dieſer Regel gilt nur Gegenſtänden, die das Intereſſe der Menſchheit nicht ſo nahe angehen als die Reſultate der ſpekulativen und praktiſchen Vernunft; aber die Neuerer preiſen uns ja ihr Evangelium als den allein ſeligmachenden Glauben, warum ahmen ſie dann lieber nach die Dunkelheit des Tertulians, als die anmuthvolle Klarheit des Johannes?

Ein Reiſender ärgert ſich über die elende Bauart der ruſſiſchen Bauernhütten, wo, wie er ſich ausdrükt, kein Licht hinein und kein Rauch heraus kann. Ich geſtehe aufrichtig, das, was bei der Sichtung der neueren Syſteme meinem Auge wehe thut, iſt nach meinem Gefühle mehr Wirkung des Rauches, als des blendenden Lichtes.

Herr Profeſſor Weidmann, der ſeinen Styl nach Tacitus gebildet hat, ſagt, er pflege ſich die Mühe zu geben, die Stellen eines deutſchen Buches, die ihm kein Licht und keinen Sinn gäben, ins Lateiniſche zu überſezen; hält ſie dieſe Probe nicht aus, ſo verwerfe er ſie als leeren Wortklang. Was glauben Sie, wenn einer ſich die Mühe oder den Spaß machte, eine Schrift aus der Schule der neueſten Philoſophie ins Lateiniſche zu überſezen, um ſie durch Uibertragung in eine ſtillſtehende Sprache der Nachwelt zu überliefern? Was meinen Sie wohl, welche Urtheile etwa über den ehemaligen Aufenthalt und Geiſteszuſtand ihrer Verfaſſer mögen gefällt werden?

Digitized by Google

Wir wollen indeſſen dieſe Erſcheinungen ruhig vorbei ziehen laſſen. Es liegt in der Ordnung der Dinge, daß der Stern der Wiſſenſchaft ſeine augenblikliche Verfinſterung leide; und in dieſer Periode, meine ich, iſt es klüger abzuwarten, bis die ewige Quelle des Lichtes wieder in den hellen Himmel hervortritt, als ſich wie die Wilden gebärden, mit Keulen und Stangen auf das Feld laufen, und mit Geſchrei gegen den häßlichen Drachen ſtürmen, der die Sonne verſchlingen will. Ich halte viel auf die negative Weisheit. »Es giebt in der That in weltbürgerlichem Sinne ein göttliches Nichtsthun,» denke ich oft wenn ich mein ſcheues Ohr nach dem großen Lärmen in der großen Welt richte, und die kleine Wirkung des Guten, und zum Guten erfahre. Hat nicht die halbe Welt die Hände voll zu thun, um den Karren wieder ins alte Gleis zu bringen, den einige unruhige Köpfe aus dem gebahnten Wege in das heilige Saatfeld geſchoben haben? Wir beide haben die Zeiten einer großen Thätigkeit erlebt; Köpfe und Hände arbeiteten keuchend und ſchwitzend, als wenn die Vollendung binnen Jahres Friſt fertig daſtehen müßte, und das tauſendjährige Reich auf den Glokenſchlag des nächſten Jahres anfangen ſollte. Sie wiſſen, wie weit wir gekommen ſind, und wie wir die Köpfe wieder rükwärts drehen nach dem, was auf die Seite geſchaft war, und wieder aus ſeinen Trümmern hervorgezogen wird, um es nothdürftig auszubeſſern zu neuem Gebrauche.

Die Philoſophie wollte mit der Politik gleichen Schritt halten. In möglich kürzeſter Zeit ſollte es keine Meinung, keinen Glauben, keine Ahndung mehr geben; die abſolute Gewißheit und lichte Wahrheit ſollte überall und allgemein herrſchend werden, und das nicht durch müheſames, langſames, demüthiges Forſchen, ſondern durch bloße Reflexion auf den einfachen Satz Eins iſt Eins. Nun ſezte ſich die erhizte Phantaſie auf dieſes wunderbare Ei der Welt, und

Digitized by Google

brütete es an und aus. Das iſt ihr Geſchäft! rief man; denn Philoſophie iſt Poeſie, Poeſie im vorzüglichen Sinne....

Wir wollen nicht ungerecht ſeyn, in manchen Schriften dieſer Art ſcheint der warme lebendige Geiſt der Platoniſchen Philoſophie wieder aufgelebt zu ſeyn, und die überirdiſchen Viſionen haben eine große Kraft, den Menſchen über das Gemeine zu erheben. Ein Enthuſiasmus für das Große, Erhabene und Gute iſt darin unverkenntlich und verdient bei aller Exaltation eben ſo unſere Achtung, wie ein Lehrbegriff, der bei aller Nüchternheit der Unterſuchung das Gemeine, das Thieriſche vergöttert, unſern Abſcheu verdient. Es iſt eine ſchöne Eigenſchaft unſerer Natur, daß nur das Geiſtige oder auch nur ſein Schatten und Bild den Menſchen wieder begeiſtern kann, indeſſen das Intereſſe für das Thieriſche ihn niederdrükt, und ihn wohl bis zur Grauſamkeit bei Behauptung ſeiner Selbſterhaltung bringen kann; aber ſeine Kraft geht dann nicht hervor aus der Fülle, ſondern aus dem Bedürfniß des Lebens.

Wie wäre nun wohl gegen ſolche Enthuſiaſten aufzukommen? Nicht durch Gegenkampf, ſondern durch geduldiges Warten. Der Taumel fängt bereits an, ſchwächer zu werden, und der Schwindelgeiſt der ruhigen Beſonnenheit zu weichen.

Sie, lieber Freund! ſprechen von einem Kreiſe, über den hinaus man zwar ahnden, aber nichts beſtimmen darf. O, mein Lieber! innerhalb dieſes Kreiſes und in Beziehung auf das Intereſſe iſt alles ſo ekelhaft kleinlich und abgeſchmakt. Iſt es wohl der Mühe werth, den göttlichen Funken Vernunft mit dieſem faulen Holze nähren und unterhalten zu wollen? Und iſt es ein Wunder, wenn das Sehnen nach dem Höheren und Beſſeren dem Menſchen einen Reichthum jenſeits vorſpiegelt, um ihn für die Dürftigkeit dieſſeits zu entſchädigen? Ich bedaure den Menſchen, deſſen

Herz nicht weiter geht als ſeine Vernunft, und deſſen Liebe ſich nicht über die Grenze des Begriffs erweitert. Iſt es ein Vorzug des Menſchen, daß er fähig iſt, die öde Gegenwart immer mit den Bildern der Vergangenheit und der Zukunft auszufüllen, und dadurch ſein Daſeyn zu erweitern, ſo darf er auch die Arme ſeiner Liebe nach Dingen einer andern Welt ausſtreken, wenn ihnen in dieſer nur Kälte und Zurükſtoßung begegnen.

Endlich, mein Freund! darf ich Sie fragen, warum machen Sie mir zur Sünde, was Sie für Sich zu thun für Pflicht gehalten haben — die Zurükgezogenheit und das Schweigen? Es ſind nun andere Zeiten. Es gab eine Zeit, wo die Denkart der Gelehrten mit der Denkart der Politik und Kirche harmonirte, und wo die Schriften eines Mannes der unverfälſchte Ausdruk ſeiner Geſinnung waren. Leibnitzens Schriften geben uns beſtimmt den Stand ſeiner Uiberzeugung an; getrauten Sie ſich wohl mit Beſtimmtheit aus einer heutigen Schrift für oder wider die Kirche, für oder wider dieſe Regierungsform die wahre Geſinnung des Verfaſſers zu erkennen? Sie finden unter hundert Söldnern nicht einen freiwilligen Diener der Wahrheit. Die Werke unſerer meiſten Schriftſteller gehen nicht aus der Fülle des Kopfes und Herzens, ſondern aus der Leerheit des Magens hervor. Die Profeſſion der Schriftſtellerei iſt das ſchändlichſte Gewerb; kein anderes entehrt ſo ſehr das redliche Gemüth des Freigebornen. Wer alſo auf ſeinen guten Namen eiferſüchtig und nicht durch ſeinen Stand über den Pfeilen der Verläumdung ſteht, der ſeze ſich nicht der Gefahr der Mißdeutung ſeiner Handlung aus. Ich mögte gern ein freiwilliger Diener der Wahrheit bleiben, der Wahrheit, wie ſie ſich meiner individuellen Anſicht darſtellt; aber wie ich ſchreiben will, darf ich vielleicht nicht; wie ich darf, will ich vielleicht nicht. Ich habe das Herz, meine

Digitized by Google

Erkenntniß zu behaupten; aber nicht die Pflicht, ſie andern zweklos aufzunöthigen. Ich wünſchte nicht, daß der weiſe Grundſaz des Gamaliel zur allgemeinen Maxime würde; aber es liegt doch eine große Beruhigung darin, bei Fällen, wo die Kraft des einzelnen Menſchen zu ſchwach iſt, eine Begebenheit zu unterdrüken, die aus dem Laufe der Dinge unvermeidlich hervorgeht.

Der lebendige Gott erhalte Sie ihrem Freunde

N e e b.

Niederſaulheim den 20. Septbr. 1811.

Digitized by Google

VI.

Phyſionomiſche Deutung der Geſtalt des Greiſen; in moraliſcher Beziehung.

Das menſchliche Leben iſt kurz, ſehr kurz; wir mögen ſeine Dauer halten gegen das ideale Maas der Ewigkeit, oder gegen das reelle det Handlungen, womit wir es ausfüllen. Der Menſch wird geboren, lebt und ſtirbt, ich mögte ſagen, in einem Augenblike. Wie die Exiſtenz des kleinen Inſektes, das am Morgen eine Made iſt, am Abende beflügelt einige Stunden über dem Boden flattert, und ſtirbt, ſo iſt vielleicht die höchſte Lebensdauer des Menſchen kaum das Maas einer einzigen Umdrehung eines größeren Sternes.

Der Menſch, ſich ſelbſt das größte Geheimniß, kömmt, und weiß nicht woher; er geht, und weiß nicht wohin; ein ſich entzündender Funken des allgemeinen Bewußtſeyns geht überall Nacht vor, und hinter ihm. Er genießt um zu leiden, leidet um zu genieſen, macht Plane um ſie zu zerreißen, hofft um betrogen zu werden; und um dieſe bekannte

Widerſprüche mit ſeiner von den Alten ſchon gebrauchten Sentenz zu krönen, er lebt um zu ſterben. Franklin nennt den Tod eine zweite glüklichere Geburt; und ſomit wäre der Menſch in dieſer Sinnenwelt ein Embryo, und ſein Drängen, und Treiben für Nichts und um Nichts, hätte doch als inſtinktmäſiger Verſuch die beſchränkende Hülle durchzubrechen, in Beziehung auf eine künftige Welt, Sinn und Bedeutung. Jede der drei Stufen des menſchlichen Alters unterſcheiden ſich in der Art und Richtung des Handelns und Denkens. Der Jüngling lebt mehr in der Hoffnung der Zukunft, der Greis mehr in der Erinnerung der Vergangenheit, der geſtandene Mann benuzt die Gegenwart. Die üppige Einbildungskraft des Jünglings beflügelt ſeine Gedanken, und trägt ſie hinaus über die Oede der Gegenwart in die blühenden Gärten der Zukunft; das froſtige Alter, verdrüßig über die Vereitlung ſo vieler Hoffnungen, wärmt ſich gern an den Bildern aus den Tagen des Frohſinnes und der Lebensfülle, und ſucht das finſtere Gemüth mit dem Schatten flüchtiger Freuden aufzuheitern. Der vollendete Mann, weniger träumend wie der Jüngling, kräftiger als der Greis, greift in die flüchtige Zeit, und beſtimmt ſie und ſich durch ſein Handeln.

Die unerforſchliche plaſtiſche Kraft der Natur hat auch in die verſchiedenen Geſtalten, in die der Menſch während der verſchiedenen Lebensperioden übergeht, einen eigenthümlichen Ausdruk gelegt, der ſich leicht verſtändlich ausſpricht. Der phyſionomiſche Ausdruk der Greiſengeſtalt iſt Würde, und fodert unſere Verehrung und Achtung. Bei allen Nationen, bei denen Sittlichkeit Sitte war, ſtand das Alter in Ehren. Selbſt der rauhe Spartaner, dem ſeine Landesgeſeze erlauben gegen das ſchwächliche und kränkliche Kind unbarmherzig zu ſeyn, verehrt das ſchwache Alter mit einer

Digitized by Google

Ehrerbietung, die den leichtſinnigen Athenienſer mit Bewunderung erfüllt.

Dieſer Mann iſt ein Greis, und wir leſen ſeine Lebensgeſchichte in den Umriſſen und Beſtimmungen ſeiner Geſtalt. Er iſt ein Greis, das iſt, er hat tauſende ſeiner Brüder überlebt. Den einen hat vor der Zeit die Sünde hingeraft, den andern die Leidenſchaft, den dritten ein Unglük. Er, der Greis, iſt ſich ſelbſt ſein Zeugniß ſeiner Mäſigung, ſeiner Ordnungsliebe, und daß ſelbſt das blinde Glük ſeiner achtete. Er geht gebeugt; dieſe Stellung gefällt uns im andern nicht; es iſt die Stellung der Schmeichelei, der ſchleichenden Tüke, der Beugungswinkel der liſtigen Uiberredung einer unſelbſtſtändigen Gefälligkeit; aber hier ſehen wir die Wirkung der Natur, und die Gegenwirkung des ankämpfenden Geiſtes; die Laſt der Jahre drükt zur Erde, der Geiſt ſtrebt empor, und unterſtüzt die ſinkende Kraft. Die Magerkeit ſeines Körpers deutet, daß ſein Fleiſch mehr abgearbeitet als abgelebt iſt; er iſt der Materie wenig mehr ſchuldig. Die Spuren ehemaliger Sorgen für ſeine Kinder und Enkel ſind leſerlich auf der denkenden Stirne; aber glänzend iſt ſein Schädel, heiter ſein Antliz, und ſanft gedämpft das Feuer ſeines Auges; er ſieht in ſtiller Freude nach den Bildern vergangener Jahre ohne Vorwurf, und mit Gleichgültigkeit nach dem Grabe, das ſich vor ſeinen Füßen öffnet. Nichts drükt deutlicher aus den Triumph des Geiſtes über die Natur, als der fröhliche Ernſt des Greiſen: Sokrates unter den ſpielenden Knaben. Dieſe ſo herzliche und ohne Neid ſich offenbarende Anerkennung der Rechte des Kindesalters zum fröhlichen Genuſſe, deutet auf eine Seelengröße, die ſich gerade da offenbaret, wo ſie ſich naiv zu verbergen ſcheint; das kahle nikende Haupt des Greiſen beugt ſich und ſehnt ſich nach Ruhe; er hat gehandelt, und iſt müde; er hat ſich durchgefochten

Digitized by Google

durch den Sturm des Lebens; wir andere kämpfen noch mit den Wogen; und die Ruhe des Todes, die dem kräftigen Leben ſo ſchauderhaft vorkömmt, und deſſen Schreken nur durch die Kraft einer vollendeten Weisheit gemildert werden, erſcheint dem Greiſe in gefälliger einladender Geſtalt; er hat all die erbärmlichen Hinſichten und Rükſichten abgelegt, all die kleinlichen Leidenſchaften überwunden, und verläßt das Leben auf den höheren Ruf, ohne Klage und ohne Reue.

Die Anzahl ſeiner Jahre ſind die Probe von dem klugen Gebrauch der Lebenskraft, ſein freundlicher Ernſt iſt das Dokument ſeiner Seelenruhe über die Vergangenheit; er hat ſeine Rechnung mit der Welt geſchloſſen, ſie ſind ſich beide nichts ſchuldig; er foderte wenig von ihr, und das Wenige hat ſie geleiſtet. Die Bleiche ſeiner Wangen, der Silberglanz ſeiner Haare erweken ein religiöſes Gefühl gegen den Mann, deſſen naher Stand am Grabe ihn über die Verſuchung zum Laſter erhebt, und dem die Sünde mit allen Künſten der Uiberredung nichts mehr anbieten kann, gegen das er es der Mühe werth halten ſollte, die welken Hände auszuſtreken.

Iſt die bloſe ruhende Geſtalt des Greiſen ein Gebot der Achtung für den vorwurffreien Jüngling und Mann, ſo iſt ſie eben ſo ſehr eine beiſende Strafpredigt für den Weichling und Schwelger.

Man ſtelle einem achtzigjährigen Greiſe, die welken Hände ruhend auf der Schulter eines ſeiner Enkel, im Kreiſe ſeiner zahlreichen Familie, die ihm ihr Daſeyn und Glük verdankt, gegenüber einen einſamen Wüſtling, einen Greis von dreiſig Jahren, der, nach dem Ausdruke eines geiſtreichen Schriftſtellers, ſich das künſtliche Alter eingeimpft hat, um dem natürlichen Alter zuvorzukommen. Auf jener Geſtalt ruhet Ernſt und Würde, die unſer Au-

Digitized by Google

ge mit Andacht an ſich zieht; auf dieſer Geſtalt hat die Sünde Schmach und Verachtung eingeprägt, und wir kehren unſern Blik weg mit Ekel und Unwillen. Jener Edle hat die Siegesbahn durchlaufen, dieſer Verworfene keucht am Anfange des Laufes und ſchleppt mit Mühe die Laſt eines entnervten Körpers. Jener hat ſein Leben verdient, dieſer hat es verwirkt. Jener iſt im Begriff, der Natur die Schuld zu bezahlen; dieſer gleicht einem betrügeriſchen Schuldner; die Natur hat ihn bereits geſtraft und gebrandmarkt. Und iſt jener eine ſüße reife Frucht der Menſchheit, ſo gleicht dieſer einem faulen Apfel, der vom Wurme angeſtochen, unzeitig vom Baume fällt. Jener verläßt die Erde, weil er hier ſeine mögliche Vollendung erreicht hat; dieſer wird wider ſeinen Willen aus dem Kreiſe der Lebendigen geſtoßen, weil er außer den Kreis ſeiner Beſtimmung muthwillig getreten iſt.

Es iſt ein erhabenes Schauſpiel, zu ſehen den tugendhaften Mann im Kampfe mit der Welt, die zwiſchen ihn und ſeine Pflichten tritt. Es iſt ein rührendes Schauſpiel zu ſehen, einen tugendhaften Greis in ſeinem Siege über die Welt. Wenn jener im Feuer ſeiner Kraft das Leben verachtet, und dieſer in der Kälte der Reſignation vor dem Tode nicht zittert, ſo geht in beiden Fällen unſere Achtung, die wir den Perſonen zollen, zugleich auf die ſinnliche Erſcheinung der Tugend, die ſich in ihnen ankündigt.

Digitized by Google

VII.

Von der altfürſtlichen Gründung der Häuſer Heſſen-Darmſtadt und Naſſau am Rheine.

Drei fürſtliche Geſchlechter ſind ſchon ſeit Stiftung der fränkiſchen Monarchie an dem Rheine berühmt und mächtig geworden, und haben auch, nebſt den geiſtlichen Staaten, ſeine beiden Ufer beherrſcht; nämlich das Etichoniſche, das Saliſche und das Truſterbandiſche. Vom erſten ſtammen die Erzherzoge von Oeſtreich und Großherzoge von Baden, vom zweiten die Großherzoge von Heſſen und die Herzoge von Naſſau; das dritte iſt ausgeſtorben, ſeine Länder ſind dem Großherzoge von Berg zugefallen. Von dem Urſprunge und den Schikſalen des alten Etichoniſchen Stammes haben wir bereits ſchon in dieſer Zeitſchrift geredet. Es bleibt uns nur noch übrig, von dem zweiten eine kurze Geſchichte darzulegen; denn das dritte beſteht nicht mehr.

Die Geſchichte der Kirchen und geiſtlichen Staaten iſt leichter zuſammen zu reihen, als jene der Familien und

Digitized by Google

weltlichen; denn jedes Stift oder Kloſter hatte ſein Archiv, und ſelbſt die Reichsſtädte hatten ihre Chroniken, oder Jahrbücher. Man kann ihre Begebenheiten bis zu ihrem Urſprunge verfolgen; dagegen iſt ſowohl die Genealogie der edlen Geſchlechter, als auch die Art ihrer Erwerbungen in frühern Zeiten ſo dunkel und verwirrt, daß auch der fleiſigſte Geſchichtsforſcher zuweilen nur rathen muß.

Einige Genealogen laſſen die alten Fürſten von Katzenellenbogen und Naſſau von den Merowingern herſtammen, andere weiſen ihnen beſondere Dynaſten als ihre Stammväter an. Wir geben ihnen als einen bekannten Ahnen den Grafen Gebhard, welcher den untern Lahngau verwaltete, und von Ludwig dem Frommen im Jahre 879 zum Kampfe gegen ſeine rebelliſchen Söhne aufgefodert wurde.

Nach dem unglüklichen Ende dieſes Kaiſers ergriffen deſſen Söhne die Parthei gegen Ludwig den Deutſchen, und mußten darum nach Frankreich flüchtig gehen. Dafür wurden ſie auch von deſſen Sohne Ludwig dem Jüngern mit Gütern und Herrlichkeiten belohnt; denn bald nach ihrer Rükkunft finden wir ſie und ihre Nachkömmlinge im Beſize der Grafſchaften des Speyergaues, Wormsgaues, Nahgaues, Trachgaues, des obern Rheingaues, der Königshundrede, der Wetterau, des obern und niedern Lahngaues, ja ſogar als Herzoge zu Franken und Schwaben, und endlich ſelbſt auf den kaiſerlichen Thron.

Wegen dieſer außerordentlichen Macht wurden ſie vorzüglich von der Babenbergiſchen oder Bambergiſchen Familie gehaßt, welche als Markgrafen auf der öſtlichen Grenze des rheinfränkiſchen Herzogthums herrſchten. Der Ausbruch ihrer Zweitracht blieb zwar durch die Macht der Kaiſer, beſonders Arnolfs, unterdrükt; ſobald aber, nach deſſen Tode, Ludwig das Kind noch minderjährig auf den Thron

Digitized by Google

folgte, und der Erzbiſchof Hatto von Mainz das Reich verwaltete, brach der Krieg zwiſchen beiden Familien deſto verwüſtender aus. Die Babenberger zogen ein ſtarkes Heer gegen die Salier zuſammen, und lieferten ihnen eine Schlacht, worin Graf Heinrich von jenem, und Graf Eberhard von dieſem Geſchlecht geblieben waren. Graf Adalbert wurde von den Saliern gefangen, und Eberhard ließ ihm nach dem Treffen das Haupt abſchlagen.

Durch dieſe blutige Schlacht wurde zwar die Babenbergiſche Macht gebrochen; aber Adalbert, welcher von dem alten Geſchlechte noch allein übrig geblieben war, dachte auf fernere Rache. Er ſammelte bald wieder ein muthiges Heer an dem obern Main, und bedrohte damit die Länder der Saliſchen Grafen. Da dieſe nicht wiſſen konnten, auf welcher Seite er ſeinen Angriff beginnen würde, vertheilten ſie ihre Truppen. Konrad ſezte ſich bei Frizlar in Heſſen, Gebhard aber zog bis in die Wetterau ihm entgegen. Da auf dieſe Weiſe die Macht der Salier getheilt war, überfiel Adalbert den Grafen Konrad bei Frizlar und ſchlug ſein geſchwächtes Heer, obwohl dieſer ſich mit außerordentlicher Tapferkeit gewehrt hatte, und ſelbſt ſein Leben auf dem Kampfplatze verlor

Adalbert verwüſtete hierauf deſſen Grafſchaft in Heſſen; allein bald wurde er vom Kaiſer Ludwig auf einen Reichstag nach Tribur zur Verantwortung vorgeladen, und da er nicht erſchien, als ein Feind des Reichs erklärt. Da er in dieſen Umſtänden im offnen Felde ſich nicht mehr halten konnte, zog er ſich in ſeine feſte Burg Theres zurük, wo er, wie einige Geſchichtſchreiber behaupten, durch die Liſt des Erzbiſchofs Hatto, dem Könige in die Hände geliefert wurde, welcher ihn enthaupten ließ.

Durch die Unterdrükung des bambergiſchen Hauſes wurden nun die Salier die mächtigſten Herrn in Franken.

Digitized by Google

Nach Abgang der Korolingiſchen Dynaſtie wurde aus ihrem Geſchlechte Konrad I. auf den kaiſerlichen Thron erhoben. Dieſer Fürſt war entweder zu großmüthig oder zu ſchwach, um ſein Geſchlecht darauf zu behaupten. Da er keine männliche Nachkommen hinterließ, ſchloß er ſeinen eigenen Bruder Eberhard, Herzog von Franken, von der Nachfolge aus, und ließ auf ſein Anrathen Heinrich I., Sohn des Herzogs Otto von Sachſen, zu ſeinem Thronfolger erwählen.

Mit dieſer Wahl brach die alte Eiferſucht der Süd- und Norddeutſchen oder der Franken und Sachſen wieder hervor, welche ſeit Karls des Großen Siege unterdrükt war. Der Erhebung des ſächſiſchen Hauſes widerſezten ſich gleich Anfangs Burkhard, Herzog in Schwaben, und Arnolf, Herzog in Baiern, nach der Hand auch Eberhard, Herzog in Franken, und Giſelbert, Herzog in Lothringen. Heinrich I. brachte bald die beiden erſten zum Gehorſam; aber deſſen Nachfolger, Otto der Große, fand an den beiden leztern um ſo gefährlichere Gegner, weil ſie ſeinen eignen Sohn Heinrich in ihre Verſchwörung gezogen hatten, und Eberhard das Haupt der mächtigen Salier war.

In dieſem Drange ſuchte der Kaiſer das Saliſche Geſchlecht ſelbſt unter ſich zu trennen, und dies gelang ihm auch, weil zwiſchen dem herzoglichen und gräflichen Zweige deſſelben ſchon lange eine gewiſſe Eiferſucht herrſchte. So wurde Eberhard das Haupt der Rebellen, und Konrad jener der kaiſerlichen Parthei.

Dieſer war Graf vom Lahngau, und wegen ſeiner verwachſenen Geſtalt von ſeinem Vater der Kurzbold genannt. Die Geſchichtſchreiber ſchildern ihn als einen verſchlagenen und tapfern Fürſten, der es ſogar mit Löwen und Rieſen aufgenommen habe. Er haßte ſeine Familie, die Aepfel und die Weiber, weswegen er auch unverheurathet

Digitized by Google

geblieben, und von ſeinen Gütern die ſchöne Kirche zu Limburg an der Lahn gründete, wo man noch ſein Horn, ſeine Waffen, ſein Trinkgeſchirr und ſein Grab findet.

Als Kaiſer Otto durch deſſen Parthei und Macht unterſtüzt war, zog er bei Xanten über den Rhein und ſchlug zuerſt in dieſer Gegend Eberharden mit ſeinem Anhange. Er belagerte hierauf Mainz und Breiſach, und vertrieb die Rebellen faſt von dem linken Rheinufer. Sie aber verſtärkten ſich wieder auf dem rechten, und hatten bei Andernach ſich mit einem ſtarken Heere gelagert.

Hier überfiel ſie Konrad der Kurzbold, als ſie, des Angriffs nicht gewärtig, zuſammen zechten. Er drang mit gewaltigen Stößen auf ſie ein, und ſchlug ſie gänzlich. Giſelbert, Herzog von Lothringen, ertrank in dem Rheine, als er ſich retten wollte, und Eberhard wurde in dem Gefechte von ſeinem eignen Vetter, dem Kurzbold, durchſtochen. So hatte ſich zu der Zeit das Saliſche Geſchlecht ſelbſt um Macht und den Kaiſerthron gebracht.

Indeſſen blieben beide Zweige deſſelben, nämlich der herzogliche und der gräfliche, noch immer gewaltig am Rheine. Sie hatten ihre Grafſchaften und Herrſchaften beinahe ſchon erblich gemacht; und als auch die ſächſiſche Dynaſtie mit Heinrich II. ausgeſtorben war, wurde der herzogliche Zweig mit Konrad II. noch einmal auf den Kaiſerthron erhoben.

Groß und herrlich regierte dieſer und ſein Sohn Heinrich III. Sie unterwarfen ſich Päpſte und Biſchöffe, Herzoge und Grafen, und unter ihnen hatte die Kaiſerkrone wieder den Glanz erhalten, welchen ihr Karl der Große gegeben hatte. Aber dieſes Anſehen während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. erreichte bald ſein Ende.

Die bisher im Zaume gehaltenen geiſtlichen und weltlichen Vaſallen benuzten die Schwächen und Ausſchweifungen dieſes Prinzen und erhoben nun, da ſie keinen Zaum

mehr fühlten, ihre Macht mit doppelten Kräften; ſie hezten den Sohn gegen den Vater auf. Heinrich IV. wurde ſeiner Würde entſezt, und Heinrich V. beſtieg einen Thron, welchen er ſelbſt durch Vatermord und Heuchelei untergraben hatte.

Mit dieſem undankbaren Prinzen ſtarb der herzoglich-fränkiſche Zweig der Salier ab; aber der gräfliche regierte noch in dem Lahngau, dem obern Rheingau, der Wetterau, ja ſogar im Engersgau fort. Da die Regierung Heinrichs IV. und V. gerade die Epoche iſt, wo die alten Gaugrafſchaften ſich in Stammgrafſchaften verwandelt haben, ſo wird eben die Reichsfolge der alten fürſtlichen Geſchlechter für den Geſchichtsforſcher um ſo dunkler; denn jezt treten, in den Urkunden, auf einmal ſtatt der Taufnamen der alten Gaugrafen, Geſchlechtsnamen der neuen zu Landesherrn gewordenen Stammgrafen ein, und man hat Mühe, leztere an erſtere geſchichtsmäſſig anzubinden.

Gebhard, Graf vom Lahngau, iſt der Salier, von dem wir zu der künftigen Beſtimmung der beiden fürſtlichen Häuſer von Katzenellenbogen oder Heſſen-Darmſtadt und Naſſau ausgehen. Er ſtarb im Jahre 879 und hinterließ einen Sohn, Otto oder Udo, welcher vermuthlich Uidenſtein oder Idſtein erbaut hatte. Ihm folgte von ſeinen Söhnen Konrad im obern, Eberhard im niedern Lahngau, und Gebhard in dem obern Rheingau mit der Königshundrede. Konrad hatte zwei Söhne, nämlich einen gleichen Namens, welcher auch König der Deutſchen wurde, und Eberhard, Herzog in Franken, welcher bei Andernach durch ſeinen Vetter, den Kurzbold, geblieben iſt. Dieſer Saliſche Zweig erhielt die Herrſchaften auf dem linken Rheinufer. Auf ihn folgte der zweite herzogliche Stamm mit Konrad II. und dieſer ſtarb im Jahre 1125 mit Heinrich V., zugleich als die königliche Dynaſtie, aus.

Digitized by Google

Gebhard's II. Söhne, Udo und Hermann, theilten die väterlichen Aemter und Güter vermuthlich alſo, daß erſterer das obere Rheingau und die Königshundrede, lezterer die Wetterau und den obern Lahngau verwaltete. Dieſer war zu gleicher Zeit Herzog in Schwaben.

Von Udo's Söhnen erhielt Konrad den obern Rheingau und das ſchwäbiſche Herzogthum; Heribert aber die Grafſchaft in der Wetterau. Daß lezterer zugleich auch Güter und Gerichtsbarkeiten im Engersgau beſeſſen habe, beweißt ſein Sohn, welcher Otto von Hammerſtein genannt wurde.

Wir haben bereits die romantiſche Geſchichte dieſes Otto in der Bildergallerie des Rheins *) angeführt. Die aus ſeiner eben ſo glüklichen als unglüklichen Ehe erzeugten Kinder lebten, nach den Hildesheimer Annalen, bis zum Jahre 1034. Von dem alten Saliſchen Stamme waren gegen das eilfte Jahrhundert ſchon der Konradiſche und Gebhardiſche Zweig wahrſcheinlich ausgeſtorben. Es blieb alſo nur noch der Eberhardiſche übrig, welcher im Lahngau und Einrich herrſchte. Aber dieſen läßt Wenk in ſeiner heſſiſchen Geſchichte mit Eberhard II. oder Konrad dem Kurzbold, im Jahre 966, ebenfalls abſterben, und ſo wären dann ſpäterhin die Grafſchaften des obern Rheingaues, der Königshundrede, der Wetterau, des Lahngaues, des Einrichs und des Engersgaues an andere Familien gekommen, welche ſich die Grafen von Katzenellenbogen, von Naſſau, von Arnſtein, von Diez und von Iſenburg nannten ꝛc. Allein die Gründe, welche ihn zu dieſer Meinung beſtimmen, ſind weder in den Urkunden noch Annalen gegründet. Da die Gaugrafen bis in das eilfte Jahrhundert nicht nach ihren Stammſizen, ſondern nach

*) Siehe das V. Heft dieſes Jahrgangs.

ihren Taufnamen genannt wurden, obwohl ſie ihr Amt ſchon erblich fortgebracht hatten, ſo müſſen wir annehmen, daß ein ſo mächtiges Haus, als das Saliſche war, gewiß ſeine Herrſchaften ſchon erblich gemacht, und ſo lange in ſeiner Familie erhalten habe, als noch ein Nachkömmling von ihm lebte. Nun kann es aber nicht urkundlich dargethan werden, daß es gänzlich ausgeſterben ſey. Dieſe Behauptung erhält dadurch noch mehr Kraft, weil die Zeit, wo die Gaugrafen ſich in Stammgeſchlechter verwandelt haben, gerade unter die Regierung der Kaiſer Heinrichs IV. und V. fällt, welche beide ſelbſt Salier waren.

Unter dem erſten dieſer Kaiſer finden wir noch Grafen von dem Saliſchen Geſchlechte in dem obern Rheingaue und folglich auch der Königshundrede, in dem Lahngaue, dem Einrich, der Wetterau und dem Engersgaue; und am Ende der Regierung des leztern heißen die dort herrſchenden Fürſten die Grafen von Katzenellenbogen, von Naſſau, von Arnſtein und von Diez. So erſcheint vom Jahre 993 bis 1008 ein Gerhard als Graf vom Lahngau und Emrich, im Jahre 992 ein Trautwein als Graf der Königshundrede, im Jahre 987 ein Heribert als Graf von der Wetterau, im Jahre 997 ein Konrad als Graf im obern Rheingau, und im Jahr 1034 ein Otto von Hammerſtein im Engersgau, welche von den Geſchichtsforſchern und Genealogen alle als Salier angegeben werden. Gleich nach dieſen finden wir im Jahre 1102 einen Heinrich als Grafen von Katzenellenbogen im obern Rheingaue, im Jahre 1114 einen Dudo als Grafen von Laurenburg oder Naſſau in der Königshundrede, im Jahre 1059 einen Emmerich als Grafen von Diez im Lahngau, und im Jahre 1034 einen Arnhold als Grafen von Arnſtein in dem Einrich.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß in einer ſo kurzen Zeitfriſt von kaum hundert Jahren, und gerade unter der Regierung der Saliſchen Kaiſer, ein ſo weit verbreiteter Stamm gänzlich ausgeſtorben ſey. Wir müſſen vielmehr annehmen, daß in demſelben die verſchiedenen noch übrigen Zweige des Saliſchen Hauſes nun, da es Sitte wurde, ihre Gaugrafſchaften in Stammgrafſchaften und ihre Taufnamen in Stammnamen verwandelt, und damit die vier fürſtlichen Häuſer Katzenellenbogen, Naſſau, Diez und Arnſtein gegründet haben.

Dieſe Behauptung wird noch dadurch unterſtüzt, daß ihre urſprünglichen Stammſchlöſſer, als Katzenellenbogen, Naſſau, Diez und Arnſtein, alle an der Lahn gegründet waren, wo die Salier ſeit der Karolinger Zeiten das Grafenamt übten. Da nun von dieſen vier Häuſern die von Arnſtein und Diez ausgeſtorben ſind, und die beiden übrigen den gröſſten Theil ihrer Herrſchaften erbten und noch herrlich am Rheine fortblühen, ſo wollen wir nur deren Geſchichte vorzüglich hier anführen. Ich mußte dieſe genealogiſche Unterſuchung über den gemeinſchaftlichen Urſprung beider durchlauchtigſten Häuſer voraüsſchiken, um die gewiſſeren Begebenheiten daran reihen zu können. Solche diplomatiſche Unterſuchungen ſind zwar ſeit Errichtung des rheiniſchen Bundes weniger nüzlich geworden; allein es wurde doch von jeher als ein beſonderer Glanz eines fürſtlichen Hauſes angeſehen, wenn es große und berühmte Männer unter ſeine Ahnen zählen konnte. Wir gehen nun zu der einzelnen Geſchichte der beiden durchlauchtigſten Häuſer über.

Wenn das in Münſter's Kosmographie angeführte Tournierverzeichniß ſeinen hiſtoriſchen Grund hat, ſo finden wir ſchon unter der Regierung Heinrichs I., alſo gleich nach den Karolingern, im Jahre 938, einen Wolf von Katzenellenbogen. Der erſte aber dieſer alten fürſtlichen Familie,

Digitized by Google

welcher, unter ſeinem Stammnamen, in einer Urkunde des Erzbiſchofs von Költn, Friedrich, vom Jahre 1102 vorkömmt, iſt Heinrich. Ihm folgte ſein Sohn gleichen Namens, und von dieſem bis auf Philipp den Jüngern geht nun die Geſchlechtsfolge dieſes Hauſes fort, bis ſeine Herrſchaften durch die lezte Erbgräfin Anna an das jezt ruhmwürdig regierende Haus Heſſen kamen.

Die alten Grafen ſtammen, wie wir dargethan haben, wahrſcheinlich von dem Saliſchen Geſchlechte, das im Lahngau regierte, gewiß aber erhielten ſie den Ort, wo ſie ihren Stammſiz errichteten, von der Abtei Bleidenſtadt als Lehen. Ob ſie ihm den Namen Katzenellenbogen von dem Malchenberge, Melibokus, oder von dem Chattenlande in der untern Grafſchaft gegeben haben, läßt ſich nicht mit Gewißheit entſcheiden; daß aber, wie Wenk ſagt, der Namen der Chatten oder Katzen hierbei nicht in Betrachtung zu ziehen ſeye, wollte ich nicht behaupten; denn Tacitus ſagt ausdrüklich, daß ſowohl um den Melibokus als auch an der Lahn ſich Chattenſtämme aufgehalten hätten.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die erſten Grafen von Katzenellenbogen von einem jüngern Zweige der Saliſchen Lahngrafen abſtammen, welcher zuerſt ſeinen Stammſiz von der Abtei Bleidenſtadt, und nach der Hand, entweder durch Erbſchaft oder kaiſerliche Uibertragung, das Grafenamt im obern Rheingau erhalten hat; denn ſie beſaßen ſchon frühe groſe Herrſchaften in dieſem Gaue, welche auch die obere Grafſchaft genannt wurden, ehe ſie, auſſer ihrem Stammſize Katzenellenbogen, noch mächtig in der untern waren. Erſt nachdem die beiden alten Familien der Grafen von Arnſtein und Diez abgeſtorben waren, erweiterten ſie ihr Gebiet theils durch Kauf, theils durch Erbſchaft an der Lahn und in dem Emrich.

Digitized by Google

Ein anderer hiſtoriſcher Grund obiger Behauptung iſt der, daß das Gebiet der Grafen von Kaʒenellenbogen in der obern Grafſchaft noch bis auf unſere Zeiten nach der alten Gauverfaſſung in Centen abgetheilt blieb, da jenes der niedern Grafſchaft aus einzelnen Gerichten und Gemeinherrſchaften zuſammengeſezt war. Es würde dieſe hiſtoriſche Abhandlung zu weitläufig machen, wenn ich alle die Fälle und Arten angeben wollte, wodurch die Grafen von Kaʒenellenbogen ihre verſchiedenen Schlöſſer und Länder erworben haben. Es iſt genug, wenn ich ſage, daß ihr Gebiet ſchon unter dem Grafen Diether III. und Eberhard I. ſo beträchtlich war, daß ſie davon eine Theilung vornehmen, und damit zwei beſondere Linien ſtiften konnten. Man nannte ſie das alte und neue Kaʒenellenbogiſche Geſchlecht. Jenes erhielt ſeinen Antheil von Einkünften aus der niedern, dieſes aus der obern Grafſchaft. Hohenſtein behielten ſie gemeinſchaftlich. Dieſe Theilung in zwei Linien dauerte ohngefähr zweihundert funfzig Jahre; und da während derſelben Diether III. Rheinfels erbaut, und Wilhelm I. Darmſtadt mit Mauern umgeben und zu einer Stadt erhoben hatte, ſo mögen dieſe beiden Orte für die Zukunft als die Hauptſiʒe jener der niedern, dieſer der obern Grafſchaft angeſehen worden ſeyn.

Diether III. war ein kriegeriſcher Herr. Er unternahm mehrere Fehden mit ſeinen Nachbarn und den rheiniſchen Städten. Leztere belagerten ihn mehrere Monate mit geſammter Kraft in ſeinem Schloſſe Rheinfels, ohne daß ſie ihn zwingen konnten, den Zoll darin aufzuheben. Er erwarb ſich das Vogteirecht in Umſtadt, und nach Abgang des Münzenbergiſchen Stammes die Cent Erfelden und andere Gerichtsbarkeiten. Eberhard I. vermählte ſich mit Eliſabeth von Eppſtein, wodurch er Anſprüche auf Homburg und

Digitized by Google

Steinheim erhielt. Zu gleicher Zeit kaufte er von dieſer Familie die Stadt Braubach, welche er mit der niedern Grafſchaft verband.

Eberhard VI. zeugte mit ſeiner Gemahlin Agnes von Diez eine Tochter Anna, und vermählte ſie im Jahre 1393 mit Johann III., dem Stammhalter der Neukatzenellenbogiſchen Linie. Da er im Jahre 1399 ohne männliche Erben ſtarb, erbte dieſer durch ſeine Gemahlin auch die altgräflichen Länder, und die ganze Grafſchaft wurde ſonach wieder von einem Zweige regiert.

Graf Johann III. ſteht in der Geſchichte zugleich als wakerer Vertheidiger ſeiner Rechte und als gerechter Verwalter ſeiner Staaten angeſchrieben. Er baute das Schloß Neukatzenellenbogen oder die ſogenannte Katz, Rheinfels gegenüber, um ſeinem Stammnamen zugleich einen neuen Glanz am Rheine zu geben. Er kaufte von ſeiner Stiefmutter Anna, einer Naſſauerin, Dierdorf, Hadamar, Laurenburg und die Vogtei Dietkirchen, von den Iſenburgern aber die Orte, welche in ſeinem Gebiete lagen. Er hatte ſich bei ſeinen Nachbarn und ſelbſt bei den vier rheiniſchen Kurfürſten ſo ehrwürdig und beliebt gemacht, daß ſie alle Händel, welche ſonſt durch Waffen und Blutvergieſen entſchieden worden wären, jezt durch friedliche Ubereinkünfte und Schiedsrichter abthaten. Er ſtiftete ſogar unter den rheiniſchen Grafen eine Art von Friedensbund, wodurch ihre Streitigkeiten durch ein gemeinſchaftliches Friedensgericht ausgetragen wurden. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß unter einem ſo gerechten und Ordnung liebenden Fürſten die Katzenellenbogiſchen Länder auch jene Verfaſſung erhalten haben, wodurch die einzelnen Centen und Gerichte in Aemter und Oberämter untergetheilt waren.

Johann III. hinterließ ein ſo gut organiſirtes und verwaltetes Land ſeinem Sohne Philipp, und dieſer

befolgte die klugen Maximen ſeines Vaters. Er hatte ſich durch ſeine genaue Verwaltung der Einkünfte einen ſo großen Vorrath von baarem Gelde erworben, daß er damit durch Ankauf und Verſaz ſeine Länder beträchtlicher vergrößerte, als Diether III. durch ſeine Tapferkeit und ſeine ſiegreiche Waffen. Die Kurfürſten, die Grafen, die Fürſten und die Edelleute am Rheine waren ihm alle ſchuldig, und er erwarb ſich dadurch ihre Länder und Güter.

Bei dieſer großen Sparſamkeit war er zugleich großmüthig und tapfer. Er unterſtüzte den gedrükten und gebannten Erzbiſchof Diether von Mainz gegen ſeinen Gegner Adolf von Naſſau mit Mannſchaft, Geld und kluger Anführung; und hat ſich in allen Gefechten und Schlachten eben ſo tapfer als vorſichtig bewieſen.

So glüklich aber Philipps öffentliche Angelegenheiten giengen, ſo unglüklich waren ſeine häuslichen. Seine Söhne, ſeine Enkel und ſeine Gattinnen ſtarben ihm entweder in der Blüthe ihrer Jahre weg, oder quälten ihn durch Undankbarkeit und Ausſchweifungen; und ſeine lezte Gemahlin, von der er noch männliche Nachkommen erwartete, wurde ihm ſogar vergiftet. Er hinterließ ohne Prinzen und ohne Hoffnung deren zu erhalten, die reiche Grafſchaft von Ober- und Niederkatzenellenbogen ſeiner Tochter Anna, welche ſchon im Jahre 1446 an Heinrich IV., Landgrafen von Heſſen, verlobt war. So kamen alſo die alten Herrſchaften derer von Katzenellenbogen, an das Haus Heſſen, welches dort unter dem großherzoglichen Titel noch heute rühmlichſt regiert.

Landgraf Philipp theilte die ſämmtlichen heſſiſchen Länder, durch ein Teſtament, unter ſeine vier Söhne, Wilhelm, Philipp, Ludwig und Georg. Von dieſen ſind die beiden erſtern ohne männliche Nachkommenſchaft geſtorben; die leztern, welche deren Antheil erbten, ſtifteten nun, nach einer neuen Vertheilung der Länder, die beiden

Linien von Heſſen-Kaſſel und Heſſen-Darmſtadt, wovon die erſtere den größern Theil der untern, die zweite die obere Grafſchaft von Katzenellenbogen erhielt.

In neuern Zeiten haben ſich die Landgrafen beider Linien ſowohl durch Tapferkeit auf dem Felde der Ehre, als durch kluge Verwaltung ihrer Staaten ausgezeichnet. Durch den lezten preuſſiſchen Krieg iſt Heſſen-Kaſſel mit dem Königreiche Weſtphalen vereinigt worden; deſto glänzender aber regiert noch der andere oder Darmſtädtiſche Zweig der alten Heſſen-Katzenellenbogner, mit dem großherzoglichen Titel und königlichen Range durch Ludwig, den Vater ſeines Volks und den großmüthigen Beſchüzer der Künſte.

Ein anderer vermuthlicher Zweig des alten Saliſchen Stammes blühte herrlich unter dem Namen von Naſſau in dem Lahngaue und der Königshundrede. Kremer und andere Genealogen zählen unter ſeine Ahnen die Grafen Gerlach und Walram I. welche im zehnten Jahrhundert in dieſen Gegenden mächtige Herrn geworden waren. Im Jahre 1129 kömmt Ulrich unter dem Titel eines Grafen von Idſtein und Naſſau in der Geſchichte vor. Von ſeines Sohnes Ruperts Söhnen nannte ſich Arnold einen Grafen von Laurenburg, Walram einen von Naſſau. Endlich verliert ſich der Name der Laurenburger ganz, und alle Grafen dieſes Geſchlechts nehmen den von Naſſau an.

Daß die Ahnen dieſer fürſtlichen Familie von einem Grafen-Geſchlechte des Lahngaues abſtammen, beweiſen Urkunden und ihre Stammſchlöſſer. Daß dieſes Geſchlecht das Saliſche geweſen ſey, hat alle Wahrſcheinlichkeit; denn die Naſſauer ſind von undenklichen Zeiten in dem Beſize von vier Schlöſſern und Städten geweſen, welche unter die beträchtlichſten des Lahngaues gehören, nämlich von Lauren-

Digitized by Google

burg, von Naſſau, von Idſtein und Weilburg, des Begräbnißortes der alten Saliſchen Grafen. Dudo wird ſchon im Jahre 1093 ein Graf von Laurenburg, Ulrich im Jahre 1129 ein Graf von Naſſau und Idſtein genannt; und wenn auch der Kaiſer Otto III. im Jahre 993 die Abtei zu Weilburg und nach der Hand Heinrich II. im Jahre 1002 die Stadt ſelbſt dem Biſchoffe von Worms, Burkhard, ſchenkte, ſo behielten doch die Grafen von Naſſau die vogteilichen Rechte darüber, welche ihm auch Kaiſer Heinrich VI. in dem Streite mit Worms zugeſtanden hat.

Aus dieſen angeführten Thatſachen wird es deutlich, daß die Naſſauer zuerſt in dem Lahngaue herrſchten und dort auch ihre Stammſize befeſtigt hatten. Wir finden aber bald ihre Herrſchaft auch über die Königshundrede verbreitet; und den Hauptort dieſes Landes, Wiesbaden, unter ihrem Gebiete. Aus den bei Kremer angeführten Urkunden ergiebt es ſich, daß ſie ehemals die Gerichtsbarkeit über dieſen ganzen Gau ausgeübt haben, welches wohl nicht würde geſchehen ſeyn, wenn nicht ein Naſſauer ſich ſchon frühe in den Beſiz des dortigen Gaugrafenamtes geſezt hätte. Dieſe Vermuthung wird dadurch unterſtüzt, daß ſchon im Jahre 992 ein gewiſſer Trautwein oder Druwein als Graf der Königshundrede vorkömmt, welchen Graf Dudo von Laurenburg, folglich Naſſau, in einer Urkunde vom Jahre 1093 ſeinen Ahnen nennt. Man kann daher, ohne die geringſte Hypotheſe aufzuſtellen, annehmen, daß ſie ſeit dem zehnten Jahrhundert zugleich im Lahngaue und der Königshundrede geherrſcht, und ihre dortigen Beſizungen und Gerichtsbarkeiten in ihrer Familie fortgebracht haben. Es iſt ſogar zu vermuthen, daß ſie die von Eppſtein mit einem Theile ihrer Gerichtsbarkeit in der leztern Grafſchaft beliehen haben; denn dieſe war auf dem Mechtildshäuſer Hof gegründet, welcher ſeinen Namen wahrſcheinlich von einer

appanagirten Naſſauerin erhalten hat. Wir finden viele Gräfinnen in dieſer Familie, welche **Mechtild** eheißen.

Nach dieſen vorausgeſchikten Bruchſtüken über die älteſte Geſchlechtsfolge und Herrſchaften der Naſſauer fangen wir ihre hellere Geſchichte mit der Erbauung jenes Schloſſes an, das ihrem Stamme den Namen gegeben hat. Die Herleitung deſſelben von einem gewiſſen Naſſua, welcher ſchon zu der Römer Zeiten vorkömmt, iſt eben ſo lächerlich als gewagt. Die erſte Nachricht von einem Hofe von Naſſau erhalten wir aus einer Urkunde Konrads I. vom Jahre 915. Im Jahre 1034 ſchenkte der Biſchof **Azecho** von Worms, ein gebohrner Naſſauer, ein großes Stük Land von vierzig Hufen ſeiner Kirche. Da dieſes ein urſprüngliches Eigenthum der Familie war, ſo ſahen deſſen Vetter eine ſolche Schenkung als unrechtmäſig und ihrem Hauſe nachtheilig an, und bauten ein feſtes Schloß neben das verſchenkte Gut, welches ſie **Naſſau** nannten, und ihnen als ein Behauptungswerkzeug ihrer alten Gerechtſame dienen ſollte. Hieraus entſtand eine lange Fehde zwiſchen ihnen und dem Hochſtifte von Worms; und der kriegeriſche Biſchof **Buggo** oder Burkhard wußte es endlich dahin zu bringen, daß dieſes Schloß mit dem Gute im Jahre 1136 durch den Kaiſer Lothar ſeiner Kirche zugeſprochen wurde. Indeſſen behaupteten ſich die Grafen **Arnold** und **Robert** in dem Beſize; und da das Hochſtift zu weit von Naſſau entlegen war, um dem Spruche des Kaiſers Nachdruk zu geben, ſo waren weder die geiſtlichen noch weltlichen Waffen im Stande, die Naſſauer daraus zu vertreiben.

Unter ſolchen Umſtänden ſchloß der Biſchof **Konrad** von Worms mit dem Erzbiſchoffe **Hillin** von Trier einen Vertrag, vermöge welchem er und ſeine Kirche die Rechte auf Naſſau an leztern abtraten, wogegen ſie von Trier ein ihnen näher gelegenes Gut zu Partenheim empfiengen. Ein ſo

mächtiger Nachbar, als Hillin war, brachte die Naſſauer zur Nachgiebigkeit. Die Gräfin Beatrix wendete ſich mit ihren unmündigen Söhnen bittend an den Erzbiſchof und foderte den Beſiz eines Schloſſes, was doch urſprünglich ihrer Familie gehört habe. Hillin ließ ſich durch die Bitten einer ſchönen Wittwe und die Klagen unmündiger Kinder erweichen, und gab ihnen den alten Stammſiz im Jahre 1158 als ein Trieriſches Lehen wieder.

Späterhin, als im Jahre 1185 mit Ludwig III. das gräfliche Geſchlecht von Arnſtein, und im Jahre 1388 mit Gerhard VII. jenes von Diez ausgeſtorben war, erbten die Naſſauer durch die beiden Erbgräfinnen Mechtilde und Jutta, welche die Grafen Ulrich und Adolf geheurathet hatten, beinahe den ganzen Theil des Lahngaues und Emrichs, welchen die alten Salier beſeſſen hatten. Sie waren ſchon im zwölften Jahrhundert ſo mächtig geworden, daß Rupert und Heinrich II. Kurfürſten bekriegen konnten, und man leztern den Reichen nannte.

Im Jahre 1255 theilten Heinrich's Söhne, Walram und Otto, die naſſauiſchen Länder. Jener erhielt Wiesbaden, Weilburg und Idſtein, dieſer Dillenburg, Beilſtein, Hadamar, Herborn und Ems. Das Stammgut Naſſau verwalteten ſie gemeinſchaftlich. Unter Adolf, Walram's Sohn, ſtieg das Anſehen des naſſauiſchen Hauſes auf den höchſten Punkt der Ehre und Größe. Dieſer Graf wurde durch Betrieb ſeines Oheims, des Erzbiſchofs von Mainz, Gerhard II., zum deutſchen Kaiſer gewählt, und ſeine Enkel beherrſchten nach ihm faſt anhaltend das Kurfürſtenthum von Mainz.

Ich werde die Thaten der Naſſauer in dieſer glänzenden Epoche anderswo umſtändlicher anführen; hier ſoll nur berührt werden, was auf die Schikſale des edlen Geſchlechts ſelbſt Bezug hat. Adolf hatte ſowohl für ſein Haus als

Digitized by Google

das geſammte deutſche Reich große Abſichten. Jenes wollte er durch einen Kauf mit Thüringen und Heſſen vergrößern, wodurch ſich ſein Stammgebiet vom Rheine bis an die Weſer erſtrekt haben würde; dieſes wollte er gegen Frankreich erweitern. In beiden großen Unternehmungen wurde er durch engliſche Subſidien unterſtüzt; aber an beiden durch ſeinen Oheim Gerhard gehindert, welcher ihn doch zum Kaiſer gewählt hatte. Dieſer ſtolze Prälat glaubte unter ihm das Zepter des Reichs führen zu können; da aber Adolf dieſe geiſtliche Vormundſchaft nicht dulden wollte, ſezte er ihm Alberten von Oeſtreich entgegen, unter deſſen Waffen er bei Gelheim fiel, wo er eben ſo tapfer als rühmlich für ſeine Krone ſtritt.

Indeſſen hatte ſich Adolf doch um ſeine eignen Länder große Verdienſte erworben. Er baute Wiesbaden wieder auf, das durch den langen Krieg mit den Eppſteinern im Jahre 1280 von Grund aus zerſtört worden war. Um in künftigen Fehden ſowohl gegen dieſe mächtige Familie, als auch gegen die Thüringer ſicher zu ſeyn, ſoll er die zwei feſten Burgen Sonnenberg und Adolfsek errichtet haben. In einem Saale der leztern war ehemals ein Fenſter mit ſeinem Wappen und der Unterſchrift:

»Wenn Sünd nicht hätte Sündennamen
»Wollt ich mich doch der Sünde ſchamen.«

vermuthlich hat man dieſe Reimlein erſt in ſpätern Zeiten darunter geſchrieben, weil, wie die Sage gieng, Adolf dort eine Geliebte verwahrt haben ſoll, welche er aus einem Kloſter entführte. *)

Dieſem ſey nun, wie ihm wolle, ſo bleibt ſo viel gewiß, daß er ſeine Länder in ordentliche Gerichte und Aemter abgetheilt, und ſelbſt gegen alle äußere Anfälle geſchüzt hat.

Sein Sohn und Nachfolger Gerlach erbte von ihm ſeine Tapferkeit und den Haß der Partheien. Er mußte eine

*) Siehe davon die Ballade im VII. Heft.

harte Belagerung in Wiesbaden von Ludwig dem Baiern und den rheiniſchen Kurfürſten aushalten, weil er die Parthei Friedrichs von Oeſtreich ergriffen hatte. Er führte einen blutigen Krieg mit dem mächtigen Adminiſtrator von Mainz, Kuno von Falkenſtein*, für ſeinen Sohn Gerlach, welchen ein Theil des Domkapitels zum Kurfürſten von Mainz gewählt hatte. Aus beiden Fehden gieng er mit Ruhm und Nuzen hervor. Ludwig der Baier verſöhnte ſich mit ihm, und gab ihm beträchtliche Gerechtſame zu Waſſer und zu Land; und ſein Sohn und ſeine Enkel behaupteten eine lange Zeit hindurch den erzbiſchöflichen Stuhl zu Mainz. Am Ende ſeiner Tage hatte er noch das Glük, daß durch ſeinen zweiten Sohn Johann, welcher die Erbgräfin Johanna geheurathet hatte, auch noch Saarbrüken und ein Theil der Grafſchaft Spanheim ſeinem Hauſe zufiel. Er veranſtaltete daher im Jahre 1346 eine neue Theilung der naſſauiſchen Länder. Sein älteſter Sohn Adolf erhielt die Herrſchaften von Idſtein und Wiesbaden, der jüngere aber, Johann, nebſt dem, was ihm ſeine Gemahlin zugebracht hatte, auch noch Weilburg u. ſ. w. Dieſe Theilung dauerte bis auf unſere Zeiten unter den Idſteiniſchen und Weilburgiſchen Linien fort.

Nach angenommener Reformation glänzte der alte Ottoniſche Zweig der Naſſauer durch eben ſo tapfere als kluge Fürſten in Holland und England. Sie haben für die Freiheit der Niederländer gegen die Uibermacht Philipps von Spanien, und für die Freiheit Europens gegen jene Ludwigs XIV. gefochten, und das Gleichgewicht der Staaten erhalten. In unſern Tagen hat ſich der Walramſche Zweig unter dem herzoglichen Titel auf das Glük ſeiner Unterthanen und Länder beſchränkt.

Digitized by Google

VIII.

Gedanken und Maximen des Prinzen Eugen *).

Im Jahre 1689 gieng der Prinz Eugen nach Turin, um den Herzog von Savoyen für Oeſtreich gegen Frankreich zu gewinnen. »Zwanzigtauſend Thaler monatlich von England

*) Vie du prince Eugène de Savoie etc. écrite par lui-même. 3e édition. à Paris, chez Michaud frères 1810. Ich weiß nicht, ob dieſe Schrift ins Deutſche überſezt iſt; doch ſcheint es mir nicht wahrſcheinlich, daß der Spekulationsgeiſt der vielfachen Uiberſezungsanſtalten, welche uns die neueſten Erzeugniſſe des Auslandes fabrikmäſig liefern, dieſes intereſſante Werk ſollte überſehen haben. Ich bin aus mehr als einem Grunde geneigt, an die Aechtheit dieſer Schrift zu glauben, die übrigens auch nichts enthält, was des großen Mannes, dem ſie zugeſchrieben wird, unwürdig wäre. Der hiſtoriſche Theil iſt, nach meiner Einſicht, bei weitem nicht ſo wichtig als der räſonnirende, und ich hoffe, es wird dem Publikum angenehm ſeyn, die Ge-

Digitized by Google

ſagt er bei dieſer Gelegenheit, eben ſo viel von Holland, vier Millionen für die Kriegskoſten, und eine Art Subſkription von allen kleinen Fürſten Italiens wirkten mehr als meine Beredſamkeit. Der Herzog von Savoyen ward auf einige Zeit der beſte Oeſtreicher von der Welt. Sein Benehmen, das ich nicht rechtfertigen will, erinnert mich an das der Herzoge von Lothringen und Baiern. Die Geographie erlaubt es ihnen nicht, ehrliche Leute zu ſeyn.

Im Jahre 1692 rükten wir in Frankreich vor. Wir hatten Quillaſtre, Embrun und Gap genommen; und der Herzog von Savoyen war im Begriffe, ohne Schwierigkeit über Siſteron bis Aix, und vielleicht bis Lyon vorzudringen, als er die Blattern bekam, die Frankreich retteten und ihn ſelbſt dem Tode nahe brachten. — Eines jener kleinen Ereigniſſe, die oft ſo große Folgen haben.

Zwölftauſend achthundert Todte und zwanzigtauſend achthundert Gefangene, welche die Schlacht von Hochſtett die Franzoſen gekoſtet hatte, verhinderte ſie diesmal das Te Deum anzuſtimmen, welches ſie bei ihren Niederlagen, die ſie nie anerkennen, zu ſingen pflegen.

---

danken eines ausgezeichneten Menſchen, der ein eben ſo großer Staatsmann als Feldherr war, über Gegenſtände zu leſen, die auch in unſern Tagen noch wichtig ſind. Darf ich von mir auf andere ſchließen, dann täuſche ich mich keineswegs in dieſer Erwartung; denn ich kann nicht leugnen, daß ich die angeführte Schrift mit großem Vergnügen geleſen habe.

Ich vermogte etwas bei dem Kaiſer Joſeph, und hatte Bonneval und Langallerie, beide Franzoſen, als Generäle in ſeine Dienſte genommen. Sie waren tapfer und hatten Geiſt, nahmen aber ein ſchlimmes Ende. Sie ſpielten die ſtarken Geiſter, die beinahe immer ſchwache Geiſter ſind. Die Mühe, welche ſich gewiſſe Leute geben, dafür zu gelten, keine Religion zu haben, zeugt, ohne von ihrer dummen Freigeiſterei zu reden, auch von einem ſchlechten Geſchmak.

Kein Einfluß bei Hofe kann ſich in der Abweſenheit behaupten. (Die Weiber und Höfe ſcheinen eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einander zu haben.)

Bei Hofe muß man nicht mißvergnügt ſcheinen. Ich haſſe diejenigen, welche über die Regierung klagen, ſelbſt wenn ſie Recht hätten. Die übeln Reden und wizigen Einfälle kommen aus dem geheimen Kabinette in den Saal, von da an die Tafel, und endlich, durch die Redſeligkeit der Dienerſchaft, bis in die Wirthsſtuben. Dann machen ſie einen Eindruk auf das Volk, der gefährlich werden kann.

Ich gieng mit Marlborough nach dem Haag, um die Generalſtaaten, die uns zu verlaſſen im Begriffe waren, zu liebkoſen. Ich rieth ihnen, bei den Konferenzen von Gertruidenburg zu ſagen, daß ſie von keinem Frieden, als einem allgemeinen hören wollten. Das iſt ein gutes Mittel, den Krieg nicht zu endigen; denn man kann darauf wetten, daß es unter vier oder fünf Mächten immer eine giebt, die ihre Rechnung nicht bei dem Frieden findet. Der Königin Anna von England war ich gewiß, weil ich Marlboroughs gewiß

war, der mich trefflich unterſtüzte. Ich reiſete ab, um den Kaiſer von der Lage der Dinge zu unterrichten. Ich machte ihm eine Schilderung von Europa, von der, wie ich ſah, ſein geheimer Rath auch nicht den geringſten Begriff hatte. Ich zeigte, daß mehrere Mächte nicht abgeneigt ſeyen, uns zu verlaſſen. In der Ferne hat man Muth. Man ſagte mir, ich würde eine ſchöne Campagne machen. Ich antwortete, ich hätte mehr Leute abſchlachten laſſen, als man mir würde geben können, aber doch wollte ich es verſuchen.

Tallard, im Frieden gefährlicher als im Kriege, den ich nicht als Gefangenen in England zurükgelaſſen haben würde, wenn ich hätte ahnen können, daß er Mittel fände, ſich daſelbſt in Kredit zu ſezen, verſchaffte den Torys den Sieg, und ſtürzte die Whigs. Die Aufmerkſamkeit, mit welcher er der Mademoiſelle Mashan, die an die Stelle der Herzogin von Marlborough in die Gunſt der Königin gekommen war, ſeine Aufwartung machte; das Glük, welches er in Geſellſchaften hatte; ſeine Geſchenke an Burgunder und Champagner, die er den ehrenwerthen Gliedern des Parlaments machte, welche Liebhaber davon waren, gaben den Angelegenheiten von Europa eine andere Geſtalt.

Nach dem Verluſte von einigen Pläzen an den Grenzen von Deutſchland, ſagte man allgemein an allen deutſchen Höfen, welche die Todesfurcht ängſtigte: Gute Nacht Reich! gute Nacht ſeine zwei Vormauern! — Warum ſind ſie unverbeſſerlich? Wären die kleinen Miniſter, oder die kleinen und großen Mätreſſen nicht von Frankreich gewonnen, dann könnten ſie 100,000 Mann ins Feld ſtellen, um erſtens den Rheinübergang zu verhindern, und dann um

die erbauten oder zu erbauenden Feſtungen zu vertheidigen. Es giebt viele ſchlechte Deutſche in Deutſchland. (Wenn der Prinz Eugen glaubt, die Geographie mache es manchmal unmöglich ehrlich zu ſeyn, ſollte ſie es dann nicht auch oft unmöglich machen, vernünftig zu ſeyn?)

Die Hilfsquellen Frankreichs ſind unermeßlich. Hier findet ihr einen Willen, und eine Nation. Die öſtreichiſche Monarchie beſteht aus fünf oder ſechs, die verſchiedene Konſtitutionen haben. Welch eine Verſchiedenheit in Kultur, Bevölkerung, Geld und Kredit! Der Titel eines Kaiſers trägt keinen Mann, und keinen Kreuzer ein: man muß ſogar mit dem Reiche unterhandeln, daß es nicht franzöſiſch iſt; mit den Böhmen, daß ſie ſich nicht nach Preußen oder Sachſen flüchten, aus Furcht Soldaten werden zu müſſen; mit den Lombarden, die geneigt ſind, ſich Savoyen zu unterwerfen; mit den Ungarn, die ſich bereitwillig finden laſſen, Türken zu werden, und mit den Flammändern, die ſich leicht an Holland anſchlieſen.

Villars und ich ſprachen eines Tags über die Verſchiedenheit unſrer Nationen. »Die Ihrige, ſagte Villars, »ſcheint mir ſich ewig gleich zu bleiben, indem ſie, was »ſie thut, mehr oder weniger vollkommen gut, aber nie ganz »ſchlecht thut.» — Und Ihre Nation, ſagte ich zu ihm, iſt nie dieſelbe. Es giebt deren eigentlich zwei in Ihrem Lande: die eine, welche der Disziplin, der Ausdauerung, des Enthuſiasms fähig iſt, wenn ſie Villars, Vendome und Catinat an ihrer Spize hat; und dann eine andere von Blentheim und Ramilliers, wenn ſich Verſailles in Ihre Angelegenheiten miſcht. (Quand il y a du Verſailles dans

vos affaires.) Der Geiſt, der Verſtand der Franzoſen kann ihnen manchmal nachtheilig werden, weil ſie über alles und ſehr ſchnell entſcheiden.

»Wir ſprechen, ſagte er, ohne daran zu denken, wie »Hannibal und Scipio mit einander. Was halten Sie von »den Türken? Sind ſie noch ſo dumm, wie zu meiner »Zeit, wo ich Sie zu bewundern anfieng?« — Man wird ſie nie anders machen, erwiederte ich; aber auch ohne dies könnte man ſie gut gebrauchen. Wenn ein Paſcha, ein Renegat oder ein General der Alliirten von der Pforte, Pelotons nach ihrer Art als eine zweite Linie in die Zwiſchenräume der erſtern, und andre als dritte Linie in die Zwiſchenräume der zweiten, dann noch Reſerven aufſtellte und ihre Spahis auf die Flügel würfe, dann würden ſie mit ihrem Geheule und mit ihrer Art, mit 50 Mann und einer kleinen Fahne vorzurüken, unüberwindlich ſeyn.

»Sie werden ſich ärgern, ſagte Villars. Wiſſen ſie das »dumme Zeug, das man über Sie wegen dem Verluſte der »Schlacht von Denain geſchwäzt hat?« — Das wird mir Spaß machen, antwortete ich. — »Nun dann, weil ſie eine »Mätreſſe zu Marchiennes hatten; eine italieniſche Tänzerin, »ſchön wie der Tag, hatte ihre Wohnung daſelbſt; und Sie »hatten aus keinem andern Grunde Truppen an dieſem Po»ſten, als um für die Sicherheit Ihrer Geliebten und die »Ihrige zu ſorgen, wenn Sie die Nacht daſelbſt zubrachten.« — Ich lachte herzlich mit ihm über dieſe Geſchichte. — Denn wahrhaftig, ſagte ich, hätte ich mir dieſes Schöpſenfieber, welches man Liebe nennt, ſehr ſpät beigehen laſſen. Ich hätte beſſer gethan, es zu Venedig und Wien, zu unſrer Zeit, zu haben. Sie hatten Weiber daſelbſt, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt; aber ohne ſie zu lieben oder von ihnen geliebt zu werden; denn ſie nehmen gern einen Franzoſen aus Ton.

Die Nachricht von dem Tode Ludwigs XIV. machte denſelben Eindruk auf mich, wie eine ſchöne, alte, von einem Windſtoße niedergeworfene Eiche. Er war ſo lange aufrecht geſtanden! Ehe der Tod die groſſen Erinnerungen verwiſcht, ruft er ſie im erſten Augenblike alle ins Gedächtniß. Die Geſchichte hat in dem Anfange Nachſicht. Die erſten Regierungsjahre dieſes groſſen Königs hatten ſie nicht nöthig: nun aber hatte das Alter die Klauen des Löwen beſchnitten.

Der Ruhm iſt manchmal ein Heuchler, der ſich unter dem Mantel der Ehre der Staaten verſtekt. Man findet Beleidigungen, wo ſie nicht ſind; leihet dem andern böſe Abſichten, glaubt ſich gekränkt, und läßt 500,000 Menſchen morden.

Beim Anfange eines Krieges weiß man nie beſtimmt, wer von beiden Theilen Unrecht hat. Man entzweiet ſich, beklagt und beſchuldigt ſich, und die Klagen und Beſchuldigungen werden wieder zurükgegeben. Endlich kömmt es zur Schlacht, ehe alles dies ins Reine gebracht iſt.

Bei der Kapitulation von Temeswar foderten die Türken die Begnadigung einiger Kowiruzzer. Ich erinnere mich, daß ich auf dieſen Artikel der Kapitulation antwortete: Das Geſindel kann gehen, wohin es will. Dieſe Benennung iſt nichts weniger als gleichgültig; er bedeutet Rebelle: und obgleich er nur für die von Ungarn beſtimmt iſt, ſo hat es doch ſeinen Vortheil, daß der Soldat ihn allen Feinden des Hauſes Oeſtreich ohne Unterſchied giebt, als wenn ſie ſeine Unterthanen wären, und er ſie demnach

mit der Verachtung anſieht, die man gegen Verräther hat. Ein Nichts giebt einem Heere manchmal einen nüzlichen und vortheilhaften Ton.

Im Jahre 1718 hatten die Türken Luſt Frieden zu machen; und der Kaiſer nicht weniger. Ich hätte ihn leicht entbehrt, denn iſt geſtehe, daß ich den Krieg liebte. Alle Höfe ſchikten Unterhändler nach Paſſarowitz. Um vortheilhaftere Bedingungen zu erhalten, gieng ich dem Groß-Weſſir, der ſo eben mit ſeiner Armee bei Niſſa eingetroffen war, entgegen. Ich wäre mit ihm fertig geworden, denn er hatte nur 80,000 Mann; und da ich ihm eben eine Schlacht liefern wollte, überbrachte mir ein verdammter Kurier die unangenehme Nachricht, daß der Friede den 21. Juli unterzeichnet worden ſey. Bei uns heiſet das ein Waffenſtillſtand, den man verlängert, ſo lang man will, oder auch nach den Umſtänden bricht. Dieſer währte nur fünf und zwanzig Jahre. Ein Kardinal, der ein Feind Mahomets ſeyn ſollte, rettete deſſen Reich. So ſpielt die Politik mit der Religion. Alberoni war Urſache, daß Spanien ſich gegen uns erklärte.

Im Jahre 1719 herrſchten in den Niederlanden Gährungen, die an einigen Orten zum Ausbruche kamen. Ich ſchrieb an Prié, der in meinem Namen daſelbſt befehligte, und von dem man glaubte, er werde von mir gehalten, folgendes: »Stellen Sie den Flammändern vor, daß es ihr »Intereſſe iſt, die Meinung zu unterhalten, ſie könnten ſich »empören, damit der Hof ſie ein wenig ſchonend behandelt; »aber es nie zu thun, weil ſie ſonſt die Armuth ihres Ka»rakters und die Nichtigkeit ihrer Mittel zeigen würden.

Digitized by Google

»Stellen Sie ihnen vor, daß man eine Stadt mit brennenden »Lunten an ihren vier Enden zittern macht. Den wenigerDum»men machen Sie begreiflich, daß man bei einer Revolution »nie gewinnt; denn man weiß nicht, was man an die Stelle »deſſen ſezen ſoll, was man zerſtört hat; und daß der ſchlech»teſte Fürſt beſſer iſt als die geſchikteſten Leute, die ihm nach»folgen. Den Ehrlichſten ſtellen Sie vor, daß eine Revo»lution, wenn ſie ein Reſultat haben ſoll, Verbrechen nöthig »macht, die Schaudern erregen, aber ohne die man ſich nur »mit den Aufrührern ſpaßt, und daß ſie zwiſchen dem Gal»gen und dem Gehorſam, und Sie, Hr. von Prié, zwiſchen »Ihrer Zurükberufung und dem Spielberg, dem Nachdruk »um Unruhen zuvorzukommen, und der Strenge um ſie zu »beſtrafen, zu wählen haben.»

Einen ziemlich angenehmen Augenblik gewährte mir auch eine türkiſche Geſandtſchaft, durch welche mir der Großherr, mit Uiberſendung der zwei ſchönſten arabiſchen Pferde, die ich je geſehen habe, und eines Säbels und Turbans, ſagen ließ: Der Säbel iſt das Sinnbild deiner Tapferkeit, und der Turban das deines Genies und deiner vorzüglichen Klugheit. Ich liebe dieſes orientaliſche Kompliment, und bin gegen die der Chriſten mißtrauiſch.

Der Kaiſer Joſeph hatte Geiſt, war liebenswürdig und im Stande ſelbſt zu regieren. Ich ſagte ihm eine kurze Zeit vor ſeinem Tode: »Gebrauchen Sie, Sire, nur ehrliche »Leute; finden Sie aber zu Zeiten eine verworfene Seele, »einen Sünder, der das Gehäſſige bei den Intriken auf ſich »nehmen will, und ſich nicht ſchämt Lügen geſtraft zu werden,

»dann bedienen Sie ſich deſſelben, ohne ihn zu achten. Um »die Ehre der Staaten iſt es kein ſo kizliches Ding, wie um »die des Menſchen. Treuloſigkeit und Niederträchtigkeit »flöſen nicht allein Abſcheu ein, ſondern ſind auch eine ſchlechte »Politik; aber Gewandheit und Verſtellung ſind erlaubt. »Gehen Sie mit Rom und der Geiſtlichkeit nicht zu weit. »Sie lieben Frankreich nicht: das begreife ich leicht; denn, »obgleich es gegenwärtig von uns beſiegt iſt, ſo hat es doch »mehr Hilfsquellen als Ewe. Majeſtät. Ziehen wir uns fer»ner noch gut aus der Geſchichte, der Veränderung unge»achtet, die in England vorgehen wird; fangen Sie, haben »wir Frieden geſchloſſen, nicht wieder an, und drohen Sie »nie einer Macht, ohne daß Sie bereit wären zuzuſchlagen. »Ein junger, ehrgeiziger König, der zugleich ein Soldat iſt, »könnte an der Spize dieſer Nation die Welt erobern. Glük»licher Weiſe kam Ludwig XIV. da er es war, geſchwind »zurük, um in Verſailles den liebenswürdigen Sie»ger zu tanzen, und von ſeinem Lobredner Quinaut eine »Opera zu hören; und daß er jezt nicht lange mehr zu le»ben hat.»

Gegen das Ende meiner Laufbahn, da wir Frieden hatten, las ich viel und ließ mir leſen. Ich hatte beinahe nie die Zeit dazu gehabt. Erſtaunt war ich, bei den Griechen und Römern und bei den Franzoſen der erſten Jahre Ludwigs XIV. vieles zu finden, was ich, ohne es zu wiſſen, wahrſcheinlich aus Inſtinkt, gethan hatte. Ich faßte den Entſchluß, nach meinem Tode dem Kaiſer meine Bibliothek zu geben; denn die ſeinige hat ſie ſehr nöthig, und meine Nichte braucht ſie nicht. Dieſe wird lieber ſpielen, und einen kleinen Hof halten.

Digitized by Google

Ich gab mich ſehr mit den innern Angelegenheiten ab. Zu den Miniſtern ſagte ich: Könnt Ihr nicht dieſes Heer von unnüzen Menſchen verabſchieden, und den Anfang mit ſo vielen Preſidenten und Dikaſterialperſonen machen, welche das Geld nicht bis zur Taſche des Monarchen gelangen laſſen; eine Steuer erfinden, die unter die Einwohner nach dem Einkommen oder Gewinnſte eines jeden Individuums vertheilt iſt; jedem Armen Wohnung und Arbeit geben; die Engländer, die Holländer und Banquiers über ein gutes Finanz- und Manufakturſyſtem zu Rathe ziehen; für den Akerbau Flammänder kommen laſſen; unſere Heiden durch die Mönche oder durch Soldaten urbar machen, denen man Dörfer auf denſelben bauen würde; von der Geiſtlichkeit zu zwei Prozent Geld lehnen; dem Fluſſe Wien ein Bett graben, um den Unrath der Esplanade abzuführen, der die Stadt verpeſtet, und daſelbſt einen ſchönen mit vier Platanenalleen bepflanzten Kai anlegen; die Flüſſe durch Kanäle verbinden; die Wege durch die Eigenthümer des benachbarten Feldes wiederherſtellen, ohne daß man ſich durch Anlegung von Landſtraßen zu Grunde richtet; unſre Bevölkerung durch die Hugenotten der Zurüknahme des Edikts von Nantes und die Ausgewanderten aus dem Reiche, welche ihre kleinen Tyrannen von Suveränen mißhandeln, verdoppeln? Ich ſagte zu unſern Generälen: Kann man nicht, um die Unterthanen des Kaiſers zu ſchonen, türkiſche, polniſche, preuſſiſche, ſächſiſche und italieniſche Regimenter errichten, indem man die Leute zur Deſertion reizt, und die Deſerteure anwirbt; und eine ungariſche, böhmiſche, öſtreichiſche und walloniſche Armee errichten, bei welcher es nur Offiziere von ihrer Nation geben dürfte, um die Nacheiferung zu unterhalten? Könnte man den Landeskindern nicht Urlaub geben; ſtarke Garniſonen in Wien, Preßburg, Olmüz, Grätz, Linz, Brüſſel, Luxenburg und Mailand unterhalten;

an jeder Grenze ein verſchanztes Lager anlegen, weil die Feſtungen zu viel koſten, und Stutereien errichten, damit das Geld nicht aus dem Lande geht u. ſ. w.?

Man gab Karl VI., wie jedem andern, eine Mätreſſe, die ſpaniſche Altheim; ſie war es nicht mehr, als für mich ehemals die Italienerin und die Bathiany gegenwärtig; aber als ihr Freund, ſagte ich zu ihr: Können Sie den Kaiſer nicht dahin bringen, daß er die Liebe der Kur- und erſten Reichsfürſten zu gewinnen ſucht; daß er ſie durch glänzende Feſte nach Wien zieht; daß er ihnen Vlieſe oder ihren Miniſtern einen andern Orden, den man machen kann, ertheilt; ihren Baſtarden Fahnen, und ihren Mätreſſen Penſionen, oder artige Offiziere giebt?

Zum Beichtvater ſagte ich: Verhindern Sie die Anklagen, das Anbringen, die Bigoterie, den Unglauben, den Verdacht, die vorgefaßte Meinung, die Kabalen, und die Ungerechtigkeit. Verhindern Sie die Miniſter und die Mönche ſich zu bereichern, jene durch zu viele Wohlthaten, dieſe durch Stiftungen und Ex—voto. Erlauben Sie, daß jedes Kloſter eine gewiſſe Anzahl Invaliden ernährt. Die Polizei, oder vielmehr die zu viele Polizei, ehrwürdiger Herr, ſchlägt auch in Ihr Fach; ſie diene dazu, die Diebſtähle und Korreſpondenzen, die dem Staate gefährlich ſeyn könnten, zu verhindern und zu entdeken. Man macht unſern Kaiſern den Hof nicht, wenn man ihnen Mißtrauen einflößt; denn, bieder wie die Prinzen von dem öſtreichiſchen Hauſe ſind, werden ſie, hoffe ich, Widerſtand leiſten, und Se. Majeſtät wird jenem italieniſchen Mimen kein Gehör geben, der, wenn Sie nicht auf Ihrer Hut ſind, ſich gewiß in Kredit ſezt. Man verdirbt die Sitten einer Stadt, wenn man die Dienerſchaft beſticht, daß ſie hinterbringen, was bei Tiſch geſprochen wird. Ein Miniſter erfährt vielleicht, was ihm

nicht angenehm iſt. Der Spion ſagt zu ihm: »Dieſer oder »jener behauptet, Ewe. Exzellenz ſey ein Dummkopf.»

Von einem ſo guten Volke und bei einer ſo ſanften Regierung iſt keine Revolution zu fürchten. Hinweg alſo mit dieſer lächerlichen Inquiſition der Briefe und Reden. Sprechen Sie Ihrem Herrn ins Gewiſſen, wenn ein unwiſſender Miniſter und intrikante Günſtlinge zum Krieg rathen, es seye dann, daß die große Anzahl der Beamten und Generäle ihn für durchaus nöthig erachten. Man ſpreche, und erkläre ſich; keine Niederträchtigkeit oder Bitterkeit; ein feſtes Betragen, und gut genommene Vertheidigungsmasregeln, und man wird manche hunderttauſend Menſchen und Millionen ſparen.

Ich ſagte zum Kaiſer: Machen Sie, Sire, daß ſich die Preuſſen nicht erheben, daß ſich die Ruſſen nicht bilden, und von unſern Angelegenheiten unterrichten, und daß die Franzoſen nicht das Uibergewicht gewinnen. Ihre Monarchie iſt ein wenig zerſtreut; aber gerade dadurch hängt ſie mit dem Norden, Süden und Oſten zuſammen. Uiberdieß liegt ſie im Mittelpunkte von Europa. Ewe. Majeſtät müſſen ihm Geſeze vorſchreiben.

Ich komme auf die ſpaniſche Altheim zurük. Da Karl VI. gern Spaniſch ſprach, zeichnete er ſie aus. Er würde einer Dame mit demſelben würdigen Ernſte ſeine Aufwartung gemacht haben, mit dem er ſeinen Oberſtſtallmeiſter auf der Jagd tödtete. Er war in Verzweiflung darüber; aber nichts zeigte ſich auf ſeinem kaiſerlichen Antliz. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß dieſe Frau die Galanterie ihres Vaterlandes nach Oeſtreich gebracht hätte, wie die Mutter Ludwigs XIV., welcher der franzöſiſche Hof die Artigkeit, den Geſchmak und die Anmuth der Sitten verdankte, die durch die Unruhen, in welchen dieſe Nation, veränderlich und grauſam wie die Kinder, ſo viele Barbareien begangen hatte,

Digitized by Google

bis dahin noch etwas roh geweſen waren. Die Deutſchen ſind deren nicht fähig; aber ohne Galanterie, glüklicher Weiſe nicht ohne Liebe, obgleich die Frömmigkeit der Monarchen Zwang anlegte, was ſie würzte, vertrieb man ſich in Wien die Zeit nicht weniger angenehm. Es giebt ſo viele ſchöne Weiber, daß, ſo ſehr man auch häßliche zu Hofdamen ſuchte, man beinahe keine fand, und die Abſicht Ihrer kaiſerlichen Majeſtäten, daß Dero Vorzimmer und Gallerien nicht gefährlich ſeyn ſollten, nie erfüllt wurde.

Ich hatte viel mit den zu guten Katholiken und den großen Perüken dieſes Landes zu kämpfen. Die Jeſuiten ſind nachſichtig, wenn man ſich mit ihnen zu benehmen weiß. Sie dienten mir ſehr gut, um die Verfolgungen gegen die Proteſtanten meiner Flotte einzuſtellen, denen man die Ausübung ihrer Religion verboten hatte. Es waren mir keine Matroſen geblieben, als die gar keine Religion hatten, oder Heuchler. Das war noch ſchlimmer; denn wie konnte man dieſen zwei Klaſſen von Menſchen trauen, die Gott nicht, ſondern nur den Kaiſer fürchteten? Die ehrlichen ſchwediſchen, däniſchen, hamburger und lübeker Kaufleute und Matroſen blieben, oder kamen zurük, was ich ein Paar evangeliſchen Geiſtlichen zu verdanken hatte, die ich auf unſern Schiffen unterhielt.

Gerade diejenigen, welche den Krieg nicht zu führen haben, ſtimmen gewöhnlich für denſelben, wie die Miniſter, die Geiſtlichen, die Weiber und die Müſiggänger einer großen Stadt. Ich ſagte ihnen eines Tages in einer Geſellſchaft, wo viel darüber geſchwäzt wurde: »Ich wollte, Ewe. Exzellenzen, und Sie, meine Damen, würden von dem Kaiſer ge-

»nöthigt, jedes 4000 Dukaten beizutragen; und Sie, meine »Herren Elegans, das Gewehr auf die Schulter zu nehmen »und ſogleich zu marſchiren.»

Ich liebe die langen Verkehrungen, die halben Masregeln und die halben Mittel nicht. Man weiß nicht, was an ſeinem eignen Hofe vergeht, und man weiß es an fremden Höfen. Erſt an dem Tage, wo man ins Feld rükt, muß das Publikum von den Allianzen unterrichtet werden.

Im Jahre 1732 begleitete ich den Kaiſer nach Karlsbad, wo er die Bäder zu brauchen vorgab. Wir täuſchten damit den Hof von Verſailles nicht. Man ſah wohl, daß eine Zuſammenkunft im Werke ſey. Der König von Preußen erwartete uns in Prag; und in dem Augenblike, wo ich mich umkleidete, um ihm meine Aufwartung zu machen, trat er in mein Zimmer. Ohne Umſtände, ſagte er zu mir; ich komme, um mich mit meinem Lehrer zu unterhalten. Er war ein Karl XII. in Friedenszeiten; er träumte von nichts als von Soldaten; aber es waren nur Paraden, Exerzitien, kurze Röke, kleine Hüte und große Leute. Ich war gezwungen, ihn von allem dem reden zu hören, von der ſchönen Haltung ſeiner Truppen und ſeiner Oekonomie. Ich faßte ihn von dieſer Seite, und rieth ihm, viel Geld und viele Leute zuſammen zu bringen, um uns zu vertheidigen, wenn wir angegriffen würden; denn mein Syſtem war, wie man geſehen hat, keinen Krieg anzufangen, aber einen Damm gegen Frankreich aufzuführen, um ihm die Luſt zu benehmen, uns anzugreifen. Da ich Freunde lieber hatte als Alliirte, die oft läſtig und eine Art Vormund ſind, beſtimmte ich ihn blos, ſich nie gegen

unſ zu erklären: mit ſeinem Geize bekannt, fürchtete ich, man möchte ihn dahin bringen. Ich bewegte Karl VI. ſich etwas von ſeinem ſpaniſchen Stolze herabzulaſſen, um ihn wenigſtens freundſchaftlich zu empfangen. Er gab ihm ein ſchönes Feſt, das viel koſtete. Ich brachte den ganzen böhmiſchen Adel dahin, daß er dem Könige groſſe Ehrenbezeugungen erwieß. Er hätte ein Exerzitium einem Balle vorgezogen; aber das war unſre Sache nicht. Ich hatte mich gut genug bei der großen Taktik befunden, daß ich mich wenig um die Handhabung des Gewehrs und die Schwenkungen rechts und links bekümmerte. Der Kontraſt zwiſchen der Würde und der Pracht unſers Kaiſers im goldnen Mantelkleide und dieſem Korporal-König war ſehr luſtig. Er gieng nach Potsdam zurük, und wir nach Wien.

Wir hatten noch einmal mit Frankreich zu kämpfen. Den 25. April 1734 traf ich in Heilbron ein. Den 27. muſterte ich die Armee, einige Stunden von Philippsburg. Wenn ich daran denke, wie ich daſelbſt empfangen wurde, dann weine ich noch vor Freude, Rührung und Dankbarkeit. Nach dem wiederholten Rufe: Es lebe unſer Vater! bei welchem man tauſend und tauſend Hüte in der Luft ſah, eilten meine alten Soldaten von Ungarn, Italien, Flandern und Baiern herbei, um die Stulpen meiner Stiefel zu küſſen; man drängte ſich um mich, man küßte mein Pferd, und vor lauter Liebkoſungen warf man mich beinahe von demſelben. Gewiß war dieſer Augenblik der ſchönſte meines Lebens; aber der Gedanke, daß ich nur 35,000 Mann, und der Feind deren 80,000 hatte, und daß er ankündigte, er gehe nach Wien, vergiftete ihn.

Das folgende Jahr ward ich nach Wien zurükberufen; es ahnete mir, daß dieß mein lezter Feldzug geweſen. Es

würde mich Mühe koſten, das ſchmerzliche Gefühl auszudrüken, das ich empfand, als ich von meiner Armee Abſchied nahm. Ja, es war traurig, das kann ich verſichern: man muß ein alter Soldat ſeyn, um zu wiſſen was das iſt, auf ewig Abſchied nehmen von ſo braven Leuten, die man ſo oft zum Tode geführt hat, den ich für mich auf eine glükliche, ſchnelle und glorreiche Art zu finden gewünſcht hätte: das iſt das einzige Glük, das mir Gott verſagt hat. Mit Thränen in den Augen übergab ich das Kommando an den Herzog von Würtemberg.

Die bejahrten Generäle, welche Feinde ſind, gleichen den Weibern, die in einem gewiſſen Alter einander nicht mehr haſſen, weil ſie kein Geſchlecht mehr haben.

Sinzendorf war von allen Miniſtern derjenige, mit dem ich mich am liebſten unterhielt. »Ich wette, ſagte ich zu »ihm, daß Ewe. Exzellenz meiner Meinung ſind. Man »braucht keine politiſchen Sentenzen: das Gemälde von Eu»ropa wechſelt, wie das einer Ebene oder eines Berges, »durch den zufälligen Wechſel des Lichtes. Man ſagt: dieſes »Königreich iſt ein natürlicher Feind von jenem. Keineswegs; »wenn ſie ſich berühren, dann müſſen ſie Freunde, wo nicht »Alliirte zu werden ſuchen, um ſich gegen den Ehrgeiz »irgend einer entfernteren Macht zu ſchüzen. Warum hat »man ſich nach dem Raſtadter Frieden nicht aufrichtig an »Frankreich angeſchloſſen? Die Parthei, welche ihm in Eng»land entgegen war, hatte allen Einfluß verlohren; wir hät»ten viele Millionen, und viele tauſend Menſchen geſpart. »Kann man das Geſez nicht geben, dann muß man nur »darauf denken, wie man es verhindert, daß man es nicht »empfangen muß. Aber was heiſet man die Politik eines »Hofes, und Staatsgründe. Das perſönliche Intereſſe des

Digitized by Google

»Ehrgeizes oder der Rache des Menſchen, der im Kredit »ſteht. Dieſer lezte Grund, Herr Graf, wenn ich, zum »Beiſpiel, in mich ſelbſt zurükgehe, hat ein wenig auf mich »gewirkt wie der erſte; und der Durſt nach Gewalt und »Wohlthaten auf Marlborough.»

Welche Regierung, fragte mich Sinzendorf, ſcheint Ihnen die beſte? — »Sie werden mich für einen Tyrannen »halten, antwortete ich ihm: ich meine die militäriſche Re»gierung. Die Ungeheuer ſind ſelten; warum ſollten deren »gerade auf den ſieben oder acht Thronen von Europa ſizen? »Ein königlicher Wütherich würde nur für ſeine Freunde und »Umgebungen ungerecht und grauſam ſeyn; aber nicht für »einen Edelmann aus der Provinz, für einen Bürger, einen »Bauern, den er nach den Militärgeſezen, welche die klärſten »und expeditivſten ſind, regieren lieſe. Ewe. Exzellenz machen »eine Ausnahme. Aber überlegen Sie, was ich die Ehre »haben will Ihnen zu ſagen. Der Soldat iſt die Grauſam»keit im Kriege ſo müde geworden, daß er ſie im Frieden »ablegt. Ich wünſchte, daß der erſte Miniſter, welcher über »Krieg und Frieden entſcheidet, gedient hätte, damit er auch »wiſſen könnte, was das iſt. Er würde den Ausſpruch von »Schiedsrichtern, wie bei einem Prozeſſe, Vermittelungen, »und mäſigende Vorſchläge annehmen, um nicht in den Fall «zu kommen, ſo viel Blut zu vergieſen.»

Ich geſtehe, ſagte Sinzendorf, daß die Kardinäle und Miniſter viel Blut haben vergieſen laſſen, unſern guten Fleury ausgenommen, den das nichts angeht. Ich glaube, daß die Unwiſſenheit und der Leichtſinn, der immer, wie auch die Kindheit, grauſam iſt, uns für den Krieg ſtimmen, während dem ihr Soldaten, die ihr ihn wegen andern fürchtet, und für euch wünſcht, denſelben, ſo oft ihr könnt, entfernt oder verzögert.

»Sie werden ſchon oft gehört haben, ſagte ich zu ihm, »daß ich nie einen Kriegsrath verſammelt habe, als wenn »ich nichts thun wollte: das iſt wahr, aber es iſt im Kriege »geweſen. Ehe er anfieng, wollte ich, daß die angeſehenſten »Generäle zu Rath gezogen würden und Pläne überreichten, »die wir vor unſerm Herrn diskutirten. Wehe dem, der einen »in Gunſt ſtehenden Höfling anhört, der zu ihm ſagt: Sa»gen Sie keinem Menſchen was davon; denn es »muß ein Geheimniß bleiben, und ſich ſeines ge»ſunden Verſtandes ungeachtet, den er vielleicht vom Him»mel empfangen hatte, hinreiſen läßt!« Man erinnere ſich

des Fenſters von Trianon, das den holländiſchen Krieg veranlaßte. Da meine Mutter in Brüſſel war, erzählte ſie mir oft, was ich in Beziehung auf dieſen Gegenſtand in den von dem Herzoge von Saint-Simon geſammelten Anekdoten geleſen habe. Die Verachtung eines Monarchen gegen gewiſſe Leute, die eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm ſind, beſtimmt dieſe oft zum Krieg zu rathen. Man ſagt öfters, um die Könige zu entſchuldigen: ihre Umgebung taugt nichts. Die Fähigkeiten beſizen, machen ſich ihre Umgebung. Viele von den Leuten Heinrichs III., die unter ihm nichts werth waren, wurden unter Heinrich IV. vortreffliche Menſchen; und die guten unter Karl V. taugten unter Philipp II. nichts.

Der junge Cobentzel, ein Mann von vielem Geiſt, kam oft zu der Frau von Bathiany. Eines Tages ſagte er zu ihr: »Man glaubt, Madame, Sie hätten ſich mit dem Prinzen »Eugen vermählt.» — Dazu, antwortete ſie, liebe ich ihn zu ſehr; ich will lieber einen ſchlimmen Ruf haben, als daß ich ihn um den ſeinigen bringe, und ſo ſeine zwei und ſiebenzig Jahre mißbrauche.

Ich liebe die Frau von Strattman beinahe eben ſo ſehr als meine ſogenannte Mätreſſe, ihre Schweſter. »Wären »Sie nicht andächtig, und ich fünf und zwanzig Jahre »alt, was würde geſchehen?» ſagte ich einmal zur Frau von Bathiany. — Nichts, antwortete ſie mir. Es würde gerade ſo ſeyn wie jezt. Ich bin andächtig; erſtens weil ich Gott liebe, und an ihn glaube und auf ihn hoffe (das iſt beinahe mein einziges Gebet;) dann will ich dadurch meine Ruhe ſichern, die meiner beleidigten Eigenliebe zu Hilfe kömmt, wenn man auch mich aufgeben ſollte; und endlich, um mich über die Weiber hinausſezen zu können, die Liebhaber haben. Ich bin andächtig, weil ich in dieſem Leben weder Furcht noch Hoffnung oder Wünſche kenne; und das Gute, das ich den Armen aus Menſchlichkeit thue, ſogar meiner Seele zu Gut kömmt. Ich bin andächtig, weil die Böſen mich fürchten. Ich bin andächtig, um nicht immer auf meinen Ruf Acht haben zu müſſen. Die Weiber, welche es nicht ſind, wagen nie etwas zu ſagen oder zu thun: ſie gleichen den Spizbuben, die allenthalben die Häſcher hinter ſich zu haben glauben. Aber ich verabſcheue die, welche ſich das Anſehen geben als ſeyen ſie andächtig, oder die es nur wegen der Unſterblichkeit der Seele ſind. Wenn auch die

meinige mit mir untergienge, dann würde ich mich doch bemühen gut zu ſeyn, wie ich es jezt thue. Nicht ſowohl aus Furcht vor Gott, als aus Dankbarkeit für ſeine Wohlthaten und aus Liebe zu ihm bin ich andächtig, ohne Parade damit zu machen, gleich jenen Damen, die es wie ein Gewerbe treiben, mehr um dem Hofe als dem Himmel zu gefallen.

Ich war in dieſem Leben glüklich; ich will es auch in dem andern ſeyn. Es giebt alte Dragoner, die zum Himmel für mich beten werden; und ich zähle mehr auf ihr Gebet als auf das aller betagten Damen des Hofes, und der Geiſtlichkeit der Stadt. Die ſchöne einfache oder rauſchende Muſik beim Gottesdienſte macht mir Vergnügen. Jene hat etwas religiöſes, das die Seele in eine feierliche Stimmung verſezt; dieſe erinnert mich, durch das Schmettern der Trompeten und den Schall der Pauken, die meine Soldaten ſo oft zum Ruhme geführt haben, an den Gott der Heerſchaaren, der unſre Waffen geſegnet hat, ohne zu glauben, wie man zu Zeiten bei Hof ſagte, daß es das ſey, was man das Wunder des Hauſes Oeſtreich nennt.

Ich kannte die Rache nur in muthwilligen Streichen; hier iſt ein Beiſpiel. Die Suveräne kompromittiren manchmal die Ankläger den Angeklagten gegenüber. Man ſchikte mir, bei meinem lezten Feldzuge einen Brief, den der Generalfeldzeugmeiſter Harrach geſchrieben hatte, um mir, das Kommando der Armee nehmen zu laſſen. Da er eines Tags bei mir war, ließ ich den Brief auseinandergelegt auf dem Tiſche, und gieng einen Augenblik hinaus, damit er ihn leſen konnte; und da ich zurükkehrte, genoß ich das Vergnügen ihn verlegen zu ſehen. Zum Sündigen hatte ich kaum Zeit; aber ich gab böſe Beiſpiele, vielleicht Aergerniß ohne es zu wiſſen, indem ich die Gebräuche der Religion vernachläſſigte, an welche leztere ich übrigens immer glaubte, und die ich ſehr gut kenne. Ich habe manchmal Böſes nachgeredet; aber ich glaubte dazu verbunden zu ſeyn, indem ich ſagte: der iſt eine Memme, und jener ein Schelm. Ich war zu Zeiten zornig; aber wer ſollte nicht fluchen, wenn er einen General oder ein Regiment ſieht, das ſeine Schuldigkeit nicht thut, oder einen Adjudanten, der einem nicht begreift? Ich war als Soldat oft zu ſorglos, und habe als Philoſoph gelebt; ich will als ein Chriſt ſterben. Ich habe die Schwäzer weder in Angelegenheiten des Krieges noch in denen des

Glaubens geliebt; und vielleicht habe ich mich, weil ich einer Seits eine lächerliche Irreligiöſität, wie die der Franzoſen, und andrer Seits die ſpaniſche Bigotterie geſehen hatte, von dieſen beiden Extremen entfernt gehalten. Den Tod habe ich ſo oft in der Nähe geſehen, daß ich mich mit ihm vertraut gemacht hatte; aber jezt iſt es nicht mehr daſſelbe. Ich ſuchte, und nun erwarte ich ihn; und indem ich ihn erwarte, lebe ich ruhig. Die Vergangenheit betrachte ich als einen ſchönen Traum. An den Hof gehe ich nur an Gallatagen. Wird eine italieniſche ernſte oder luſtige Opera gegeben, dann beſuche ich das Schauſpielhaus. Hätten wir ein franzöſiſches Theater, dann würde ich Athalie, Eſther und Polyeucte ſehen. Läßt mich Bourdaloue alles fürchten, dann läßt mich Maſſillon alles hoffen. Wir ſind in demſelben Jahre gebohren, und ich habe ihn, bei ſeinem Eintritt in die Welt, als einen durchaus liebenswürdigen Menſchen gekannt. Boſſuet erſchüttert; Fenelon rührt mich. Auch ſie hatte ich in meiner Jugend geſehen; und Marlborough und ich haben dem lezteren, bei der Einnahme von Cambrai, alle mögliche Ehre erzeigt. Ich habe Rouſſeau's Epigramme, und ſogar ſeine Ode auf mich vergeſſen; aber ſeine Pſalmen und Lieder leſe ich immer wieder. Ich habe noch Gedächtniß, wie man ſieht, und glaube nichts vergeſſen zu haben, als meine Feinde in dieſem Lande, denen ich von ganzem Herzen verzeihe. Ein Fremder und Glük! . . . Das war zu viel für ſie.

Ich habe noch viel zur Verſchönerung meiner Gärten und Palläſte zu thun; zum Beiſpiel will ich von dem, den ich bewohne, und wo ich fünfzehnhundert Arbeiter angeſtellt hatte, (weil Mangel herrſchte, und ich dadurch der Stadt Wien Gutes erzeigte,) alles Land kaufen, um einen ſchönen Plaz, und in der Mitte einen prächtigen Springbrunnen anzulegen. Lebe ich noch einige Zeit, dann will ich aufſchreiben, was mir in den Kopf kömmt, der noch ziemlich friſch iſt, obgleich man, um mich zu entfernen, nicht ermangelt hat zu ſagen, er ſeye ſehr auf der Neige. Er war ſtark genug, daß ich nicht vor Verdruß geſtorben bin, wenn man mir entgegenarbeitete, wie es, vor beinahe dreißig Jahren, mein Freund, der Prinz Ludwig von Baden, that.. Ich zog die Achſeln darüber, und gieng meinen Weg.

Digitized by Google

I.

Gedichte.

Der Herbſt.

Sieh, wie ſich die Haine herbſtlich färben,
Alle ſchöne Kinder Florens ſterben,
Lied und Leben ſind verhallt!
Alle Sänger in den Lüften ſchweigen,
Oede Stille herrſcht in allen Zweigen:
Die Natur wird todt und kalt.

Schwalben, Störche mögen nicht mehr wohnen
In dem rauhen Norden; in die Zonen
Eines mildern Himmels ziehn ſie hin.
Und des Feldes Götter ſind verſchwunden,
Und wir ſizen in den düſtern Stunden
Um den lodernden Kamin.

Digitized by Google

Horch, es fallen ew'ge Regengüſſe,
Und der Sturm durchbraußt die Finſterniſſe,
Nebel deket Berg und Au'n,
Wie auf Oſſians ſchauervollen Höhen,
Wo die Geiſter ſeiner Ahnen ſtehen,
Und aus ihren Wolken ſchau'n.

Aber laßt uns nicht vergebens klagen,
Jeden Wechſel hinter uns ertragen:
Wechſel iſt der Erde Loos.
Und verſtehen wir nur zu genießen,
Blumen müſſen immer uns entſprießen,
O Natur, aus deinem Schoos!

Sehet: Bacchus und Pomona haben
Hinterlaſſen ihre ſüße Gaben,
Fülle gab Autumnus Horn.
Die Natur ſorgt ſtets für ihre Kinder,
Und ſo wird das Drükendſte gelinder:
Ewig quillt des Lebens Born. —

Sizen Winters wir in trautem Kreiſe,
Beim Geſange einer alten Weiſe,
Und das Spinnrad ſchnurrt dazu,
Fliehn die Stunden uns in ſchöner Eile,
Und wir kennen keine Langeweile:
Reizend iſt des Winters Ruh.

Könnt' es uns an Unterhaltung fehlen,
Nun, ſo fängt man an, ſich zu erzählen,
Wie ein jeder weiß und kann;
Sey es von Geſpenſtern oder Feen,
Oder Gnomen, die in Bergen gehen,
Oder gar vom ſchwarzen Mann.

Digitized by Google

Bald von König Artus Tafelrunde,
Bald von dieſem, jenem Teufelsbunde,
Von der Talismane Macht;
Mährchen, von der Mutter Gans erzählet,
Oder ſolche, die man ſich gewählet,
Aus der Tauſend Einen Nacht.

Oder wie in öder Burgen Trümmern,
Geiſter in den Mitternächten ſchimmern,
Oder Todte auferſtehn;
Wie Skelette in dem Todtenſaale,
Schweigend ſizen bei dem Trauermahle:
Alles ſchreklich anzuſehn!

Und die Mädchen haben gern den Jammer;
Aber nachher in der ſtillen Kammer
Uiberfällt ſie Furcht und Graus,
Und indem ſie ſich zu Bette legen,
Scheint ſich Alles ſchaurig zu bewegen,
Und ein Klozkopf gukt heraus. —

Scherzen wir im Phantaſienſpiele,
In dem Reize flüchtiger Gefühle,
Und der lange Abend weicht;
Jenes weite Reich des Wundervollen
Muß uns ſeine tauſend Schäze zollen,
Die es unerſchöpflich reicht.

Unſern Kindern bringt der Winter Feſte:
Erſt den heil'gen Niklas, und das Beſte
Bringt das liebe Chriſtuskind;
Schöne Bäumchen, ſchöne Blümchen ſprießen
In der Unſchuld kleinen Paradieſen,
Wo die goldnen Englein ſind.

Digitized by Google

Kommt denn nun das neue Jahr gegangen,
Grüßen ſie die Eltern und empfangen
Wieder etwas, das ſie freut;
Und ſo wechſelt Feier mit der Feier,
Bis das Häschen ſeine Oſtereier
In dem grünen Neſtchen beut. —

Laßt uns darum nicht den Winter ſcheuen,
Laßt uns ſeiner, wie wir können, freuen:
Alles iſt nur, wie man's ſieht.
Ach! es liegt an unſerem Gemüthe,
Wenn uns nicht der Freude ſtille Blüthe
Uiberall entgegenglüht!

Lebensanſicht.

Frei und froh mit muntern Sinnen
Wandl' ich durch die ſchöne Welt.
Gold und Ruhm ſich zu gewinnen,
Laß' ich andern hingeſtellt;
Nur nach Einem auf der Erde
Iſt mein ganzes Thun gelenkt,
Wie ich deſſen würdig werde,
Was mir ſchon das Glük geſchenkt.

Digitized by Google

Ward mir doch die ſüße Gabe:
Luſt und Liebe zum Geſang,
Daß mein Herz ſich ſtärk' und labe
In der Zeiten wildem Drang;
Und ſo wandl' ich mit Geſängen,
Wo das Schikſal hin mich führt;
Nichts kann den zu wild bedrängen,
Der in ſich den Einklang ſpürt!

Vor der Welt gar hoch zu ſtehen,
Scheint mir nicht das wahre Glük;
Schwierig iſt's auf Klippen gehen,
Mancher ſtürzt im Augenblik;
Lieber wandl' ich ſtill im Thale
Durch die Blumen, durch das Korn,
Schöpfe mit beſcheidner Schale
Aus des Segens reinſtem Born.

Mich an ſeinen Rand zu ſezen,
Blikend in der Wellen Kreis,
Fromm und ſtille mich zu lezen,
Sey mir meines Strebens Preis;
Auf die Gottheit zu vertrauen,
Was ihr Rath auch ſenden mag,
Sey mein Thun auf dieſen Auen,
Bis an meinen lezten Tag.

Spruch.

Willſt Du gern den Muſen leben,
Darfſt Du nicht nach Golde ſtreben
Nach der Erde zieht das Gold,
Muſen ſind dem Himmel hold.

Digitized by Google

Spruch.

Der Aff' iſt ein poſſirlich Thier,
Er geht auf Zweien wie auf Vier;
Und willſt beim Volk Du ſtehn in Gunſt,
So lern vom Affen dieſe Kunſt.

Das wilde Heer.

Was brauſet ſo ſchaurig vom Walde
Zur Mitternachtsſtunde herab?
Was brauſet durch Häuſer und Bäume
In luftiger dunkler Geſtalt?

Jezt ſtampfen die muthigen Roſſe;
Jezt tappen die Krieger zu Fuß;
Jezt raſſeln beladene Wägen
Mit eiſernem Kriegesgeräth.

Und lange noch klirren die Waffen
Im nächtlichen Dunkel umher.
Es poltert, und huſchet und flattert
Im hölliſchen Geiſtergeheer.

Wohl iſt es der ewig Verdammten,
Der hölliſchen Geiſter Geheer;
Es kündet dem römiſchen Reiche
Den baldigen Krieg wieder an.

Digitized by Google

Schon ſieht man am nächtlichen Himmel
Kometen mit blutigem Schweif,
Und Schwerter durchkreuzen die Lüfte
Mit blizenden Streifen umher.

Drum ziehet mit Reuter und Roſſen
Und raſſelndem Kriegesgeräth
Von einem der Schlöſſer zum andern
Der ſchrekliche Rotenſtein aus.

Dort auf der zertrümmerten Veſte
Hat einſt dieſer Krieger gehauſt,
Von Jugend zum Kämpfer gebildet
Mit männlicher ſchöner Geſtalt.

Er zoge die Augen der Frauen,
Er zoge die Herzelein an,
Wenn er in der glänzenden Rüſtung
Auf muthigem Roſſe erſchien.

Doch konnte ihn keine gewinnen;
Er liebte nur Jagd und den Krieg
Und hörte viel lieber Trompeten,
Als ſüßeren Minnegeſang.

Da gabe der Pfalzgraf am Rheine
Ein ſtattliches großes Turnier,
Und lude zum herrlichen Kampfe
Die Ritter nach Heidelberg ein.

Sie kamen von Nahe und Ferne,
Vom Nekar, vom Rheine und Main,
Und ſaßen auf muthigen Roſſen
Mit goldenen Deken behängt.

Digitized by Google

Sie trugen auf glänzenden Wappen,
Und Helmen mit Federn geſchmükt,
Das Zeichen des edelen Stammes
Durch mehrere Ahnen erprobt.

Sie zogen mit Fähnlein und Spießen
In doppelten Reihen einher,
Indeſſen die Pauk' und Trompeten
Im herrlichen Kreiſe erſcholl'n.

Doch keiner glich unſerem Ritter
An Zierde und ſchöner Geſtalt;
Er ſaß wie ein Gott auf dem Pferde,
Es lenkend mit kräftiger Hand.

Nun wurden die Schranken geöffnet,
Des Krieges Trompete erſcholl,
Und Reihenweis zogen die Ritter
Zum offenen Plane hinein.

Erſt grüßen ſie Fürſten und Damen
Mit niedergeſenketem Speer,
Dann rennen ſie gegeneinander
Zu Stößen und Stichen bereit.

Wie Blize am nächtlichen Himmel
Durchkreuzen die Waffen die Luft,
Die Roſſe zerſtampfen die Erde,
Vom Blute und Schaume bedekt.

Die goldnen und ſilbernen Stüke
Der Rüſtungen flogen umher,
Schon lagen viel Lanzen zerbrochen,
Viel Helme vom Haupte geſprengt.

Digitized by Google

Doch wollt' ſich der Sieg nicht entſcheiden,
So hartnäkig ware der Kampf,
Bis Rotenſteins kräftige Lanze
Die Gegner vom Sattel gekehrt.

Nun ward er mit Jubelgeſchreie
Zum Throne des Fürſten geführt,
Und aus den ſchönſten der Hände
Erhielt er den rühmlichen Dank.

Mit klopfendem Herzen im Buſen,
Mit liebvollem Auge gab ihm
Das ſchüchterne Fräulein von Hochberg
Das koſtbare Rittergeſchmeid.

Kaum hatte der ſtreitbare Ritter
Das reizende Fräulein erblikt,
So war ihm im Herzen die Liebe
Zum erſterenmale entbrannt.

Er führte ſie höflich zur Tafel,
Er ſezte ſich neben ſie hin,
Und ſagte durch Blike und Worte,
Wie ſehr ſie ſein Herze verlezt.

»Wie kann ich dem Herren wohl trauen,
Sprach ſchüchtern die liebende Magd;
»Ihr habt nie die Weiber geliebet,
»Nur Kampfſpiel entzükt euer Herz?

»Ich wünſche als Gattin zu leben
»Dem Manne, als Mutter dem Kind,
»Drum fürcht' ich die blutige Fehde,
»Die mir oft den Gatten entreißt.

Digitized by Google

»Wie wolltet ihr jezt euch gewöhnen
»Zu leben auf einſamer Burg?
»Und unter der häuslichen Freude
»Vergeſſen das Kriegesgewühl?

»Du haſt mir das Herze gewendet,
Erwiederte heftig der Graf,
»Du haſt mich die Liebe gelehret,
»Ich haſſe von nun an den Krieg.

»Nur aus deinen liebvollen Augen
»Entſpringt mir das künftige Glük.
»Bei dir wär' ein einſames Kloſter,
»O, glaub' es mir, ein Paradies.

»Ich ſchwör' es bei Gott in dem Himme ,
»Ich ſchwör' es am heil'gen Altar,
»Dich ewig zu lieben und treulich,
»Ein glüklicher Gatte zu ſeyn.»

Das Fräulein, von Liebe geblendet,
Gab arglos dem Ritter die Hand.,
Sie wurden in ſtiller Kapelle
Vom Prieſter als Gatten getraut.

Sie zogen mit großem Gepränge
Und Hochzeitsgeſchenken zur Burg
Die hoch auf den Felſen gethürmet,
Mit Mauer und Bollwerk ſtolzirt.

Und als ſo das Fräulein zum Thore
Des Schloſſes hinaufgerükt war,,
Fiel raſſelnd mit Ringen und Ketten
Die hängende Brüke herab.

Digitized by Google

Am eiſenbeſchlagenen Thore
Erblikte die ſchüchterne Braut
Gerippe von Geiern und Eulen
Und anderem Räubergeſind'.

Und aus einem Loche her ſprangen
Der Hunde ein zottliches Paar,
Sie bellten mit ſchreklichen Augen
Und Rachen die Kommenden an.

Im Innern des Schloſſes war alles
Mit Waffen und Jägergeräth
Behangen, und über den Thüren
Erſtrekten ſich Hirſchegeweih'.

Dies alles beklemmte mit Aengſten
Des Fräuleins weibliche Bruſt;
Sie wurde mit klopfendem Herzen
Zum ſeidenen Brautbett geführt.

Kaum waren drei Wochen vergangen
In häuslicher Liebe Genuß,
Als ſich der Geliebte ſchon wieder
Nach Jagden und Schlachtgewühl ſehnt.

Wenn Morgens das Tagslicht ergraute,
Zog er über Berge und Thal,
Und kam erſt zur Mitternachtsſtunde
Zum einſamen Schloſſe zurük.

So floſſen der Gattin die Tage
In einſamer Trauer dahin,
Als ſich in dem Walde des Nachbars
Die Fehde ſchon wieder entſpann.

Digitized by Google

Gleich ließ er die Knechte verſammeln,
Gleich zog er das Rüſtzeug hervor.
Von Innen und Auſſen der Veſtung
Erſchallte das Waffengeklirr'.

Die Gattin rang ängſtlich die Hände,
Sie bate, mit Thränen im Blik,
Den Gatten: ſie nicht zu verlaſſen,
Da Gott ihr geſegnet den Leib.

Der Ritter war taub gegen Bitten
Und Klagen, da ſchrie ſie laut:
»Iſt dieſes die Treue gehalten,
»Die du am Altare mir ſchwurſt?

»Kaum ſind noch drei Wochen vorüber,
»Und treulos verläſſeſt du mich,
»Und ſezeſt die häusliche Liebe
»Der ſchreklichen Kriegesluſt nach.

»Du ſchlachteſt die liebende Gattin,
»Du ſchlachteſt dein eigenes Kind,
»Das unter dem Herzen ſich reget,
»Unmenſchlicher Vater! dahin.»

Umſonſt ſchlang ſie zärtlich die Arme
Um ſeinen geharniſchten Leib,
Umſonſten erfaßt ſie den Zügel
Und hielte das Streitroß zurük.

Er ſpornte mit blutigen Stößen
Das dreimal ſich bäumende Pferd,
Und jagte in vollem Galloppe
Zum eiſernen Thore hinaus.

Digitized by Google

Jezt ſanke die Gattin zuſammen,
Ihr brachen die Augen ſo mild;
Sie wurde von Knechten und Frauen
Zur bräutlichen Kammer geführt.

Hier lag ſie im einſamen Bette,
Sie weinte bei Tag und bei Nacht,
Da ſchlich ihr ein nagendes Fieber
Bald warm und bald kalt durch den Leib.

Nachdem ſie vier Wochen gelegen,
Zum hagern Gerippe verzehrt,
Gebahr ſie mit Zuken und Wehen
Ein ſterbendes Kindlein zur Welt.

Und als ſie das Knäblein erblikte
In bleichgelber Todesgeſtalt,
Brach ſchnell ihr das Herz und das Auge,
Sie zukte noch einmal — und ſtarb.

Indeß lag der Ritter im Felde
Und harrte des Feindes bei Nacht;
Da ſah' er vom Walde her ſchleichen
Die bleiche Geſpenſtergeſtalt.

Sie kam immer näher und näher;
Jezt ſträubt ſich ihm aufrecht das Haar,
Er ſahe die Gattin erblaſſet,
Das Kind in dem Arme ſich nah'n.

Und als ſie ganz nahe dem Ritter
Mit Aechzen herangerükt war,
Erſchallten die ſchreklichen Worte
Aus ihrem verblichenen Mund':

Digitized by Google

»Du haſt deine Schwüre gebrochen,
»Du haſt deine Ehe entweiht,
»Du haſt deine Gattin gemordet,
»Du haſt deinen Knaben gewürgt.

»Drum ziehe, als ſcheußlicher Bote
»Des Krieges, im Lande herum,
»Und künde dem ängſtlichen Volke
»Die künft'gen Verwüſtungen an.

»Dein Name ſey jedem ein Schreken,
»Dein Angedenken verflucht!
»Und wenn du vom Schloſſe herzieheſt,
»Beginnet von neuem der Krieg.»

Nach dieſer Verwünſchung verſchwande
Die Gattin wie Dünſte dahin,
Und ehe der Ritter ſich fande,
Durchbohrt ihn ein feindliches Schwert.

Und ſeit ſeinem blutigen Tode
Geht er als Geſpenſte umher,
Mit Reutern und Roſſen umgeben,
Und ſchreklich bei finſterer Nacht.

Und wenn in dem römiſchen Reiche
Sich fern eine Fehde entſpinnt,
So zieht er aus ſeinen Ruinen,
Verkündend den kommenden Krieg.

Digitized by Google

II.

Wie ſoll man überſezen?

Seit einigen Jahren haben wir Deutſche, wahrſcheinlich um unſere Gründlichkeit zu bewähren, Uiberſetzungs-Grundſätze aufgeſtellt, die ehemals völlig unbekannt waren; wir haben hierin eine Art von Strenge eingeführt, an die ehemals kein Menſch dachte. Wenigſtens ſind das die Foderungen der kritiſchen Blätter; wenn gleich, zum Glüke, die allgemeine Praxis noch ziemlich weit hinter dieſer Theorie zurük geblieben iſt.

Iſt dieſe Strenge gerecht? Führt ſie zum wahren Ziele? Welches iſt das Ziel? — Oder, iſt es eine Strenge? Iſt es nicht vielmehr eine Schlaffheit?

Es gab eine Zeit, wo Uiberſezer, und Kritik und Publikum ſich begnügten, wenn der bloße Sinn übertragen war: man wollte nur wiſſen, was der fremde Schriftſteller gedacht und geſagt hatte; höher ſpannte man ſeine Foderung nicht. Selbſt in dieſer Foderung gieng man nicht aufs Kleine, nur ſchwere Verſtoße wurden gerügt. Das war die Epoche der Wiederaufblühung der Wiſſenſchaften.

Digitized by Google

Die Fortſchreitung der Kultur überhaupt, der Sprachbildung, der Vervollkommnung des äſthetiſchen Gefühles, ließ ſpäter das Mangelhafte eines ſolchen Verfahrens bemerken. Die Foderungen ſpannten ſich höher, und die Kritik fand bald die allgemeine Regel heraus: Der Uiberſezer müſſe ſein Original ſo wieder geben, daß ſein Schriftſteller nicht anders geſprochen haben würde, wenn die Sprache der Uiberſezung die ſeinige geweſen wäre: denn nur auf dieſe Art könne die Wirkung der Uiberſezung und des Originals dieſelbe ſeyn.

Seit Kurzem hat man dieſe Regel beinahe umgekehrt. Man behauptet nämlich, der Uiberſezer müſſe ſeine Sprache dem Originale nachbilden und anſchmiegen, er dürfe nicht wohl mehrere Wörter brauchen, als ſein Original gebraucht, er müſſe die Wortſtellung deſſelben nachzuahmen ſuchen, er müſſe — wenn es einen Dichter gilt — in der Versart des Originales überſezen: nur ſo, in genauer Kopie von Form ſowohl als Materie, werde ein Schriftſteller wahrhaft übertragen; alles andere ſeye Pfuſcherei; unſere Sprache eide dieſes; ſie gewinne vielmehr dadurch an Reichthum der Wendungen und Ausdrüke ꝛc. ꝛc.

Haben unſere Kritiker Recht? Das iſt die Frage.

Der Zwek des Uiberſezens überhaupt iſt: Den der fremden Sprache ganz oder zum Theile Unkundigen mit einem in dieſer Sprache geſchriebenen Werke bekannt zu machen. Da ich aber ein ſolches Werk nicht ganz kennen lerne, wenn ich blos des Verfaſſers nakte Gedanken habe, ſondern da hierzu auch ſeine Darſtellung ſelbſt erfordert wird, ſo iſt klar, daß der Uiberſezer auch die Form des Originales, nicht blos die trokene Materie zu übertragen habe. Der gebildete franzöſiſche Weltmann, voll Sentiments und Wiz und feiner Wendungen, darf in einer deutſchen Uiberſezung nicht wie der pedantiſche Profeſſor auf ſeinem

Lehrſtuhle, oder wie der Kärner hinter ſeinem Gaule, reden.

Iſt aber hierzu nothwendig, daß das fremde Gewand jederzeit kenntlich bleibe? — Hier liegt, däucht mir, der Knoten; hier trennt ſich die ältere Kritik von der neuern. Jene beſchreibt von dem Punkte des obigen Grundſazes aus nur einen Kreis, um ihn zu entwikeln; dieſe hingegen geht von hier aus einen Schritt fort, um, erſt bei einem andern Punkte angelangt, ihren Kreis zu beſchreiben. Jene ſucht den Begriff der Form-Uibertragung einfach zu entwikeln; dieſe nimmt den Ausdruk zu wörtlich und zu derb: jene vergißt bei dem Uibertrage die Sprache nicht, in welche übertragen werden ſoll; dieſe nimmt wenige Rükſicht darauf: jene will aus der Uiberſezzung gleichſam ein neues Original gemacht haben; bei dieſer ſoll ſie eine ſichtbare Kopie bleiben: jene will, man ſoll vergeſſen, daß zu der Kopie ein Original auf der Nebenſtaffelei geſtanden; dieſe will, das fremde Original ſolle dem Leſer immer vorſchweben: jene würde im Deutſchen ein Werk liefern, wie es der fremde Schriftſteller in dieſer Sprache ſelbſt geſchrieben haben würde; dieſe, wie es ein Deutſcher ſchreiben würde, wenn er deutſche Worte in der fremden Sprache gebrauchen ſollte. Erſtere wird mit einem Franzoſen verglichen werden können, der in türkiſchem Koſtüme die türkiſche Etikette mit franzöſiſcher Gewandheit beobachtet; leztere mit einem Türken, der in ſeinem Vaterlande und in ſeinem vaterländiſchen Anzuge franzöſiſche Büklinge nachzuahmen ſich bemüht. — Sollte die neuere Kritik nicht entweder über die Grenzen geſchritten, oder, in einer Verwirrung, aus Neuerungsſucht, ſtatt vorwärts zu gehen, rükwärts gekommen ſeyn? —

Wie? Oder thue ich ihr Unrecht? Trete ich ihr zu nahe in der obigen Gegeneinanderſtellung? — Warum ſind denn

ihre gefeierteſten Uiberſezungen diejenigen, wo man nicht deutſch, ſondern griechiſch, lateiniſch ꝛc. zu leſen glaubt? wo man oft das Original bei der Hand haben muß, um die Uiberſezung verſtehen zu können? Von dieſen heißt es, ſie ſeyen Meiſterwerke; ſie gäben das Original wahrhaft wieder; leſe man ſie, ſo glaube man das Original zu leſen.

Soll man denn das Original zu leſen glauben?

Der erſte Gedanke, Werke einer fremden Sprache in die vaterländiſche zu übertragen, wurde doch nur durch die Abſicht erzeugt, dieſe Werke einzuführen, den Landsleuten das Verſtehen derſelben möglich zu machen. Dieſes iſt und bleibt demnach der objektive Zwek jeder Uiberſezung. — Wird nun dieſer Zwek erreicht durch ein halbdeutſches Werk? — Aber wohl dann wird er erreicht, wenn der Verfaſſer ganz wieder gegeben wird in der Sprache der Uiberſezung; wenn ſein Werk in der neuern Sprache dieſelben Ideen zu erweken, dieſelben Regungen zu erzeugen, wenn es bei den Leſern, ohne daß dieſe von dem Originale und der Sprache deſſelben etwas wiſſen, dieſelben Wirkungen hervorzubringen im Stande iſt, welche es in der Urſprache bei den Leſern, für welche der Verfaſſer ſchrieb, hervorgebracht hat. Wir wollen ja aus der Uiberſezung nicht lernen, wie ſich der Verfaſſer in ſeiner Sprache ausdrükte, ſondern wir wollen ſeine Gedanken und Gefühle, in ſeiner Darſtellungsart, auf eine uns verſtändliche und ihm angemeſſene Weiſe leſen; wir wollen ein Original zu leſen glauben.

Daraus gehen, meines Erachtens, folgende Regeln hervor:

1) Der Uiberſezer muß den Sinn des Originals rein und unverfälſcht wieder geben. Nirgend darf er mehr, nirgend weniger ſagen, als dieſes. Eine Aenderung mag der Wahrheit, der Beſtimmtheit, der Richtigkeit, der Schönheit

noch ſo großen Vorſchub leiſten, die Verſuchung zu einer ſolchen Verbeſſerung mag noch ſo groß ſeyn; dem Uiberſezer iſt ſie nicht erlaubt. Er hat nicht ſeine Gedanken, nicht ſeine Gefühle auszudrüken, ſondern die Gedanken und die Gefühle ſeines Autors; nicht er ſpricht, ſondern der fremde Schriftſteller.

Damit iſt aber nicht geſagt, daß der Uiberſezer ſeinem Originale überall ſklaviſch und wörtlich folgen ſolle. Wollte er dieſes thun, er würde nur zu oft den Sinn deſſelben verfälſchen. Wenn wegen Verſchiedenheit der Grade von Kultur, wegen Verſchiedenheit der Sitten, zwiſchen zwei Völkern bei dieſem ein Ausdruk das ſittliche Gefühl beleidiget, welcher bei jenem frei von dieſem Mißſtande war oder iſt, ſo darf, ja muß der Uiberſezer den Ausdruk mildern oder verſtärken, je nachdem es die Umſtände fordern. — Eben ſo weicht die Wirkung oder der Eindruk eines und deſſelben Ausdrukes in zwei Sprachen, vorzüglich in affektvollen Reden, oft ſehr von einander ab. Auch hier muß die Uiberſezung mehr den Sinn als die Worte vor Augen haben.

2) Der Uiberſezer muß die Darſtellung ſeines Originales nicht nur nachahmen, ſondern in ſeine Sprache wirklich übertragen. Dieſe Foderung an ihn iſt die ſchwerſte: denn hier iſt es nicht um Wörter, es iſt um den Geiſt zu thun. Uiberſezungen vollkommen in dieſer Art ſind ſo ſelten, als Uiberſezer einer ſolchen Arbeit gewachſen. Nur verwandte Geiſter, fähig, bei Dichtern, ein gleiches Werk zu ſchaffen, bei Geſchichten und wiſſenſchaftlichen Abhandlungen ſie wenigſtens durch und durch zu verſtehen, und aus ſich ſelbſt auf gleiche Art wieder zu geben, können den Beruf haben, ſelbe zu übernehmen, und die Fähigkeit ſie mit Glück auszuführen. Andere dollmetſchen zwar auch; aber man ſieht den Früchten ihrer Bemühungen — wenn

Digitized by Google

ſie anders etwas Vorzügliches leiſten wollten, — die Anſtrengung an, welche ſie ſelbſt gekoſtet haben; man ſieht die Schweistropfen, welche ihnen darüber entfloſſen ſind. Ihr Kind iſt kein geſunder frei ſich bewegender Knabe, der uns friſch und kühn und unbefangen ins Auge blikt; es iſt ein Krüppel, der an Krüken hinkt, mit bleicher Stubenfarbe, hängendem Kopfe und triefenden Augen. Mag der Vater noch ſo ſtolz und trozig und zuverſichtlich es uns als ein Ideal von Schönheit vorführen, wir ſehen in ihm nichts als die Eule Lafontaine's, die dem Adler ihre Jungen ſchildert.

Nicht der überträgt die Darſtellung des Originales in ſeine Sprache, der ſich ängſtlich an den Ausdrüken deſſelben hält, ſie Wort für Wort wieder giebt, die Wortſtellung ſogar nachzubilden ſucht, ſelbſt wenn auf dieſe Art durch Fleiß und Sorgfalt nichts verloren gehen, kein Bild eigenmächtig entſtellt werden, keine Willkühr eintreten ſollte; ſondern der überträgt ſie, welcher ſie in ſeiner Sprache mit ſeiner Sprache nachbildet. Das iſt der Unterſchied. Kein Kritiker erlaubt zwar theoretiſch, daß dem Genius der Sprache in der Anſchmiegung an das Original Gewalt angethan werden dürfe; allein man erweitert nicht nur das Reich dieſes Genius über alle rechtliche Grenzen, ſondern ihm wird in der Ausübung, der Bildſamkeit der deutſchen Sprache und unſerer Gutmüthigkeit wegen gar viel zugemuthet. Muthen wir ihm nichts zu, und wir ſind die treueſten Uiberſezer. Wer ließt nicht Bode's Triſtram Shandy oder ſeinen Montaigne mit dem größten Vergnügen? Wer wagt es, ſie untreu zu ſchelten? Und doch ſind beide keine ängſtliche Wortkopien ihrer Originale. Sie ſind treue Kopien, in Form und Materie; aber Kopien des Meiſters: nichts iſt daran verwiſcht, kein eigenthümlicher Zug; nur das Nationale der Sprache des Originales hat dem Nationalen der Sprache der Uiberſezung

weichen müſſen. Armer Bode, wenn du es jezt wagen wollteſt, unbekannt mit deinem Montaigne hervorzutreten! Wahrhaftig, ſo große Mühe du dir gegeben haſt, den Ton deines Originales dir zuzueignen, und ſo ſehr dir dieſes auch gelungen iſt, man würde dir zumuthen, ihn ſo im Deutſchen zu liefern, daß es einer abermaligen Uiberſezung der deinigen bedürfte. Was würden unſere deutſchen Kritiker mit dir anfangen, guter Perrot d'Ablancourt! Wie würden ſie in den Worten klauben, und deinen wahrhaft lebendigen Lucian in einen todten Wachsabdruk des griechiſchen umgewandelt haben wollen! Würdeſt du wohl unter ihnen einen Freund finden, der, wie ehemals Menage, deine Uiberſezung eine belle infidèle nännte?

Man wird mir vielleicht vorwerfen, ich wolle die Leichtfertigkeit der gewöhnlichen franzöſiſchen Uiberſezer in Schuz nehmen. — Fern ſeye alle Willkühr! Nicht den Uiberſezer will ich leſen, ſondern das Original; allein in der deutſchen Uiberſezung will ich das Original deutſch leſen, nicht griechiſch-deutſch, nicht lateiniſch-deutſch. So lange der Uiberſezer wörtlich übertragen kann, thue er es. Sobald aber die Reinheit der Sprache darunter leiden würde, ſeye er ſtrenge, um nicht durch ein ungenießbares Halbdeutſch ſeinen Autor zu entſtellen. Beſonders hüte er ſich, die Folge der Wörter nachahmen zu wollen. Es iſt ein Irrthum zu wähnen, daß man ſich dadurch dem Originale mehr nähere: eine Sprache iſt nicht die andere. Schreibt der Autor rein, ſo giebt der Deutſche ihn um ſo viel ſicherer und genauer wieder, je reineres Deutſch er ſchreibt.

Dabei vergeſſe aber der Uiberſezer nicht, daß er den Geiſt der Darſtellung ſeines Originales nie verläugnen darf. Auch in der Uiberſezung bleibe Tacitus wortkarg in kurzen Perioden (ohne daß darum die Sylben ängſtlich gezählt zu werden brauchten); haſche Salluſtius nach veralteten Wör-

Digitized by Google

tern; ſeye Livius gedehnt, und ſpreche in langen Perioden; rede Cicero breit und mit Eleganz; trete Virgil nicht aus ſeinem majeſtätiſchen Rythmus; tändle Anakreon leicht; lache Moliere; trabe Young düſter; ſpotte Sterne in gutmüthiger Laune; ſehe Plato ernſt; finde Lucian hüpfend überall Diſteln; ergreife uns Dante durch Kühnheit; blike Arioſto's Laune durch ſeine ernſthafte Erzählung; verkenne man Metaſtaſio's Pretioſität und Reichheit nicht; ſeye Lafontaine's Sprache in den meiſten ſeiner Fabeln die Sprache der etwas geſuchten Naivität ꝛc. Daher ahme er Bode nach (ſiehe Vorrede zu ſeinem Montaigne), verwandle zuerſt ſeinen Autor in Saft und Blut, und iſt er von ihm durchdrungen und begeiſtert, dann erſt ergreife er die Feder. Dann werden ihn weder Worte noch Wortfügung aufhalten: frei wird er überſezen, ohne eine Nuance ſeines Originales zu übergehen oder zu verwiſchen; ſeine Uiberſezung wird demſelben gleichen, ohne ſein Schatten zu ſeyn; alles wird gleichſam aus ihm ſelbſt fließen, und doch nur das Eingeſogene; der Periodenbau, der Styl wird nicht der eigenthümliche des Uiberſezers, ſondern es wird der Periodenbau und der Styl des fremden Schriftſtellers, wie ſich ſein Geiſt in unſerer Sprache geäußert haben würde, ſeyn.

Ich kann mir nicht vorſtellen, daß eine Uiberſezung nach den Foderungen der neueſten Kritik viele Mühe koſten könne. Iſt das Original in einer lebenden europäiſchen Sprache, ſo dünkt man ſich freier; ich habe deshalb auch vorzüglich die lateiniſchen und griechiſchen Schriftſteller im Sinne, die man mit einer beſondern ſcheuen Verehrung berührt. Uiberſezungen derſelben brauchen ſich kaum über die Versiones interlineares zu erheben. Hat unſere Sprache kein einfaches Wort für ein fremdes, ſo wird auf der Stelle eines geſchaffen. Nur Gedichte mögen etwas Mühe verurſachen, da es nicht erlaubt ſeyn ſoll, von der Versart des

Originales abzuweichen: indeſſen kann man ſich auch hier durch kühne Verſezungen helfen.

Eine Uiberſezung aber der Art, wie ich ſie oben gefodert habe, iſt freilich keine Arbeit des Anfängers, um ſich das Erlernen der fremden Sprache zahlen zu laſſen, der ſchnellen Fertigung, um den Mitbewerbern den Vorſprung im Buchhandel abzugewinnen: dafür ſezt ſie zu vieles Studium bei tiefer Sach- und Sprachkenntniß voraus; bei Gedichten überdies Dichtertalent und Begeiſterung.

Bei den leztern habe ich noch einen Punkt zu erörtern, den der Versart nämlich. Ich geſtehe frei, daß ich die Foderung der neuern Kritiker, der Uiberſezer müſſe einen Dichter in der Versart des Originales wieder geben, nicht nur für Pedanterei, ſondern, allgemein befolgt, auch für unrichtig und ſchädlich halte.

Es iſt gewiß und unwiderſprechlich, daß für jede Empfindung und ihren Ausdruk es nur eine wahre Form, folglich nur eine angemeſſene Versart gebe, welche dem Dichter in dem Momente der Begeiſterung ſich von ſelbſt darbietet: und dies wird doch wohl der Grund obiger Foderung ſeyn? Allein wer wird behaupten wollen, daß dieſe Formen für jede Sprache dieſelben ſind?

Die in einer Rükſicht freiern, in andern mehr gebundenen italieniſchen Arien mögten wohl eine allgemein geltende Form abgeben, und deshalb auch in der Uiberſezung nachzubilden ſeyn; nicht nur weil ſie zu der ſchon vorhandenen Muſik einzig ganz paßt, ſondern auch weil ſie einfach iſt, und dadurch, daß ſie für ſich ſchon einen völlig muſikaliſchen Rythmus hat *), ihre Beſtimmung am beſten

*) Ich zweifle, ob man allgemein weiß, daß die Sylbe beſtimmt iſt, auf welcher in jedem einzelnen Verſe der Ton liegen muß. Unſern Opern-Uiberſezern ſcheint dieſe Eigenheit der italieniſchen Arie unbekannt zu ſeyn.

Digitized by Google

erfüllt. Wir ſollten ſie auch in unſere Original-Opern einführen.

Das iſt aber der Fall nicht mit allen fremden Vers-arten.

Der ſtreng an eine regelmäßige Cäſur gebundene Alexandriner z. B., welcher dem franzöſiſchen Ohre ſo wohl thut, daß er ihn eine ganze Tragödie, eine ganze Henriade durch mit Vergnügen und immer neuer Luſt hört (vielleicht weil die Cäſur den Mangel des Metrums erſezen muß?) wird — wenigſtens nach meiner Empfindung zu urtheilen — auch noch ſo gut behandelt, ſeiner Einförmigkeit wegen, dem deutſchen Gefühle nie ſo entſprechen, als der freiere jambiſche Vers. (Mit Recht hat daher auch unſere Literatur den in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem franzöſiſchen nachgebildeten deutſchen Alexandriner mit der ewig wiederkehrenden Cäſur aufgegeben.) Wie verſchieden muß demnach die Wirkung ſeyn, welche derſelbe Gedanke, franzöſiſch und deutſch in dieſer Versart ausgedrükt, hervorbringt! Wie verſchieden der Eindruk eines ganzen Gedichtes in Alexandrinern, wenn es der Franzoſe und der Deutſche, jeder in ſeiner Sprache, lieſt oder hört!

Das Sonnet giebt dem an gleichlautende Endungen mehr als irgend eine Nation gewöhnten Italiener, der ſich überhaupt in Weichheit und Ründung gefällt, und von einer ſchönen oder ſchön geglaubten Form leicht beherrſcht wird, ſo wie dem Spanier, der ſich gewiſſermaßen in demſelben Falle befindet, ſelbſt durch die Auszerrung und Einengung eines Gedankens in eine beſtimmte Anzahl von Verſen, eine Behaglichkeit, erzeugt in ihm ein Wohlgefallen, wodurch der Gedanke und die Wirkung des Ausdrukes gehoben wird; ſtatt daß es bei dem freiern gediegeneren Deutſchen, deſſen Poeſie der Reim zwar auch, ohne daß ſeine Sprache ſo reimreich wäre, angehört, durch den zu oft wiederkehrenden Gleichlaut

Digitized by Google

ein gewiſſermaßen unangenehmes Gefühl erregt, und bei der zu beſchränkten Ründung des Gedankens und Gefühles, deſſen Ausdruk ſich immer mit der vierzehnten Zeile vollſtändig ſchließen und vierzehn Zeilen füllen muß, der Wirkung des Gedichtes hinderlich iſt.

Die Ottava Rima iſt in Hinſicht des Versbaues eine Schweſter des Sonnettes: bei ihr tritt folglich in gewiſſem Grade derſelbe Zwang, daſſelbe unangenehme Gefühl ein; ein Gefühl, welches, da dieſe Versart in langen Gedichten, z. B. der Epopee, gebraucht wird, durch die zu einförmige und immer auf die nämliche Art wiederkehrende Ründung — Auszerrung und Einengung — des einzelnen Gedankens in acht Zeilen ermüdet, und dem freien Gange der Erzählung unnöthige Feſſeln anlegt.

Der Hexameter ſcheint für majeſtätiſche und erhabene Gegenſtände unſerm Gefühle zuzuſagen; weniger aber für andere. Homers Ilias und Virgils Aeneis mögte daher durch eine Uibertragung in die Versart des Originales nichts verlieren, vielmehr gewinnen. Daſſelbe mögte ich aber von der Odyſſee nicht behaupten, noch weniger von Virgils Eklogen und Bukoliken. Bei den Römern war dieſer Vers der gewöhnliche, er gab ſich in ihrer Sprache leichter von ſelbſt; deshalb mogte er auf die meiſten Gegenſtände anwendbar ſeyn. Nicht ſo bei uns. Horazens Satyren in deutſchen Hexametern ſind keine horaziſchen Satyren mehr: es ſind matte Geißelhiebe eines Stubengelehrten.

Daher iſt mein Glaube, daß man ſich bei Uibertragung eines Dichters nicht nur, wie überhaupt, in Rükſicht der Worte, der Ausdrüke und der Wortſtellung, ſondern auch in Rükſicht der Versart nach dem Genius der Sprache, in welche der Dichter übertragen werden ſolle, richten müſſe, um bei den Leſern, deren Mutterſprache dieſe iſt, dieſelbe Wirkung hervorzubringen, welche das Original bei ſeinen

Digitized by Google

Landsleuten hervorgebracht hat. Zwingen wir uns, auch in dieſer nationalen Form jederzeit unſer Original zu kopiren, ſo wird die Uiberſezung zwar allenfalls den Eindruk bewirken können, den das Original bei den fremden Kennern ſeiner Sprache, welche ſelbes zugleich inne haben, bewirkt; aber nicht den, von welchem ſein Landsmann ergriffen wird. Und das Leztere ſoll doch unſer Ziel ſeyn.

Weg mit aller Willkühr! weg mit aller Leichtfertigkeit! aber auch weg mit aller Pedanterei!

Digitized by Google

III.

Der Eichelſtein zu Mainz.

Das merkwürdigſte Denkmal, welches Mainz aus den Zeiten der Römer beſizt, und das wie ein ergrauter Zeuge ihrer Schikſale über ſie emporragt, der den Stürmen ſo vieler Kriege und der Wuth der Barbaren, die vergebens ihn zu ſtürzen ſtrebten, durch ſeine Felſenfeſte trozte, dieſes ehrwürdige Monument führt den Namen des Eichelſteins. Seine jezige Geſtalt, die wenigſtens im vorigen Jahrhunderte, da ſich ſeine Steinmaſſe noch koniſch zuſpizte, einer Eichel nicht unähnlich war, mag die zufällige Veranlaſſung ſeyn, daß die Volksmeinung von dieſer Geſtalt ſeinen Namen leitet, und ſogar glaubt, daß ſeine ehemalige Form dieſe Benennung rechtfertige. Die einſichtsvollſten Geſchichtſchreiber, die gelegentlich dieſes Denkmals erwähnen, geben jedoch eine weit befriedigendere Erklärung dieſes Namens, indem ſie ihn vom lateiniſchen Worte aquila oder dem daraus entſtandenen franzöſiſchen Worte aigle, das in den Zeiten der fränkiſchen Herrſchaft am Rheine das Bürgerrecht hatte, herleiten. Gewiß

Digitized by Google

iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſein Schmuk in einem Kranze von ſchwebenden Adlern beſtand, wie die Verzierung des Grabmals der Cecilia Metella aus Ochſenköpfen beſteht. Wie dieſes Grabmal von ſeiner Verzierung den Namen Capo di bove von dem Volke erhielt, ſo nannte man hier das mit Adlern geſchmükte Monument den Adlerſtein. Dieſen Namen empfieng er zu jener Zeit, als Mainz von Dagobert, nach der Verwüſtung der Hunnen, in ſeiner jezigen Lage gegründet wurde, und den rohen Franken ſeine Beſtimmung eines Ehrenmals, von der es zur Zeit der Römer unſtreitig den Namen Monumentum Drusi führte, unbekannt war. Was iſt natürlicher, als daß ſie es nach ſeinen äußern Kennzeichen, den Adlern, benannten? Den Namen Eichelſtein aber erhielt er erſt im 16ten Jahrhundert, wo er durch die vielfachen Zerſtörungen, die er mit der Stadt theilte, ſeine Umkleidung völlig verloren hatte, und wirklich aus ſeinem gleichfalls beſchädigten Poſtamente wie eine Eichel aus ihrer Schale hervorſtand. Andere Schriftſteller, verführt durch ſeine Zuſpizung, haben geglaubt, ihm die Form einer Pyramide geben zu müſſen, ohne zu bedenken, daß die Rundung deſſelben ihre Meinung durch den Anblik widerlegt. Ich kann zwar nicht leugnen, daß die älteſte Abzeichnung vom Jahr 1517 ihn zugeſpizt darſtellt; allein wer kann zweifeln, daß nach Abnahme der äußern Marmorbekleidung oder von welcher Steinart ſie geweſen ſeyn mag, in einem Zeitraum von fünfzehnhundert Jahren, die obere Ausdehnung durch Zeit und Stürme nach und nach geſchmälert wurde, wie man das an allen Pfeilern der Waſſerleitung ſieht, die doch gewiß nicht pyramidenförmig geſtaltet waren. Auch ſcheint die älteſte Nachricht, die man darüber in der Chronik des Otto, Biſchofs von Freiſingen, findet, und wo derſelbe ihm die Geſtalt eines Scheiterhaufens giebt, gar nicht auf Pyramidalform zu deuten. Wenn wir dieſe Gründe über die Form,

Digitized by Google

die er nicht haben konnte, mit dem Hauptkarakter ſeiner gegenwärtigen zuſammenſtellen, und dabei auf die noch beſtehenden Denkmäler des lezten Jahrhunderts vor chriſtlicher Zeitrechnung Rükſicht nehmen, ſo ſcheint mir es nicht ſchwer, ſeine Geſtalt mit groſser Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen. Das genannte Grabmal der Metella *) hat unſtreitig den Baumeiſtern ein Muſter geliefert, das ſie in den folgenden Jahrhunderten bei allen gröſsern Werken dieſer Art nachgeahmt haben. Denn haben nicht im Grunde die Grabmäler Auguſt's und Hadrian's dieſelbe Form, wenn ſie ſchon durch den Schmuk der Kolonnaden und Statüen an Pracht und durch die Auffezung mehrerer Stokwerke an Höhe es übertrafen? Auf einem mehr oder minder hohen Würfel erhebt ſich ein rundes thurmähnliches Gebäude, das oben ein Dom bedekt. Dies iſt die Hauptſchilderung der bekannteſten Mauſoleen der Römer. Dieſe Schilderung iſt ganz auf den Adlerſtein paſſend; auch er ruht auf einem vierekigten Poſtamente, das aber freilich durch die darum aufgeworfenen Feſtungswälle ſehr verunſtaltet iſt. Wenn zwiſchen dieſer Unterlage und der obern Rundung ſich Aushöhlungen zeigen, ſo iſt der Augenſchein hinlänglich, um uns zu überführen, daſs dieſelbe nicht zum Plan des Gebäudes gehören konnten, ſondern durch die Hand der frühern oder ſpätern Barbaren entſtanden ſind. Kurfürſt Sebaſtian beſchädigte ihn am meiſten, da er im Jahre 1552 ihn wollte umſtürzen laſſen, aus Beſorgniſs, Markgraf Albrecht von Brandenburg mögte ſich dieſes vortheilhaften Poſtens gegen die Stadt bemächtigen.

*) Ich will dadurch nicht ſagen, daſs es das erſte dieſer Bauart war. Die Grabmäler des ſerviliſchen Geſchlechts und der Scipionen ſind wohl gleichzeitig oder älter. Das erſte von beträchtlicher Ausdehnung war es doch.

Lezteres geſchah auch wirklich ſo ſchnell, daß der beſorgte Kurfürſt keine Zeit fand, der Nachwelt dies merkwürdige Denkmal zu entreißen. Auch eine kegelförmige Zuſpizung eines runden Gebäudes war nicht im Karakter der römiſchen Baukunſt, und wenn das Klima in Rükſicht der Bedekung von Wohnhäuſern hierin zu einiger Abänderung nöthigte, ſo war dies doch nicht der Fall bei einer Steinmaſſe, die, zu einem bloßen Cenotaph beſtimmt, durch ihre innere Feſtigkeit ſchon dem wildeſten Klima trozen konnte. Alle dieſe Gründe bewegen mich, zu glauben, daß die Geſtalt des Adlersteins von jener des Grabmals der Cecilia Metella nur in Anſehung der Ausdehnung verſchieden war. Die Aehnlichkeit der Benennung von ihren verſchiedenen Verzierungen macht mir dieſe Meinung noch wahrſcheinlicher. Daß dieſe Verzierung von Adlern, wie bei jenem Grabmal, ein Schmuk war, der um die Frieſe lief, und daß nicht nur ein Adler auf der Spize ſtand, wie die Pinien-Frucht auf dem Mauſoleum Hadrian's, iſt deswegen glaublicher, weil im leztern Falle man nicht denken könnte, daß dieſer nothwendig metallene Adler der Raubſucht der Hunnen und Vandalen entgangen wäre, die bekanntlich Mainz ſo vollkommen verwüſteten, daß es einige Jahrhunderte lang in Trümmern lag. Wo anders hätten ſie auf einem ſolchen Monumente ſchiklicher angebracht ſeyn können, als an der Frieſe? Waren ſie nicht etwa an den Eken des Poſtamentes, wie an der trajaniſchen Säule zu Rom angebracht? Wo ſie aber auch geweſen ſeyn mögen, ſo bleibt immer die Hypotheſe, daß er von ihnen ſeinen Namen erhalten habe, wahrſcheinlicher als jede andre.

Nachdem ich über ſeine Benennung, ſeine Form im Allgemeinen und ſeine Hauptverzierung meine Meinung geſagt habe, muß ich ſeiner Ausdehnung erwähnen. Doktor Huttich, der älteſte Schriftſteller, der davon Meldung thut, verſichert, daß er im Jahre 1517 (unſtreitig von ſeiner unterſten

Grundlage an) hundert Schuhe Höhe und ſeine Baſis 132 Schuhe im Quadrat gemeſſen habe. Ich kann mich manchen Zweifels über die Richtigkeit dieſer Angabe, ſo wie über das Maß, deſſen ſich Huttich bediente, nicht erwehren. Das größte der am Rheinſtrome üblichen Maße iſt der altfranzöſiſche Pied de roi, und ſelbſt mit dieſen trifft die Breite der Baſis nicht überein, indem ſie noch gegenwärtig 137 Schuhe im Quadrat-Umfange hat, und ihre Ausdehnung ſich wohl vermindert, aber nicht vermehrt haben kann. Bediente ſich hingegen Huttich des Mainzer Maßes, wie beinahe nicht zu zweifeln iſt, ſo wäre dieſer Unterſchied beträchtlicher, indem er den Umfang auf 154 Schuhe hätte angeben müſſen. Dieſer Zweifel findet auch in Anſehung der Höhe ſtatt, die er auf 100 Schuhe angiebt. War dies Mainzer Maß, ſo hätte ſie beiläufig 88 franzöſiſche Schuhe betragen, und dies iſt das wahrſcheinlichſte, wenn wir die Zeichnung Huttichs mit der gegenwärtigen Form vergleichen. Gegenwärtig beträgt die ſichtbare Höhe des Adlerſteins 42 franzöſiſche Schuhe 2 Zoll, wovon 8 Schuhe 6 Zoll zum Poſtamente gerechnet werden. Von der Fläche des Landes umher läßt ſich ſchließen, daß der Wall 25 bis 30 Schuhe hoch um ihn aufgeworfen iſt. Ferner nach Huttichs Zeichnung ſpizte ſich damals ſeine Maſſe oben zu, welche Zuſpizung, nach dem Verhältniß ſeiner Breite zu ſchließen, die ſich wenig verändert hat, die Höhe von 16 Schuhen betragen haben muß. Nach der Zuſammenſezung dieſer verſchiedenen Zahlen findet ſich Huttichs Angabe von 88 Schuhen richtig; wenn er aber von 100 franzöſiſchen oder auch rheinländiſchen Schuhen ſprechen wollte, wie es nach ſeiner Angabe der Baſis ſcheint, ſo wäre ſeine Zeichnung offenbar falſch.

Ich will verſuchen, die urſprüngliche Ausdehnung deſſelben ſo wahrſcheinlich als möglich zu beſtimmen. Betrug nach obiger Angabe ſeine ganze Höhe im Jahre 1517 hun-

Digitized by Google

dert Mainzer Schuhe, welche 97 altrömiſche ausmachen, ſo iſt es gewiß nicht übertrieben, wenn ich glaube, daß er in einem Zeitraume von 1500 Jahren, nach dem gänzlichen Verluſte ſeiner Umkleidung, nach ſo vielen Stürmen und Kriegsvorfällen, denen er ausgeſezt war, 18 römiſche Schuhe an Höhe verloren habe. Ich nehme alſo ſeine urſprüngliche Erhöhung zu 110 römiſchen Schuhen oder 99 Schuh 9 Zoll 2 Linien altfranzöſiſchen Maßes an. Gegenwärtig iſt der Durchmeſſer des Zirkels ganz der Breite des Quadrats, auf dem die runde Steinmaſſe ruht, gleich, und man ſieht deutlich, daß es ehemals nicht anders war; nur die verſchiedene Dike der Umkleidung mag die Baſis vor dem Obertheile ausgezeichnet haben, da es der Natur der Sache angemeſſen iſt, zu jener dikere Steine zu nehmen, als zu dieſer, wie wir auch an dem Pfeiler der Waſſerleitung ſehen, der ſeine Umkleidung noch hat. Der thurmähnliche Obertheil des Denkmals iſt zwar ſehr beſchädigt; allein es ſtehen hier und da Steine von einer außerordentlichen Größe hervor, die mit vieler Wahrſcheinlichkeit den weiteſten Durchmeſſer bis zu der Umkleidung beſtimmen. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſer Durchmeſſer 34 franzöſiſche Schuhe 5 Zoll oder 38 altrömiſche Schuhe betrage. Wenn wir den Steinen, die dieſen Thurm ſchmükten, die Dike eines römiſchen Schuhes und der äußerſten Steinlage der Baſis eine doppelt ſtärkere Dikung geben, ſo haben wir gewiß nicht zu viel gethan, und der Durchmeſſer des Zirkels betrüge 40 römiſche oder 36 Schuhe 3 Zoll 4 Linien franzöſiſchen Maßes, die Seite des Quadrats aber 44 römiſche oder 39 Schuhe 10 Zoll 10 Linien franzöſiſchen Maßes. In Anſehung der verſchiedenen Theile der Höhe ſcheint das Quadrat des Poſtaments ein Würfel von 40 römiſchen Schuhen Höhe auf 44 Schuhe Breite geweſen zu ſeyn, welche leztere 1936 römiſche Quadrat-Schuhe ausmachen (oder 1755 Schuhe 10 Zoll franzöſiſchen Maßes,

wovon die Grundlage noch gegenwärtig 1156 franzöſiſche Quadratſchuhe übrig hat). Für den Kegel der Oberlage blieben alſo noch 70 Schuhe, von welchen wir dem Dache nicht weniger als 10 Schuhe einräumen können.

Die Grund-Idee dieſer Art Denkmäler iſt (wenigſtens bei Cenotaphen, die keine innere Aushöhlung nöthig hatten) eher einem Säulenſtumpfe als einem Tempel gleich. Selbſt bei einigen Grabmälern iſt nur die Baſis zur Aufnahme der Urnen mit einem Gewölbe verſehen, wie bei dem ſogenannten Grabmale Virgils, auf der Höhe des Poſilippo, oder deſſen Gewölbe ſich der nun beinahe gänzlich zertrümmerte Kegel erhebt. Nebſt den ſchon erwähnten auf der appiſchen ſind auch das plautiniſche Grabmal auf der tiburtiniſchen Straße und jenes von Munatius Plancus bei Gaeta von dieſer Geſtalt, die wahrſcheinlich ihren Urſprung von den älteſten Grabmälern der Griechen hat, welche ſich begnügten, einen ſteinernen Kegel mit einer Inſchrift auf den Todtenhügel zu ſezen. Den Römern, die alles, was ſie bei ihren Lehrmeiſtern in den Künſten ſahen, im Großen nachahmten, ſcheint dieſe Form am beſten gefallen zu haben; aber aus den einfachen Kegeln wurden geſchmükte Thürme und ſpäterhin tempelartige Gebäude, an denen Kolonnaden und Statüen prangten.

Der Adlerſtein ſcheint ſeine Umkleidung nicht ſowohl durch Zerſtörungsſucht, als vielmehr durch Bedürfniß verlohren zu haben; indem man bei Wiederaufbauung der Stadt, zu einer Zeit, da niemand befürchten durfte, von Archäologen an den Pranger geſtellt zu werden, wenn er alte Denkmäler zu ſeinem Nuzen verwandte, ſich kein Gewiſſen daraus machte, die ſchönen Steine zu den Stadtmauern oder Wohnhäuſern zu verbrauchen. Das Andenken des Druſus war längſt erloſchen, und das Andenken der Römer überhaupt nicht ſo angenehm für die von ihnen ſo

Digitized by Google

lange mißhandelten Rheinländer, daß dieſe vor ihren Denkmälern hätten Achtung hegen, und ihre Bedürfniſſe auf eine mühſamere Art befriedigen ſollen, um der Nachwelt ein Monument zu erhalten, von dem ſie nicht einmal glaubten, daß es ihre Enkel je intereſſiren könnte.

So viel über Namen und Form des Adlerſteins, wobei ich nur noch bemerke, daß er gegenwärtig ſeit 1689 durchbrochen iſt, und eine Wendelſtiege bis zu ſeinem Gipfel führt, wo man das prächtige Amphitheater, das Mainz umlagert, in ſeiner ganzen Schönheit überſieht. Nun bietet ſich die Frage dar: zu weſſen Ehren dieſes merkwürdige Denkmal errichtet war? Alle Gründe und die Meinung der früheſten Schriftſteller des Mittelalters vereinigen ſich, es dem ältern Druſus, dem Bruder Tibers und erſten Befeſtiger der Rheingrenze zuzuſchreiben. Eutrop ſagt beſtimmt, daß die trauernden Legionen dieſem tapfern Feldherrn zu Magontiacum ein Ehrendenkmal weihten, und durch Sueton erfahren wir, daß der Gebrauch eingeführt war, jährliche Kriegsübungen vor dieſem Denkmale zu feiern, und von den galliſchen Städten jährliche Opfer zu veranſtalten. Uiberhaupt war das Andenken des Druſus in der römiſchen Epoche ſogar den germaniſchen Landeseinwohnern heilig, und dieſem Umſtande verdankt das Denkmal vielleicht ſeine ſpätere Erhaltung.

Seine Lage vor der Porta principalis dextra am Anfange des Marsfeldes der Garniſon, an der Heerſtraße nach Rom, auf welcher des Helden Körper nach dieſer Hauptſtadt der Welt von Tribunen und den Beamten der Städte getragen wurde, ſpricht gleichfalls für ſeine Beſtimmung, und für die Nachricht Suetons. Ich habe ſchon in dieſer Monatsſchrift angemerkt, daß von den drei Denkmälern, die Fuchs dem Erbauer von Mainz beilegt, nur dieſes mit hiſtoriſcher Wahrſcheinlichkeit angenommen werden könne,

Digitized by Google

indem das dritte an der Porta decumana, nach angeführten Gründen, für das Cenotaph Alexanders, von dem Lamprid meldet, gehalten werden dürfte. Das zweite Denkmal, von dem Fuchs eine unerwieſene Zeichnung liefert, die er von einem Gönner erhalten haben will, ſcheint nach neuern Entdekungen, ſich auf einen Altar zum Opfer der galliſchen Städte zu beſchränken, der eine nähere Erläuterung verdient.

Vor einigen Jahren wurde er im Gaſthauſe zum Kaiſer, an der Hinterſeite des Hauſes zum Könige von England, das im 17. Jahrhundert dem Kanzler Wolf, einem großen Verehrer der Alterthümer, gehörte, ober dem Brunnen entdekt, und ich habe ihn der ſtädtiſchen Sammlung zugefügt. Die Darſtellung ſtimmt ganz mit der Fuchſiſchen Zeichnung überein, mit Ausnahme der Sezung der Inſchrift, die bei Fuchs auf allen vier Seiten der Anſicht wiederholt iſt, hier aber von der rechten zur linken nach unten zugeſchrieben ſteht; ſo, daß auf der einen Seite man ließt: IN MEMORIAM, unten: DRVSI, und auf der entgegengeſezten Seite: GERMANICI. Im mittleren Felde ſteht der Held, in ſeiner Linken den Schild, in ſeiner Rechten den Spieß haltend. Sein Haupt dekt ein ſeltſam geſtalteter Helm mit hinaufſtehenden Ohren. Vielleicht ſoll es eine germaniſche Tracht oder Allegorie ſeyn. Die Arbeit iſt äußerſt roh; die Schrift, jedoch mit Ausnahme des galliſchen offnen D, deutlich und gut gearbeitet. Da die Fuchſiſche Zeichnung blos nach der Beſchreibung des von ihm angeführten Manuſkripts mit möglicher Verſchönerung verfertigt zu ſeyn ſcheint, und da unſer Stein mit dieſer Beſchreibung vollkommen übereinſtimmt, Fuchs ſich auch in ſeiner Darſtellung widerſpricht, indem er ihn bald ein bloßes Basrelief, bald einen Altar nennt, ſo glaube ich ihn für das ehmals am Boksthore eingemauerte Denkmal halten zu müſſen. Wahrſcheinlich wurde

es im J. 1688 von den Franzoſen blos aus der Mauer geworfen, und von einem Freunde der Alterthümer gerettet, weswegen der Verfaſſer des Manuſkripts es leicht für zerſchlagen halten konnte. Es war unſtreitig ein Altar, welcher aber nun durchgeſägt iſt, wobei man die Fragmente zweier andern Seitenfiguren deutlich ſieht, ohne ſie jedoch zu erkennen, da der größere Theil fehlt.

Für das höhere Alterthum des Adlersteins ſpricht gleichfalls der Umſtand, daß man in ſeinem Gemäuer nicht, wie in allen ſpätern Bauwerken der Römer, eingemauerte gebakene Steine, ſondern nur natürliche findet, welches unſtreitig auf ſeine Errichtung im Anfange der römiſchen Anſiedelung ſchließen läßt. Da nun aus dieſer frühen Epoche nur das Denkmal des Druſus gewiß iſt, welche Gründe könnte man anführen, um den Adlerſtein des Ruhms ſeiner Beſtimmung zu berauben? Dies iſt beiläufig, was ſich über die Benennung, die Form und den Zwek dieſes älteſten Denkmals am Rheinſtrome mit einiger Zuverläſſigkeit ſagen läßt. Sein Alter, der Feldherr, deſſen Andenken es geweiht wurde, und deſſen früher Tod die römiſche Welt unter die Geißel ſeines ſchändlichen Bruders warf, die Erinnerung dieſer zernichteten Hoffnung ſo vieler Völker, machen es dem Geſchichtsforſcher ehrwürdig. Wenn man bedenkt, wie viele ſchöne Ausſichten für den römiſchen Staat mit dieſem einzigen Manne zu Grabe giengen, daß bei ſeiner Fortdauer Auguſts Wahl auf dieſen menſchlichen Helden gefallen wäre, dem ſein würdiger Sohn Germanikus gefolgt wäre, daß alſo kein heimtükiſcher Tiber, kein unſinniger Caligula, kein blödſinniger Klaudius und kein Ungeheuer wie Nero gewürgt und geſchwelgt hätten, dann muß man dieſes Denkmal des Unglüks ſo vieler Generationen mit ſchauerlicher Wehmuth betrachten. Freilich war Caligula des Germanikus Sohn, aber ein Geſchöpf der Erziehung

Digitized by Google

Tibers; würde der edle Vater durch ein beſſeres Beiſpiel ihn nicht zu einem beſſern Menſchen gebildet haben? Und wenn auch nicht, ſo würde die Kraft des römiſchen Volksgeiſtes, die nur ein gleisneriſcher Tiber vernichten konnte, unter würdigern Nachfolgern Auguſts ſo thätig geblieben ſeyn, daß der rohe Caligula frühe ſein Opfer geworden wäre.

Tadeln wir die Vorſicht nicht. Das Beiſpiel dieſer ſchreklichen Menſchen, ihr Schikſal und die Folgen ihrer Unthaten für ihre Völker, ſind die ſchönſte Lehre, die ſie den Herrſchern der Folgezeit geben konnte; und auf dem römiſchen Thron mußte dieſes Beiſpiel gegeben werden, daß es mit der Geſchichte dieſes größten Volkes zu allen Zeiten ſpreche. Ein Phalaris konnte in einem Winkel Siziliens neroniſche Grauſamkeiten üben, ſein Name wird mit dem unbedeutenden Agrigent vergeſſen; aber die Schikſale Roms ſind das ewige Lehrbuch der Menſchheit. In ihm finden wir den Maasſtab von der höchſten Stufe des Edlen und Großen bis zu der niedrigſten des Laſters und der Verdorbenheit.

Seine traurigſte Epoche ward mit dem Tode des Stifters von Mainz vorbereitet, und in dieſer Hinſicht könnte man den Adlerſtein das Cenotaph der römiſchen Größe nennen.

Digitized by Google

IV.

Beitrag zur Geſchichte der Sitten und Gebräuche der Spanier.

Einleitung.

Spanien iſt durch den erbitterten Krieg, den es gegen Frankreich führt, in unſern Tagen ſehr merkwürdig geworden. Mit Stolz ſahen die übrigen Staaten auf ein Volk herab, das in Trägheit und Aberglauben verſunken, in einem reizenden, von der Natur begünſtigten Lande, bei den Schäzen der neuen Welt, verarmte, und von Mönchen geleitet, in Aufklärung und Kultur hinter den meiſten Staaten von Europa beinahe um ein Jahrhundert zurükgeblieben war. Sogar die Kinder in der Schule hatten bei ihren Lektionen der Erdbeſchreibung den Namen Spanien mit Verachtung ausſprechen gelernt, wo die finſtre Inquiſition auf ihrem furchtbaren Throne von brennenden Scheiterhaufen über den Glauben und die Gewiſſen herrſchte, die, wenn auch ſonſt nichts mehr frei in einem Staate iſt, doch frei ſeyn ſollten. Die Ereigniſſe unſrer Zeit, die ſo manches

Digitized by Google

in einem andern Lichte zeigten, als man es zu ſehen gewohnt geweſen war, die zerſtörten, was für die Ewigkeit geſchaffen ſchien, das Wankende befeſtigten, und was dem Tode nahe war, mit neuem Leben beſeelten, entwikelten den Karakter der Spanier auf eine Art, wie man es nicht erwartet hatte, obgleich ſie von manchen Reiſebeſchreibern, die zu beobachten verſtunden, vorausgeſagt worden war. In einer ſtürmiſchen Zeit, die alte Formen bricht, darf man, was ein Volk zufällig durch eine lange Gewohnheit, durch Verfaſſung und vorübergehende Verhältniſſe iſt, nicht mit dem verwechſeln, zu was es die Natur — ſein Stammkarakter und das Klima — geſchaffen haben. Finden wir in den Franzoſen noch Züge der alten Gallier, wie ſie uns Cäſar beſchrieb, warum hielt man es für unmöglich in dem heutigen Spanier ſeine Ahnen wiederzuerkennen?

Wie viele Ereigniſſe hat die Zeit herbeigeführt, die höchſt unwahrſcheinlich, unglaublich geſchienen hatten! Es war als ſpielte eine höhere Macht mit dem Schikſale der Welt, um den Scharfſinn der geprieſenſten Staatsmänner, die Vorausſagungen der geübteſten politiſchen Seher zu beſchämen. Wer konnte Frankreich in ſeinen wechſelnden Geſtalten noch erkennen, das in zwei Jahrzehnden einen Kreis auslief, zu deſſen Vollendung frühere Staaten mehr Jahrhunderte gebraucht hatten? Wenn wir alte Throne fallen, und Völker ſich auflöſen ſahen, die noch lange in der Reihe großer Mächte eine glänzende Rolle zu ſpielen beſtimmt ſchienen, dann erhielten ſich wieder andre, deren Fall ſchon lang als ſehr nahe vorausgeſagt worden war. In Oſten ſtrahlt der halbe Mond glänzender, als ihn die ſpäteren Zeiten ſahen, und das morſche Reich von Byzanz behauptet ſich nicht ruhmlos gegen den nordiſchen Koloſſen, von dem man vor wenig Jahren noch fürchtete, den Oſten und Süden unſers Welttheils erdrükt zu ſehen. Da ſo viel

Digitized by Google

geſchah, was keines Menſchen Weisheit ahnte, warum ſollte nicht noch manches geſchehen, was wir nicht voraus-zuſehen, vorauszuſagen vermögen oder wagen? Europa ſcheint ohne dies ſeine ihm natürliche Haltung noch nicht angenommen zu haben, die eine dauernde Ruhe verſpricht.

Der Siegeswagen der Franzoſen, der ſo raſch von einem Ende unſres Welttheils bis zum andern flog, wurde nur in Spanien bis jezt in ſeinem Laufe aufgehalten. Beinahe jeden Feldzug in Deutſchland, Italien, Oeſtreich und Polen krönte ein Friede, der alte Throne niederwarf oder neue aufrichtete, ein Geſchlecht aus der Reihe regierender Häuſer ausſtrich, ein Volk mit einem andern verſchmolz, eine andre Regierung und Geſeze einführte, und große Mächte unter die von tieferem Range herunterſtieß; aber ins vierte Jahr ſchon kämpft Spanien gegen Frankreich. Die einfältigen Tyroler und die verachteten Spanier wagten es Widerſtand zu leiſten, mit einem Muthe, der unſterblich zu ſeyn verdiente, vertheidigte er eine beßre Sache. Dieſe Erſcheinung mag die zu warmen Freunde der Aufklärung, die allenthalben nur Licht wollen und den Triumph der Vernunft über die Vorurtheile, zu einigem Nachdenken führen. Die Staaten, wegen ihrer feinen Kultur und Aufklärung geprieſen, fielen beinahe ohne Widerſtand, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob ſie unwürdiger fielen oder ihren Fall ertrugen. Es könnte immer noch gefragt werden, ob es ſo ausgemacht nüzlich ſey, die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit, welche ſich demonſtriren läßt, zu verbreiten und gelten zu laſſen, ſelbſt wenn es, was ich indeſſen ſehr bezweifle, möglich wäre.

Läugnen kann man freilich auch nicht, daß die Natur des Landes die Anſtrengungen der Spanier unterſtüzt, wie ſie auch die der Tyroler unterſtüzte; aber was vermag die todte Natur ohne den lebendigen Willen des Menſchen?

Digitized by Google

Hat die Natur nicht in dem Klima, dem Boden, der Jahreszeit auch für andre Völker geſtritten, und ohne Erfolg? Gewiß hätte der ſpaniſche Krieg ohne den Beiſtand der Engländer die Wendung nicht genommen, die wir ihn nehmen ſahen; aber England hätte auch ohne die thätige Mitwirkung der Bewohner der Halbinſel umſonſt mit Frankreich gerungen. Haben wir nicht Engländer in andern Theilen des Kontinents kämpfen geſehen?

Der ſpaniſche Krieg bietet ein merkwürdiges Schauſpiel dar. Welches ſeine Reſultate ſeyn werden, iſt eine andre Frage. Mein Glaube an das Genie und das Glük Napoleons hat nie, auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen nicht aufgehört; ich glaube noch an ſeinen Genius, wie ich bei Milleſimo, Lodi und Arcole ſchon an ihn glauben gelernt habe. Spanien wird den Kampf nicht beſtehen. Aber ich glaube auch, der ſpaniſche Boden werde nicht vergebens mit dem Blute ſeiner Kinder und fremder Völker gedüngt worden ſeyn. Uiber den rauchenden Brandſtätten werden ſich einſtens bevölkerte Fleken und Dörfer voll Kunſtfleiß und Thätigkeit erheben, und reiche Ernten aufblühen. Spaniens Regeneration hat dann freilich viel Blut und Thränen gekoſtet; aber wen anders als die Natur können wir anklagen, welche die Zerſtörung ſo oft zur Bedingung der Wiedergeburt macht, wenn wir über die Stürme in der moraliſchen, politiſchen und phyſiſchen Welt klagen wollen? Ich glaube ſo wenig an einen ewigen Frieden, als an einen ewigen Frühling; lezterer wird ſogar, wenn ſich die Aſtronomen anders nicht verrechnet haben, früher eintreten als jener. Aber ich bin auch überzeugt, daß, wenn eine ununterbrochene einförmige Ruhe in der Natur, in unſern öffentlichen und häuslichen Verhältniſſen herrſchte, kein Orkan mehr den Ozean peitſchte, kein Gewitter über die bebende Erde gieng, keine Leidenſchaft in unſrer Bruſt ſtürmte,

Digitized by Google

kein Krieg Menſchen und Völker kämpfend gegen einander führte, und von dem Schikſale alle unſre Wünſche auf einmal erhört würden, wir nicht glüklicher wären, als wir es jezt ſind. Laſſen wir darum die Verſehung oder das Verhängniß walten, die ihre Mittel und Wege beſſer kennen müſſen als wir, und thun das Gute in unſerm Kreiſe, wie wir es vermögen!

Da der gegenwärtige Krieg mit Spanien eine lebhafte Theilnahme für alles erregt hat, was dieſes Land und ſeine Bewohner betrifft, ſo faßte ich den Entſchluß, einen Auszug aus einem Werkchen zu liefern, das den Titel führt: **Le prisonnier en Espagne.** An guten Reiſebeſchreibungen fehlt es uns nicht, welche die Statiſtik dieſes Landes vortrefflich abgehandelt haben. Aber gerade in ſtatiſtiſcher Hinſicht hat ſich in Spanien ſehr vieles geändert; und was in Beziehung auf Bevölkerung, Induſtrie, Handel, Akerbau und Finanzen vor wenigen Jahren noch wahr ſeyn konnte, iſt es jezt nicht mehr. Auch liegt in den materiellen Mitteln weniger die Stärke eines Staates als in den moraliſchen — dem Geiſte und Karakter ſeiner Bürger. Mit 9000 Quadratmeilen Land und 10 Millionen Menſchen, die Spanien zählte, war Frankreich ſchon öfter ſchnell fertig geworden; aber hier fand es noch etwas anders zu bekämpfen. Gerade weil die angezeigte Schrift ſich nicht mit der Statiſtik beſchäftigt, ſondern einige treffende Züge zum Gemälde der Sitten, der Religion und Gebräuche der Spanier liefert, habe ich nachſtehenden Auszug aus ihr gemacht, der in dieſer Hinſicht wohl das Weſentlichſte des Originals enthält. Der Verfaſſer, Herr M a ſ ſ i a s, wenn ich nicht irre derſelbe, welcher im diplomatiſchen Fache einige angeſehene Stellen bekleidet hat, und in Deutſchland auch nicht unbekannt iſt, beſorgte eine zweite Ausgabe ſeines Werkchens, die ich zu gegenwärtiger Arbeit vor mir habe. Die erſte

Digitized by Google

wurde, wie ich aus der Vorrede ſehe, auch ins Deutſche überſezt. Die Uiberſezung kenne ich nicht; aber ich glaube, daß auch neben ihr ein Auszug, wie ich ihn hier liefere, erſcheinen darf. Aus der Erzählung ſelbſt wird der Leſer ſehen, in welche Epoche der Revolution ſeine Gefangenſchaft fiel, der wir die Schrift verdanken.

Perpignan.

Ich kam an einem Charfreitage Abends zu Perpignan an: alle Einwohner waren verſammelt, um durch die beleuchteten Straßen einem Menſchen zu folgen, der ſich zur Buſe den Leib mit Geiſelhieben zerfleiſchte; ſein Hembd triefte vom Blute, das von ſeinem Körper herabrieſelte. Die Menge drohete die Thüre eines jungen Offiziers einzuſchlagen, der auf der Flöte ſpielte, aber ſo höflich war, zur rechten Zeit aufzuhören, und einem Haufen nicht mehr läſtig zu fallen, der die Muſik nicht liebte.

Der Held dieſes andächtigen Auftrittes war ein Perükenmacher, der zur Faſtenzeit in einer Schenke die Herausfoderung eines andern Perükenmachers angenommen hatte, der ſo wenig nüchtern war als er: er gewann die Wette, und das Herz einer Geliebten dazu, das er dadurch zu rühren das Glük hatte. Sie war gegen die Bitten des Liebhabers taub geblieben, bis er vor ihrem Fenſter eine Station hielt, wo er ſich mit mehr Muth und Nachdruk als ſonſt geiſelte. Dieſe Geiſelhiebe machten auf das Herz der Angebeteten denſelben Eindruk, den ein gegebener oder empfangener Stich mit dem Degen ſo oft auf ſo viele andre weibliche Herzen gemacht hat. Wo iſt derjenige, den ein Weib liebt, und deſſen Liebe der Eitelkeit nichts ſchuldig wäre?

Digitized by Google

Die beiden Madonnen.

Zu Figuieras gieng ich in einen Laden, um einige Sachen einzukaufen. Dem Kontor gegenüber, in einer prächtig verzierten Niſche, ſtund eine Madonna von Gyps. Vier Kerzen beleuchteten, beim hellen Mittage, das rothgefärbte Geſicht; ſie ſchien ihrem Kinde zuzulächeln. — Gut! ſagte ich zu mir ſelbſt, hier herrſcht die Andacht, die Ehrlichkeit: du wirſt auch nicht um einen Heller übernommen. — Ich bezahlte den zweifachen Werth von dem, was ich gekauft. O Andacht! magiſcher Gürtel, der ſich gefällig an jeden Wuchs, an jede Form anſchmiegt, du erleichterſt auf der Bahn des Lebens den ehrlichen Mann und den Schurken.

Katalonien.

Dieſe Provinz iſt gut angebaut, und die Felder bezeugen die Thätigkeit ihrer Bewohner. Die an der Meeresküſte gelegenen Dörfer ſind äußerſt reinlich und ſcheinen neu erbaut; die Straßen ſind gerade. In den Küchen der Wirthshäuſer, wo alles mit Saffran zubereitet wird, merkt man demungeachtet an der Unreinlichkeit die daſelbſt herrſcht, daß man in Spanien iſt.

Katalonien iſt mehr ein Sklave des Altars als des Thrones; mit Ungeduld trägt dieſe Provinz das Joch der Regierung. Die Kaſtilianer ſagen etwas kräftig, ſie ſeyn verrätheriſch treu. Ihre Matroſen, die beſten in Spanien, nach denen von Biskaja, trozen der Gefahr mit Unerſchrokenheit. Ihre Gebirgsjäger, (miquelets,) mit Schuhen von Striken, erklettern leicht die Berge, ſchlagen ſich kühn, und heben, durch ihre thätige Täpferkeit, den pflegmatiſchen Muth und den zaudernden Karakter der ſpaniſchen Truppen.

Digitized by Google

In dieſer Provinz reißten wir ohne Bedekung: allenthalben wurden wir reſpektirt. Der General Ricardos hatte in dieſer Hinſicht die ſtrengſten Befehle ertheilt. Die Philoſophie, die Urbanität, und die Liebe zu den Künſten mäßigten die militäriſchen Eigenſchaften dieſes Generals, deſſen Andenken mein Herz mit Vergnügen dieſen ſchwachen Tribut der Dankbarkeit zollt.

Zogen wir durch die Straßen, welche verſchiedene Urtheile wurden dann gefällt! Die Königsmörder! riefen einige, und ſchlugen ein Kreuz. Sie haben die heilige Jungfrau verläugnet, ſagten andre. Haben ſie ſich gut gehalten, fragte, an der Eke einer Straße, eine Grupe von Männern, die bis an die Naſe in ihre Mäntel gehüllt waren? Eine Frau wendete das Geſicht weg, und ließ eine Thräne fallen. . . Ihr Sohn war bei der Armee.

Höflichkeit.

Ich habe die Stadt Figuieras und ihr prächtiges Fort nicht beſchrieben; Barcelona werde ich, troz ſeines Zollhauſes von Marmor, der etwas weniger hart iſt als die Seele der Generalpächter, auch nicht beſchreiben. Dieſe Art Beſchreibungen machte mir in den Büchern immer Langweile: ich weiß aus meiner Lektüre Vortheil zu ziehen. In der Zitadelle eingeſchloſſen, hatten wir Urſache, wegen dem Gouverneur, der ein lebendiges Bild des dem Adel eigenthümlichen Stolzes und der Härte war, den Verluſt des Generals Ricardos zu bedauern, der ſich durch ſein leutſeliges Benehmen ausgezeichnet hatte.

Wir erhielten den Beſuch einiger Offiziere von gutem Tone, die uns einen Begriff von der ſpaniſchen Höflichkeit gaben. — Sie haben eine Pariſer Uhr, die vortrefflich zu ſeyn ſcheint. — Nehmen Sie gefälligſt dieſe Uhr, antwortete er mir, indem er ſie wieder einſtekte. — Ihre Schnallen

Digitized by Google

ſind ſehr geſchmakvoll. — Wollen Sie dieſelben? Ich gebe ſie Ihnen, ſagte er, bükte ſich, berührte die Schnallen mit den Händen, richtete ſich wieder auf, und ließ die Schnallen an ihrer Stelle. — Ihre Beinkleider ſind von dem prächtigen Kaſimir, den die Engländer aus Ihrer Segoviſchen Wolle verfertigen. — Mein Herr, rief er, und machte eine gefällige Bewegung. . . Ich hielt ihm die Hand zurük: Ich bitte tauſendmal um Vergebung, fiel ich ein, ſehen Sie nicht, daß Sie viel dikere Schenkel haben als ich? — In demſelben Augenblik gieng ſeine Geliebte vorüber. Sie ſind glüklich, ſagte ich zu ihm, Sie haben eine reizende Geliebte. — Das iſt wahr, erwiederte er. — Sie iſt ſchön. — Er bejahete es durch ein Kopfniken. — Voll Anmuth. — Er ſchwieg. — Zum Anbeten liebenswürdig. — Er wurde ungeduldig, und für diesmal hütete er ſich, mir den geprießenen Gegenſtand anzubieten.

Das Wahre kann oft unwahrſcheinlich vorkommen. Zu Granada fanden wir dieſelbe Höflichkeit, die alles anbietet und nichts giebt, und ſo den doppelten Vortheil der Sparſamkeit und der Großmuth in ſich vereinigt.

Der Glaube.

Ein heftiger Sturm peitſchte den Meerbuſen von Valencia, in dem wir in Sicherheit fuhren. Der Kapitän verließ das Ruder und flüchtete ſich in ſein Gemach zu den Füßen der Madonna. Wir hatten franzöſiſche Matroſen bei uns, die nach dem Steuerruder eilten, das Manöver des Schiffes leiteten und uns retteten. Da die Gefahr vorüber war, kam er voll Freude zu uns: »Danken wir, »rief er, meine Freunde, der heiligen Jungfrau für das »Wunder, das ſie für uns gewirkt hat! Welcher Steuer»mann hat je, im Sturme, ſein Auge vergebens auf dieſen »Morgenſtern gerichtet? In dieſen nämlichen Gewäſſern

Digitized by Google

»wurde ein Kapitän, der mein Freund iſt, von einem
»Windſtoße überfallen, der den vorderen Theil ſeines Schif-
»fes bis auf den Kiel wegnahm: er rief die Himmelsköni-
»gin an, die den Wogen ihn zu verſchonen gebot; und die
»Wogen thürmten ſich um ſein Schiff auf; aber keine wagte
»es hineinzudringen. So kam er auf eine wundervolle Weiſe
»nach Malaga, ohne auch nur einen Tropfen Waſſer in
»einem Schiffsraume zu haben.« Derſelbe Menſch verſicherte
uns, er ſehe den Sturm an dem Schweiſe voraus, der von
dem Bilde der heiligen Madonna fließe. Wir bemerkten
auch wirklich, daß bei herannahender ſchlechter Witterung
die Feuchtigkeit durch die Poren des Holzes drang, und das
Papier näßte, auf welches das Bild gemahlt war.

Das Frühſtük.

Wir kamen auf einen Sonntag zu Beles — Malaga
an, giengen in die Meſſe, und ſahen mit Erſtaunen die
edle, ernſte Würde der Spanier, die ſelbſt erſtaunt waren,
uns daſelbſt zu ſehen. Ich betrachtete die einförmige Klei-
dung der Männer und Weiber, die neu für mich war. Alle
Weiber trugen einen ſchwarzen Rok und eine weiße Mantille;
die Männer waren in ihre weiten Mäntel gehüllt. Wäh-
rend dem ich die ſeltſame Wirkung der Einförmigkeit dieſer
Art ſich zu kleiden erwog, und halb profane und halb reli-
giöſe Ideen meinen Geiſt durchkreuzten, näherte ſich mir
ein Spanier, dem ohne Zweifel meine andächtige Miene
auffiel, und ſagte mir mit Güte: Ihre Stellung giebt Aer-
gerniß; in der Kirche iſt es nicht erlaubt, die Beine über-
einander zu ſchlagen. Ich dankte ihm herzlich für dieſen
Wink, den er mir ohne Bitterkeit gab. Ich ſtrekte meine
Beine aus und lernte Lebensart. — Die Andacht war zu
Ende, und wir verließen die Kirche. . .

Digitized by Google

Ich begegnete einem Dominikaner. Die weißen ſparſamen Haare bedekten kaum die Ohren und einen Theil des Halſes; ſein Kopf war rund und klein; ſein Blik, obgleich ſanft, doch durchdringend; ſein etwas eingebogener und ein wenig geſpaltener Mund hatte das kauſtiſche Lächeln der Muſe des Ariſtophanes; einige Runzeln, welche denſelben Bogen, wie die Augenbrauen beſchrieben, kündigten ſeine ſechzig Jahre an. Er betrachtete mich aufmerkſam. . . Ehrwürdiger Herr, ſagte ich, Sie Spanier nennen uns Demonios: ſollten Sie wohl erſtaunt ſeyn, keine Hörner auf meiner Stirne zu finden? Mein Sohn, erwiederte er, die gefährlichſten Dämone ſind nicht die, welche Hörner tragen. . . Er reichte mir freundſchaftlich die Hand, und lud mich zum Frühſtük ein. — Ich nahm es an. — Er ſtüzte ſich auf meinen Arm, und wir giengen in ſeine Zelle hinauf. Nachdem wir eingetreten waren, näherte er ſich einem Bethſtuhle, auf dem eine gypſerne Urne ſtund; er ließ ſich vor derſelben auf die Kniee nieder, machte eine Verbeugung, und ich glaubte eine Thräne aus ſeinem Auge fallen zu ſehen. — Dieſen Tribut, ſagte er, indem er aufſtund, entrichte ich jeden Tag dem Andenken eines Freundes, der ſeit zwei Jahren todt iſt. — O Gefühl, ſagte ich in mir ſelbſt, wo ſchlägſt du deine Wohnung auf! — Er trug Roſinen, Feigen, Käſe und weißen Wein auf, von dem er mir einen vollen Becher einſchenkte. Dies zum Andenken des Freundes, den Sie einſt wiederſehen, ſagte ich, indem ich den Becher nahm. Er blieb nachdenkend, und Traurigkeit umflorte ſein Geſicht. Ich wollte ſeine Schwermuth zerſtreuen, und ſagte: wenn Sie ſo die Sünder anziehen, dann können Sie auf eine ſchöne Anzahl Büſender rechnen. Unſer Gericht, antwortete er, weiß die chriſtliche Liebe mit der Gerechtigkeit zu vereinigen. Von welchem Gerichte reden Sie, fragte ich erſtaunt? Von dem

Gerichte der heiligen Inquiſition, war ſeine Antwort, das wir in unſerm Kloſter haben. Ich ſah, daß ich mit einem Inquiſitor ſprach, und ſtellte das Glas, das ich eben nach dem Munde bringen wollte, wieder auf den Tiſch. . . Er bemerkte meine Verlegenheit, und ſprach: Sie haben nichts zu fürchten; ſind Sie nicht ein Gefangener? — Und wenn ich es nicht wäre? — Wären Sie es nicht, und hätten franzöſiſche Grundſäze, dann würde ich mich genöthigt ſehen, gegen Sie, obgleich ich Sie liebe, meine Pflicht zu thun. — Ich wußte, welches, in einem ähnlichen Falle, die Pflicht eines Inquiſitors iſt; ich eilte um davon zu kommen. Da ich die Treppe hinabſtieg, ſah ich unwillkührlich hinter mich. — Dieſer Menſch, der von Natur nicht böſe war, der ſogar einen lebhaften Antheil an meinem Unglük nahm, wurde mich ohne Gewiſſensbiſſe haben verbrennen laſſen, hätte er mich fur einen Kezer gehalten.

Granada.

La terra lieta, molle e dilettosa.

Beim Eintritte in die Provinz Granada fühlten wir eine milde Luft, gleich einem ſanften, reinen und balſamiſchen Hauche. An dem allgemeinen liebreichen Empfange der Einwohner konnte man leicht ſehen, daß ſie gut ſind wie ihr Klima. Einige zweideutige Blike und ein beleidigendes Murren hatten wir unſern ausgewanderten Geiſtlichen zu verdanken. Ich bin der Wahrheit das Geſtändniß ſchuldig, daß ſie ſich ein Vergnügen daraus gemacht haben, uns zu quälen, und der wenigen Freiheit zu berauben, welche man uns noch von Zeit zu Zeit ließ. Sie ſind verachtet und unglüklich; ich bin zu ſehr gerächt!

Zweifelt jemand an dem Einfluſſe des Klima's auf die Sitten, dann komme er hieher, und ſage mir, warum die Fenſter vergittert und mit dunkeln Läden verwahrt und die

Thüren durch ſchwere Schlöſſer geſichert ſind? warum die Hausmutter die Schlüſſel derſelben unter ihr Kopfküſſen legt, um ihren Schlaf gegen die Verſuche des unternehmendſten der Diebe zu ſichern? In dieſer anſtekenden Atmoſphäre würde ich den Stoiker nicht der Tortur des Schmerzes, ſondern der des Vergnügens unterwerfen. Wenn er athmet, iſt er beſiegt.

Auf dem Felde zeigt die Natur ſich in üppiger Pracht. Der Orangenbaum trägt ſein ewiges Grün, ſeine balſamiſche Blüthen und ſeine goldnen Früchte zur Schau; das Zukerrohr erzeugt ſeinen Nektar; der Olivenbaum verſchwendet ſeinen Reichthum; die Aloe umgürtet die Felder mit einem ſtacheligen Gehäge; die Opuntie reift ihre dunkelrothen Feigen; die Myrte trozt dem Winter; der dankbare Granatbaum verſchönert gefällig ſein Geburtsland mit ſeinen feuerfarbenen Aepfeln. Dieſe Uippigkeit der Natur ſezt die Einbildungskraft in Erſtaunen, und berauſcht die Sinne: es iſt vielleicht angenehmer, in einem weniger begünſtigten Himmelsſtriche unter dem Gebüſche das erſte Veilchen aufzuſuchen; angenehmer noch, es ſeiner Geliebten darzubringen.

Die Jahreszeiten, dieſe unſterbliche Schweſtern, die Hand in Hand den Kreis des Jahres durcheilen, haben hier keine ſo beſtimmte Phyſionomie wie in unſerm Klima: der Herbſt und der Sommer, der Frühling und der Winter halten ſich enge umſchlungen, und ſcheinen Zwillinge. Die mit Salpetertheilchen geſchwängerte Luft iſt rege, elaſtiſch, und macht die Hize erträglicher, als ſie es in unſern mittägigen Gegenden iſt. Da die Provinz gegen Norden durch die Gebirge, die ſie in einem Halbkreiſe umſchließen, gegen die Winde gedekt iſt, ſo iſt der Winter gelinde, und unterbricht die Vegetation kaum.

Wir befanden uns gerade mitten im Winter: ich ſtund auf einem Hügel, und überſah einen Wald von Oliven- und

Digitized by Google

Orangenbäumen; das Grüne der Gebüſche, der Staub, welcher von der Landſtraße aufſtieg und das Laub der Bäume bedekte, der Glanz und die Wärme der Sonne täuſchten meine Sinne; ich glaubte mich im heißen Sommer, und ſuchte Kühle unter dem Schatten der Bäume in meiner Nähe. Aber hier herrſchte eine empfindliche Kälte, die meine Illuſion ſtörte; ich kehrte ins Freie zurük, mit einer Klage über dieſe Täuſchung.

Granada.

Die verſchiedenen Theile der Stadt, die gemahlten Häuſer, die ſich geſchoßweiſe und in Gruppen auf dem Abhange des Berges erheben, ſtellen dem Auge die gebrochenen Stüke einer halb geöffneten Granate nicht übel dar. Dieſer Aehnlichkeit verdankt die Stadt, wie die Gelehrten des Landes ſagen, ihren Namen.

Granada hatte, zu den Zeiten der Mauren, 200,000 Einwohner; gegenwärtig zählt es deren kaum 54,000; und obgleich es die größte (?) Stadt in Spanien iſt, ſo erlebte ich doch die Zeit, wo es an Steknadeln zu fehlen anfieng. Es wäre vortheilhafter für ſie, wenn ſie weniger Mönche und Theologen, und einen Nadelmacher hätte. Die Straßen ſind nach der Schnur gebaut und reinlich; und durch jede fließet ein Bach. Die Einwohner waſchen ſorgfältig ihre Treppen, das Pflaſter und ihre eben nicht zahlreichen Möbel in ihren weitſchichtigen Zimmern. Wenn man von der Unreinlichkeit der Spanier ſpricht, dann darf man dies nicht von ihren Häuſern verſtehen; auch das Weißzeug der Spanierinen, welches in die Augen fällt, macht eine Ausnahme.

Die Stadt und die Provinz Granada ſind mehr berühmt als bekannt. Die Engländer, die dahin kamen, um ſagen zu können, daß ſie dort geweſen, bemächtigten ſich einiger

Digitized by Google

Steine von dem Pallaſte der mauriſchen Könige, ohne daß ſie die Spanier daran hinderten, die nur nicht begreifen konnten, wie man eine ſo weite Reiſe machen mögte, um Steine zu holen, und machten ſich mit ihrer Beute eilends aus einem Lande, wo man ſie für Zauberer gehalten haben würde, wenn ſie einen plum pudding gefodert hätten.

Welches Land verdiente indeſſen mehr von gefühlvollen Menſchen beſucht zu werden? Sagt ſchon der Name Granada allein eurem Herzen nichts? Erinnert er euch nicht an die Liebe voll tiefer Leidenſchaft, an die furchtbare Eiferſucht, und die feine Galanterie der mauriſchen Ritter, und ihre innige religiöſen Gefühle? Seyd ihr je in dem Dunkel der Lambra *), wo eine ewige Kühle herrſcht, an der Seite ihrer entrüſteten Schatten gewandelt? Haben eure Träumereien euch, in dem Garten der Königin **), unter die alte Zypreſſe geführt, wo ihr Gemahl ſie in den Armen ih-

*) Ich ſchreibe dieſes Wort, wie es ausgeſprochen wird. Die Lambra iſt ein ſehr angenehmes, von klarem Waſſer beſpültes Wäldchen. Obgleich dieſer liebliche Ort vor den Stadtthoren liegt, ſo wird er doch ſelten beſucht. Die Spanier ſehen die Vergnügen des Landes und den Genuß der Natur eben nicht als weſentliche Beſtandtheile ihrer Glükſeligkeit an. Daher auch eine gewiſſe Kälte, die in ihren Werken herrſcht. Wie ließe ſich auch das Kolorit der Natur erſezen? Bei Madrid zählt man nur zwei Landhäuſer.

**) Ein lieblicher Garten, der mit der Lambra zuſammenhängt. Die Gewäſſer, das Grün, die Gallerien, von denen man die Stadt und die umliegende Gegend von Granada überſieht, machen ihn zu einem bezaubernden Aufenthalt. Die Einbildungskraft bevölkert ihn mit mauriſchen Rittern und ihren Geliebten; man findet aber wirklich nur einen alten Aufſeher mit ſeinem Weibe daſelbſt.

Digitized by Google

res Geliebten überraſchte? Habt ihr das Beken geſehen, das noch von dem Blute der Abencerragen *) raucht? Habt ihr beſonders in ſeinen prächtigen Bädern die Augen geöffnet, wo das Genie der Mauren, die Strahlen der Sonne zu brechen und die Empfindungen zu vergeiſtigen verſtand, indem es ein Licht in dieſelbe leitete, das zu ſanften Gefühlen ſtimmt? **)

Die Erdbeben ſind in dieſer Gegend häufig, aber nicht ſehr gefährlich; man ſieht ſein Glas lachend auf dem Tiſche tanzen, und eilt, den köſtlichen Saft zu genießen, aus Furcht, er möge verſchüttet werden. Die erſten Anzeigen dieſer konvulſiviſchen Bewegungen, welche die Geſtalt der Erde verändern, Berge umſtürzen, Städte verſchütten und Provinzen zu einer einförmigen Wüſte ebnen, wie die Pflugſchar einen Maulwurfshaufen ebnet, dieſe ſonſt ſo furchtbaren Anzeigen erregen hier weniger Schreken, als in Paris die Vorſtellung einer guten Tragödie. Vielleicht ſchliefen aus Gewohnheit ehemals die Einwohner von Herkulanum eben ſo ruhig in ihren ſchwankenden Betten; und ſie erwachten eines Tags, und die Sonne leuchtete für ſie nicht mehr, — Herkulanum war verſunken.

---

*) Man zeigt es in dem Pallaſte der mauriſchen Könige, der an die Lambra ſtößt.

**) Durch das hohe Gewölbe dieſer Bäder bricht ein Halblicht, wie es durch die Zweige dichter Weiden dringt; ſo daß dieſes weitſchichtige Gebäude beleuchtet iſt wie das Kabinet einer petite maitresse. Auf den Mauern ſteht die Geſchichte von Granada in arabiſchen Buchſtaben geſchrieben, die von einem Kitte gemacht ſind, der die Härte und Farbe eines Steins hat.

Die Meda.

Die Meda iſt ein langer Spaziergang mit hohen Pappeln beſezt, und von mehrern Quellen beſpült. Auf beiden Seiten ſtehen auf ihren Piedeſtalen ſteinerne Granaten, roth übertüncht. Rechts ziehen ſich Size von einem Ende bis zum andern, auf denen das Volk Plaz nimmt, welches die Bewegung nicht ſehr liebt, und die Spaziergänge beſucht, um zu ruhen. Die Männer ſind bei den Männern, und die Weiber bei den Weibern. Doch iſt es den Geiſtlichen erlaubt, ſich öffentlich in der Geſellſchaft eines Geſchlechtes ſehen zu laſſen, dem ſie, wie ſie verſichern, entſagt haben. Gegen Sonnenuntergang kommen Wagen in Menge angefahren, die prächtige Maulthiere ziehen; ein Wagen folgt dem andern, und ſo fahren ſie, unter den Augen der Zuſchauer, um die Promenade herum. . . . Es läßt ſich eine Gloke hören . . . alle Bewegung erſtarrt . . . alles Leben ſtokt; . . . alle Zungen ſind gelähmt . . , ein tiefe Stille herrſcht weit umher; alle Köpfe hängen entblößt zur Erde gebükt. . . . Man betet das Ave. Dieſes Ave würde Lykurg einen Augenblik nachdenken gemacht haben, ihn, der nur Lakonien ſeine Verfaſſung gab, das nicht ſo groß war als eine ſpaniſche Provinz. In ganz Spanien wird zu derſelben Stunde der engliſche Gruß wiederholt. Wie rührend und erhaben wäre dieſer Gebrauch, betete zu derſelben Stunde ein ganzes Volk zu dem Schöpfer aller Weſen: Guter, allmächtiger Gott! der du uns deine Wohlthaten ſpendeſt, wie deine Sonne das Licht: möge ſie uns zu leuchten aufhören, wenn wir aufhören könnten uns zu lieben!

Die Weiber.

Die ſpaniſchen Weiber ſcheinen einer andern Nation anzugehören als die Männer: man möchte ſagen, Venus

ſehe an Vulkan vermählt *). Die Spanierinen haben nicht dieſe Röthe, welche die Wangen der nordiſchen Weiber färbt. Ihre großen ſchwarzen Augen, in denen eine feuchte Flamme mit einem unbegreiflichen Gemiſche von Wohlluſt und Stolz zu ſchwimmen ſcheint, bilden einen reizenden Kontraſt mit der blaſſen Roſe ihres Geſichts, wodurch ſie ein rührendes, ſchmachtendes Anſehen erhalten.

Die Natur ertheilte ihnen ſparſam die Schäze, welche Taſſo ſo lebendig beſchreibt: Mostra il bel petto le nevi ignudi u. ſ. w. Ihr edler, ſtolzer und kühner Gang hat eine gewiſſe Anmuth, einen Zauber, der ſich nicht beſchreiben läßt; das war der Gang der Venus, da ſie durch die Majeſtät ihrer Haltung ihre Gottheit ankündigen wollte. Die italieniſche Disinvoltura (ungezwungener Anſtand) kleidet nur eine Zofe.

Sie ſind ſanft, lebhaft und fröhlich; ihr Karakter iſt groß und edelmüthig. In ihrer Seele herrſcht ein tiefes Gefühl; ſie lieben aufrichtig; ihr Wahlſpruch iſt: Ein Herz, Eine Liebe. Sie ſind beſtändig: Tage lang können ſie hinter ihren Fenſterläden harren, bis ihr Geliebter auf der Straße vorbeikömmt; ſie ſehen ihn, und ſind — glüklich. Sind ſie aber verheirathet, dann nehmen ſie es mit dieſer Treue nicht mehr ſo genau; außer dem Manne brauchen ſie auch noch einen Freund. Eine Italienerin iſt nicht ſo leicht zu befriedigen. Dieſer Freund iſt auch nicht ganz der ita-

---

*) Ich bemerke in Beziehung auf dieſen Abſchnitt wie auf alle andre, daß wenn ich von den Spaniern rede, ich beſonders die Bewohner von Granada darunter verſtehe, bei denen ich zwei Jahre als Gefangner gelebt habe. Zu den Zügen, die ihnen eigenthümlich ſind, geſellen ſich andre, die ſie mit den übrigen Spaniern gemein haben.

Digitized by Google

lieniſche Sigisbeo; dieſer iſt oft nur ein Parademöbel, der Cortejo aber ein nützlicher Hausrath. Die Erziehung unſrer Cavaliers servans, ſagte eine Dame von Perouſe zu mir, umfaßt nicht viel: es iſt ſchon genug, wenn ſie wiſſen, wie man uns die Hand reicht, wenn wir eine Treppe hinaufgehen; wie man bei kalter Witterung unſre Wärmepfanne trägt, und ſie unter unſre Füße ſtellt.

In Spanien findet man wenige Weiber von vorzüglicher Erziehung; ſie verſtehen beinahe nichts als zu lieben. Die heilige Thereſia, die den Teufel bedauerte, den Unglüklichen, der nie liebt, war eine Spanierin.

Ich würde, ſagte einer meiner Freunde zu mir, eine Engländerin zur Frau, eine Franzöſin zur Freundin, eine Italienerin als Sängerin, und eine Spanierin als Geliebte nehmen *). Mein Freund ließ der Italienerin nicht

---

*) Von den deutſchen Weibern iſt nicht einmal die Rede: welche Kränkung! Sollte nicht eine kräftige deutſche Feder für das ſchöne Geſchlecht des deutſchen Volks Ritterspflicht üben? Die Beleidigung verdiente es. Ich mögte indeſſen zweifeln, ob die Franzoſen nach den ſpätern Erfahrungen, um die ſie in ihren germaniſchen Feldzügen reicher geworden ſind, dieſe Gleichgültigkeit des Verfaſſers gegen das deutſche Frauenzimmer noch theilen. Wäre dies der Fall, dann fügten ſie zu der ſchreiendſten Ungerechtigkeit auch den ſchwärzeſten Undank; denn verdient haben es die Damen, wenigſtens in vielen Gegenden, nicht um ſie. Es iſt auffallend, daß der Deutſche, mit dem ſich keine Nation recht aſſimiliren will, ſich mit aller Welt gefällig amalgamirt. Eine Urſache liegt darin, daß Ausländer nur mit Mühe die deutſche Sprache lernen, die ſie im Allgemeinen auch für ſehr entbehrlich halten, da der Deutſche gern alle Spra-

Digitized by Google

Gerechtigkeit widerfahren; es giebt keine Stadt in Italien, in der man nicht Weiber fände, die es mit der am beſten erzogenen Franzöſin aufnehmen könnten. Es iſt wahr, daß ſie ſich wenig aus der platoniſchen Liebe machen. Sterne, ſagt man, wollte eine Reiſe durch Italien machen. . . . Armer Sterne! Du würdeſt wenige Weiber gefunden haben, die mit dir eine empfindſame Reiſe hätten machen wollen! . . . Warum giengſt du nicht nach Spanien?

Die Männer.

Die Spanier ſind groß, mager, blaß und ſchmächtig. Hat einer von ihnen eine lebhafte und friſche Farbe, dann ſagt man, er habe ein franzöſiſches Geſicht. Der ſpaniſche Hochmuth iſt der eigentliche Ausdruk nicht. In der Haltung ihres Kopfes, in ihren Manieren und in ihrem Gange herrſcht ein gewiſſer Stolz, ein Gefühl, das ihnen von dem Ruhme ihrer Voreltern geblieben iſt. Der Aberglaube ſezt ſie in Bewegung; die Unwiſſenheit macht ſie blind: wehe dem, der es wagen würde, nicht an die gnadenreichen Bilder der heiligen Jungfrau zu glauben!

Unter ihren Mänteln, die ſie beſtändig tragen, nehmen ſie Gewohnheiten an, die ihnen ein ſeltſames und lächerlich gezwungenes Anſehen geben, wenn es ihnen bei ihren Feſttagen einfällt, mit ihrem langen Degen und ihren ſchwarzen Kleidern zu erſcheinen. Der Spanier iſt eiferſüchtig, kennt in ſeinem Haſſe, in ſeiner Liebe und Verachtung keine Grenzen. Ich ſah deren, die ſechs Stunden an der Eke einer Straße ſtun-

---

chen des Auslandes lernt. Endlich haben die Deutſchen, die am wenigſten eine Nation ſind, auch die wenigſten Nationalvorurtheile, die im Großen trennen und im Kleinen vereinigen. Anmerk. des Ueberſ.

den, einzig damit beſchäftigt, mit den Händen ihren Geliebten Zeichen zu geben, die von ihrem Balkon antworteten. Die Luft, die Pferde, die Menſchen, die Sprache, alles iſt zart und weich in Italien; in Spanien hat alles, Luft, Pferde, Menſchen und Sprache eine gewiſſe Energie. Die italieniſchen Münzen ſind abgeſchliffen; die ſpaniſchen, von grobem Gepräge, ſind erhaben. Ich zweifle, ob man in Italien einen ſtarken Glauben an die Freundſchaft findet: in Spanien träfe man noch Paare wie Oreſtes und Pylades an. Das Land iſt doch wahrlich nicht zu verachten, in dem man eine Geliebte und einen Freund finden kann!

Nationaltracht.

Die Art ſich zu kleiden unterſcheidet die Spanier von allen andern Nationen.

Der Mantel iſt eine zweite Haut der Spanier, und ſie legen ihn nie, weder im Winter noch im Sommer, ab; ſie tragen, öffnen, entfalten und werfen ihn über die Schultern mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit. Kinder von acht Jahren, die uns in unſre Mäntel gehüllt ſahen, riefen: das ſind Franzoſen! Der ſcharlachene Mantel iſt ein weſentlicher Theil des Luxus. Die **Montera**, womit die Spanier ſich das Haupt bedeken, iſt eine Art Kopfpuz, der weder gegen den Regen noch gegen die Sonne dient, und den wir nie aufſezen konnten, ohne zu lachen. Die beiden Quaſten, welche an den obern Enden angebracht ſind, ahmen die befiederten Hörner des Uhu nicht übel nach. Ich ſtelle mir vor, daß eine boshafte Spanierin den Kopfpuz mit dieſem ſymboliſchen Schmuke bereichert hat, um ſich an einem Gimpel von eiferſüchtigen Manne zu rächen.

Die Weiber können ohne den ſchwarzen Rok und die Mantille nicht öffentlich erſcheinen. Die Mantille iſt ein längliches Stük Zeug oder Muſſelin, nach den verſchiedenen

Jahreszeiten, das den Kopf, die Schultern und die Seiten bedekt, und ſich dann auf der Bruſt durchkreuzt. Mit dieſem beweglichen Schleier vervielfältigt eine Spanierin ihre Reize, zeigt oder verbirgt ihr Geſicht, läßt die Schönheiten deſſelben ſehen oder verſtekt ſeine Gebrechen. Sie wirft euch durch die Spize, die über die Augen fällt, einen zärtlichen Blik zu. Die Hände werden es müde, die Mantille zuſammenzuhalten, und laſſen euch einen ſchönen Buſen, oder vielmehr das Flortuch ſehen, das ihn geſchämig bedekt.... Auf einmal eilt ſie weg, und indem ſie den Schleier, der ihr läſtig zu werden ſchien, aufnimmt, zeigt ſie die ſchönen Formen eines ſchlanken Wuchſes, den ein zierliches Mieder abzeichnet.

Ohne weiße ſeidne Strümpfe und neue, oder wenigſtens beinahe neue Schuhe, gehen ſie nicht aus. Nur ihr Puz, ſagt man, welcher in die Augen fällt, ſeye reinlich; man fügt ſogar hinzu, die ſtrengen Beichtväter machten ihnen aus einer größern Reinlichkeit eine Todſünde.

Dieſe Veſtalin und dieſe Matrone gehen, ernſten, feierlichen Schrittes, einen großen Roſenkranz in der Hand, deſſen Kreuz ihnen unter die Knie fällt, miteinander. Wo gehen ſie hin? Ich mag den Ort nicht nennen.—Die Mädchen gehen gewöhnlich mit einem alten Weibe aus, das ſich endlich erweichen läßt, und ihre gehäſſige Rolle gegen die einer Vertrauten umtauſcht. Die jungen Weiber gehen in Geſellſchaft von jungen Weibern, die ſich in Spanien lieben, und in ihren Liebſchaften wechſelſeitig hilfreiche Hand leiſten. Eine Spanierin nimmt zuweilen das Mönchskleid, und die Kutte iſt ſtolz, der Schönheit Reize zu leihen. Es iſt ihnen erlaubt, auf ihren Balkonen in farbigen Kleidern zu erſcheinen: ihre geflochtene Haare, mit einem Bande in der Mitte des Kopfes heraufgebunden, iſt die einzige Zierde ihres Hauptes. Unſre Franzöſinnen richten ſich zu Grunde, um

Digitized by Google

ihre Häßlichkeit zu verſchönern, oder ihre Schönheit zu verderben.

Koketterie.

Amo di essere amata, odio gli amanti.

Die Koketterie iſt eine Tochter des Luxus, ein Luxus der Liebe, eine anti-ſentimentale Kunſt, die ſich mit den ſpaniſchen Sitten, der Wachſamkeit der Prieſter, der Eiferſucht der Männer, der Zurukgezogenheit der Weiber und der Klauſur der Mädchen nicht verträgt. Wo die Sache nicht iſt, kann auch der Name nicht ſeyn. Die ſpaniſche Sprache hat kein Wort, das mit koket eine gleiche Bedeutung hätte.

Im Italieniſchen heißt eine Kokette civetta: civetta bedeutet eine Eule, einen Kauz. Ich ſehe durchaus keine Beziehung der Liebenswürdigkeit zwiſchen einer Kokette und dieſem mürriſchen Thiere. Der Kauz lokt die unbeſonnenen Thiere, die ſich um ihn ſammeln; er lokt ſie aber nicht, um ſich von ihnen bewundern zu laſſen, ſondern um ſie zu verzehren. Wahrſcheinlich wagte ein Satyriker, der ein Freund der Sitten war, zuerſt dieſes Wort metaphoriſch. Endlich nahm man es im eigentlichen Sinne, worauf es buchſtäblich genommen ward. Jede italieniſche Kokette erneuert jene berühmte Heldenthat Rolands: Trenta n'uccise, e furo in tutto dieci botte. . . . Die zärtliche Taube entfaltet vor ihrem Geliebten gefällig das ſchöne Gefieder ihres Halſes, in dem alle Farben des Regenbogens wechſeln; indem ſie ihn zu fliehen ſcheint, folgt ſie ihm, und in dem Kreiſe, den ſie girrend um ihn beſchreibt, folgt ſie nur ihm.

Die Kinder.

Die Knaben ſind bis in ihr achtes oder neuntes Jahr ſehr ſchön; wie ſie größer werden, werden ſie auch häßli-

cher: die Mädchen im Gegentheil werden mit dem Alter ſchö- ner. Der Einfluß moraliſcher Urſachen auf den Körper ſcheint mir dieſe doppelte Erſcheinung, die Schönheit der ſpaniſchen Kinder, die Buffon bemerkt hatte, und die ſchönere Geſtalt der Weiber, die ſie vor den Männern auszeichnet, zu er- klären. Bis zum achten Jahre leben die Kinder in dem vä- terlichen Hauſe, wo man die Mißhandlungen, die ihnen das Schreien oder die Thranen des Schmerzes auspreſſen, ſeltner ſieht als bei uns. Mit dem achten Jahre werden ſie in die Schule geſchikt, wo ſie zehn Stunden des Tages un- ter der Zuchtruthe eines Pedanten bleiben, bei dem ſie La- tein in einer lateiniſchen Grammatik lernen; da entſtellt ſie der Schmerz, gleich jenen verkrüppelten Stauden, die man verſtümmelt, um ihnen ein frühzeitiges Obſt abzugewinnen. Alle abergläubiſche Schimären einer mönchiſchen Erziehung füllen ihre zarte Seelen und ihre Einbildungskraft mit ſchrek- lichen Bildern.

Die Mädchen im Gegentheil wachſen, an der Seite ihrer Mütter, die ſie nie verlaſſen, in einem angenehmen Müßiggange auf. Sie haben keine andre Lehrer; und die Natur kann in ihren Pflegekindern die ſchönſten Formen ent- wikeln. Der ſchwerſte Theil ihrer Erziehung iſt die große Kunſt mit dem Fächer, ohne den ſie nie ausgehen, zu grüßen.

Die Weiber haben ſich eines beſondern Schuzes der Geſeze zu erfreuen. Ein Mann, der überzeugt wird, ſeine Frau geſchlagen zu haben, wandert nach den Galeeren. Sie werden von den feinſten und ziviliſirteſten Männern in Spanien, von den Geiſtlichen, gebildet, die ein kleines In- tereſſe dabei haben, dem ſonſt ernſten Auge der Moral für ſie einen freundlichen Blik zu leihen, und die Dornen auf dem Wege nach dem Paradieſe auf die Seite zu ſchaffen, und ihn mit Blumen zu beſtreuen. . . . Ich begreife nicht, welcher rührende Zug, welcher anziehende Reiz in dem Ge-

Digitized by Google

ſichte und der Bildung einer andächtigen Dame herrſchen kann, die nur den Teufel und die Hölle ſieht.

Die Geiſtlichen.

Unter der Geiſtlichkeit findet man viele Männer, die alle Arten von Kenntniſſe beſizen, und die ohne Vorurtheil, die allgemeine Unwiſſenheit, die ſie bedauern, benuzen. Die Geiſtlichen haben das Recht, mit den Weibern öffentlich zu erſcheinen; ſie führen ſie auf die Kaffeehäuſer, machen auf den öffentlichen Billards ihre Partie, und beſuchen das Schauſpiel, wo ſie den Spielenden ihren Beifall zollen, die ſie exkommuniziren. Sie vereinigen dieſen ſeltſamen Widerſpruch mit der Entſchuldigung, das Theater unterhalte ſie.

Da ſie Zugang in alle Häuſer haben, ſo läßt ſich ſchon errathen, welchen ſie den Vorzug geben. Ich traf eines Tages, auf einem blumenreichen Pfade, einen Kapuziner an, der neben einer ſchönen Frau auf dem Raſen ſaß. In Spanien haben, wie allenthalben, die Stärkeren die Geſeze gemacht, und zwar, wie ſichs verſteht, zu ihrem Vortheil. Der König von Spanien ſelbſt iſt der Inquiſition unterworfen. Man muß den ſpaniſchen Geiſtlichen ihren Egoism verzeihen, weil ſie in ihrem Geſezbuche wenigſtens die Weiber nicht mißhandelt haben.

Noch haben die Spanier eine Eigenheit, in der ſie ſich von allen andern Nationen unterſcheiden; bei dieſen brandmarkt ein barbariſches Vorurtheil ein unehliches Kind, das nicht weniger barbariſche Geſeze enterben. In Spanien entſchädigen die Geſeze ein ſolches unglükliche Geſchöpf für den Nachtheil ſeiner Geburt, indem ſie es für edel erklären, und auf Koſten der Regierung erziehen laſſen. Ich äußerte einem Spanier mein Befremden darüber. Es iſt doch nichts natürlicher und mehr in der Ordnung, erwiederte er; gehören dieſe Kinder dann nicht dem erſten und geachteſten Stande

in Spanien an? — An was hängt oft unſre Gerechtigkeit und Menſchlichkeit?

Das Spital.

Vierzig Schüler des heiligen Johannes verſahen den Dienſt in dem Militärſpital von Granada; zu Gehilfen hatten ſie einige ausgewanderte Geiſtliche, die ſie zu unſern Kranken ſchikten, um ſie zu bekehren. Die Bekehrung beſtund darin, daß ſie ihrem Vaterlande feierlich entſagten. Ein Volontär lag auf den Tod krank, und der Beichtvater ſtund neben ſeinem Bette. . . . Beichte, mein Sohn, ſprach er ihm zu; bekenne deine Fehler und Irrthümer; die Güte Gottes iſt ſo groß! — Im Namen dieſes ſo gütigen Gottes, erwiederte der Sterbende, quälen Sie mich nicht; laſſen Sie mich in Frieden und meinem Vaterlande treu ſterben. . . . Ich will nicht beichten. . . . Der Emigrant läuft zu dem Prior: »es iſt der Teufel! er will nicht beichten.« Er will nicht beichten! hallte es in den Gängen; er will nicht beichten! hallte es in den Zellen. — Der Kranke ſtirbt. Man bindet ihn an den Füßen feſt, und legt ihn, mit dem Geſichte gegen die Erde, auf den Boden. Die Mönche ſtellen ſich in zwei Reihen, durchziehen langſam alle Säle, und der Verſtorbene, den ein Noviz an einem Strike nachzieht, folgt ihnen. Da ſie bei einem Franzoſen ankamen, der in den lezten Zügen lag, warfen ſie den Leichnam mit den Worten auf ſein Bett: D a ſ i e h d a s L o o s, d a s d e i n e r w a r t e t, ſ t i r b ſ t d u o h n e B e i c h t e! Ich habe noch den Boden von dem Blute des jungen Menſchen beflekt geſehen, den ſie in dieſer hölliſchen Prozeſſion umherſchleiſten.

Heirathen.

Der mütterlichen Wachſamkeit, den Gittern und Schlöſſern verdankt man es, daß die ſpaniſchen Mädchen noch ge-

Digitized by Google

wöhnlich ihren Männern jenen Schaz als Heirathsgut mitbringen, der, nach der Verſchiedenheit der Klimate, von unſchäzbarem Werthe oder gering geachtet, für die Sinne ſchimäriſch, für die Einbildung und die Delikateſſe aber ſehr wichtig iſt. Noch vor kurzer Zeit gab es in Spanien äuſſerſt ſchnell geſchloſſene Ehen. Der Liebhaber gieng durch die Straße. Das Mädchen, welches auf der Lauer ſtund, ſtrekte die Hand durch das Fenſtergitter heraus, deren ſich der Bräutigam bemächtigte. Ein Geiſtlicher ſtund in der Nähe, der ihnen die eheliche Einſegnung ertheilte; und ſo waren ſie dann, gegen den Willen der Eltern, Mann und Weib.

Wenn auch gegenwärtig noch ein Mädchen von einem jungen Menſchen irgend ein Unterpfand, einen Brief, ein Tuch hat, dann kann ſie ihn zwingen, ſie zu heirathen. Hat ein junger Menſch dagegen ein ſolches Pfand von ſeiner Geliebten, dann läßt er ſie aus dem väterlichen Hauſe in das eines Richters kommen, wo er ſie ehelicht.

In ganz Granada iſt folgende Anekdote bekannt. Ein junger Menſch war wegen einem Prozeſſe nach dieſer Hauptſtadt gekommen. Jeden Tag, wenn er ſich nach dem Gerichte begab, gieng er an einem Mädchen vorüber, das ſich immer regelmäßig an ſeinem Fenſter einfand. Im Vorbeigehen grüßte er ſie. So grüßte er ſie drei Monate. Eines Tags läßt das Mädchen ein Saktuch fallen. Der junge Menſch hebt es auf, und will es ihr höflich überreichen. Das Mädchen ruft Zeugen herbei; er wurde gezwungen, ſie zu heirathen. Jezt ſind ſie Mann und Frau.

Ein Spanier geht mehrere Monate unter dem Fenſter des Mädchens vorbei, das er gern zum Weibe hätte. Vor der Vermählung ſpricht er ſie ſieben- oder achtmal, in Gegenwart der Eltern. Sie empfangen den prieſterlichen Se-

gen. Nach einer Woche lernen ſie ſich kennen, und der Eheherr nimmt ſich eine Mätreſſe und die Frau einen Cortejo.

Ich machte einer ſehr ſchäzbaren Italienerin, die Familie hatte, einen Beſuch; ſie hatte gerade mit einem Unbekannten Geſchäfte. Von ihrer Unterhaltung hörte ich noch folgende Worte: Sie iſt ein wenig zu klein, und ſchikt ſich nicht für meinen Freund. Ich glaubte, es ſey von einem jungen Pferde die Rede, das im Stalle ſtund, und das ich hatte kaufen wollen. Wie groß war mein Erſtaunen! Es galt ein junges, kleines, liebenswürdiges, intereſſantes Mädchen, die Tochter meiner Freundin, der gerade noch ein halber Zoll fehlte, um die Frau eines freſtigen und reichen Italieners zu werden.

Die Andacht.

Die Andacht der Italiener ſcheint mir ganz ſinnlich zu ſeyn; ſie gehen in die Kirche, um die verſammelte Menge Menſchen zu ſehen, den Geruch des Weihrauchs zu athmen, und die Pracht der Zeremonien und die Schönheit der Beleuchtung zu ſchauen. Die Spanier ſehen in der Kirche nur den Gegenſtand ihrer Liebe und Gott. Bei ihnen erhöht die Liebe die Andacht, und die Andacht die Liebe. Die regelmäßige Wiederkehr ihrer Feſte ruft ihnen, jedes Jahr, die Hauptepochen ihrer Liebſchaften ins Gedächtniß.

Was die frommen, gottſeligen Gebräuche angeht, ſo ſind die Franzoſen, im Vergleiche mit den Spaniern, wahre Mönche. Dieſe haben keine Veſpern zu hören; ſelbſt die Andächtigen von Profeſſion gehen nur Sonntags regelmäßig in die Meſſe. An Faſttagen iſt ihnen des Morgens eine Taſſe Schokolate mit zwei Unzen Brod erlaubt, und Abends dürfen ſie Fiſche eſſen. Um an dieſem Tage Rindsköpfe, Füße und Eingeweide ſpeiſen zu dürfen, zahlen ſie jährlich vier und eine halbe Million, die ihnen, außer dem Vergnügen Fleiſch

Digitized by Google

eſſen zu dürfen, auch noch gute und zahlreiche Indulgenzen eintragen.

Ich habe den heiligen Vater in Rom geſehen; ich habe einer Meſſe beigewohnt, die er geleſen, und in welcher er mir einen Ablaß auf fünf Jahre gab. Ein heiliger Schauer ergriff mich, da ich in der Sixtiniſchen Kapelle niederkniete. Da glänzt das Genie von Michel Angelo, der kein Bedenken trug, vor den Augen des heiligen Kollegiums einen Kardinal im hölliſchen Feuer brennend darzuſtellen. Das Alter des Papſtes, und ſein Aeußeres, das Achtung gebot, machten einen tiefen Eindruk auf mich. Vor mir ſaßen vierzehn Kardinäle auf ihren abgeſönderten Sizen. Ich richte mich auf, und weg iſt die Täuſchung. Alle Geiſtlichen, alle Zuhörer lachten um mich mit einer Ausgelaſſenheit, die man ſich kaum an einem öffentlichen Orte in einer ehrbaren Geſellſchaft erlaubt. Der Staatsſekretär, ſagte der eine, hat einen dummen Streich gemacht, daß er das Breve nicht als einen Feuerbrand in das Herz von Frankreich ſchleuderte, wo es gewiß einen ordentlichen Religionskrieg entzündet hätte. — Weißt du ſchon die Liebesgeſchichte des heuchleriſchen Kardinals? fragte ein andrer. Alle anweſende Kardinäle wurden gemuſtert. — Der Zauber war verſchwunden.

Sitten.

In einem Lande, wo man Sitten findet, genießen die Mädchen eine ehrbare Freiheit, und die Weiber leben ſehr zurükgezogen: die Mädchen gehören auch wirklich ſich ſelbſt, die Weiber aber ihren Männern an. Der übermäßige Zwang, in welchem ein Mädchen in Spanien lebt, reizt ſeine Neigungen, entflammt ſeine Einbildungskraft, und macht es in dem Auffinden von tauſend Mitteln ſcharfſinnig, ſeinen Liebhaber zu ſehen, zu ſprechen und ſich in einen Briefwechſel mit ihm einzulaſſen. Erhält er eine Zuſammenkunft,

Digitized by Google

dann denkt das Mädchen darauf, eine halbe Stunde zu benuzen, die es ſo viel Mühe gekoſtet hat, und mit ſo manchen Gefahren verbunden iſt; und der Liebhaber, ohne gerade ein Cäſar zu ſeyn, kam, ſah und ſiegte.

Kann die Geliebte den Geliebten nur durch das Gitter ſehen; hält ſie die Furcht der unauslöſchbaren Schande zurük, mit der ſich eine unbeſonnene Spanierin bedekt, dann denkt ſie nur darauf, einen Mann zu erhalten, wenn es nur ein Mann iſt, um ſich dann in der Freiheit, welche der Eheſtand giebt, für den Zwang zu entſchädigen, dem ſie als Mädchen unterworfen war.

Die Bälle, das Theater, die Spaziergänge und die Konzerte ſind für die verheiratheten Weiber, die ihre Reize daſelbſt vor neuen Anbetern enthüllen, während dem ihre armen Töchter ſich einſam und traurig bei einer alten Tante langweilen, und auf ihren Erlöſer harren. Ein Liebhaber, der vor den Augen der Eltern Gnade gefunden hat, wird ſelten abgewieſen. Ach, von welcher Hand verſchmäht man die Freiheit! Wir armen Mädchen, ſagte eine Italienerin zu mir, gleichen den armen Seelen im Fegfeuer, die, um daraus erlöſet zu werden, ſich auch die Hand des Teufels gefallen ließen.

Die Polizei und die Inquiſition wachen ſehr thätig über die Orte, die man erkennen wird, ohne daß ich ſie nenne, wo die Schönheit ihren erſten Reiz, die Scham, verliert.

Concilio infame, che fallace imago
Suol alletar di desiato bene.

In Spanien, wie in Italien, iſt es nichts Ungewöhnliches, die Mutter mit der Tochter daſelbſt zu finden.

Eine unglükliche Alte erhielt die Nachricht, daß ſie für ſich und ihre Anſtalt zu fürchten habe. Was thut ſie? An die Eke ihres Hauſes ſtellt ſie das Bild der heiligen Jungfrau mit einer Lampe, die ſie jeden Abend anzündet. Von

Digitized by Google

dieſem Augenblike an ſahen wir Mönche und andre Geiſtliche zu jeder Stunde bei ihr ein- und ausgehen. Mit einem Pfunde Oel monatlich befeſtigte ſie ihren Kredit, beruhigte ihr Gewiſſen, und heiligte ihr Gewerbe. Mache die Augen zu, o Mahomet! ſagen die Türken, wenn ſie den verbotenen Nektar trinken. Eine Spanierin zieht den Vorhang über das Bild der Madonna. Wo haben die Leidenſchaften und die Bosheit nicht das Heiligſte zu ihren Abſichten mißbraucht! — Junge Spanier von ſieben bis acht Jahren zeigen einen Eifer, eine Thätigkeit, einen Scharfſinn, eine Diskretion, die über ihr Alter gehen, kurz unbegreifliche Anlagen, ſich eines Auftrags in Liebesangelegenheiten zu entledigen.

F e ſt e.

Alle Feſte ſind durch die Religion geheiligt. Man kleidet ſich an, geht aus, läßt ſich ſehen, und empfängt einen heiligen Segen. An dieſe Feſte knüpfen ſich gewöhnlich Liebesabentheuer. An einem ſolchen Tage ſind die Straßen, die öffentlichen Pläze, die Spaziergänge mit einer Menge von Menſchen angefüllt, die ſich langſamen Schrittes, ohne Verwirrung und mit Würde bewegen. Da hört man kein unanſtändiges Lachen, kein anzügliches Wort, kein unſchikliches Schreien, kein Geräuſch, keine unbeſonnene, leichtſinnige Aeußerung. Kaum vernimmt man ein leiſes Murmeln, wie das der jungen Novizen, wenn ſie in den Kloſtergängen, gegen das Verbot der Obern, reden. Spanien ſieht wirklich einem großen Kloſter nicht unähnlich.

Nur einmal im Jahre vergeſſen die Spanier dieſen ſtrengen Ernſt, nämlich am Tage der ſchmerzhaften Jungfrau, welche die Schuzheilige von Granada iſt. Da ſpringt auch der geſezteſte Spanier vor Freude, folgt jubelnd dem Bilde der reichgeſchmükten Jungfrau, ſchwingt ſeinen Hut

Digitized by Google

oder ſeine Montere, mit dem Rufe in der Luft: Es lebe die Jungfrau! es lebe die Jungfrau! und die ganze Prozeſſion wiederholt: Es lebe die Jungfrau! es lebe die Jungfrau! Wahrhaftig, es giebt auch in der ganzen Natur nichts Rührenderes, als eine in Schmerz verſunkene Mutter, welche über den Tod eines unſchuldigen Sohnes weint. Sieben Schwerter durchbohren den mütterlichen Buſen mit jedem Augenblike, wo ſie ihren Geliebten leiden ſieht. O, Pergoleſe, ein andres Gefühl als die leichtfertige Freude erhob dein Genie, als du die Leiden dieſer unglüklichen Jungfrau durch deine himmliſchen Töne in unſerm Gemüthe erregteſt!

Dieſe Jungfrau hat übrigens zum Beſten der Spanier manches Wunder gewirkt, durch das ſie wohl ihre höchſte Dankbarkeit verdiente. Noch iſt ihr Kleid, nach der Verſicherung aller Einwohner, von franzöſiſchen Kugeln durchlöchert, die ſie in der Schlacht von Ceret trafen, wohin ſie ſich begab, ohne Granada zu verlaſſen. Berechnet man die Bildniſſe der heiligen Jungfrau, die man an den Eken der Straßen, in den Kapellen und Kirchen, an den Skapulieren, an den Roſenkranzpfennigen und in den Häuſern ſieht, dann giebt es in Granada deren wenigſtens zehn auf einen Einwohner, und folglich in allem, nach dem mäßigſten Anſchlage, fünfmalhunderttauſend. Man ſollte glauben, daß bei ſo viel Andacht, bei den vielfältigen Wundern, die gewirkt werden, Bosheit und Unglük ſeltner ſeyn müßten, als in andern Ländern. Nichts weniger. Ihr findet hier Lügner, Heuchler, Verleumder, Betrüger und Schelme aller Art, und Blinde, Hinkende, Hökerige, Hartherzige, übermüthige Reiche, hungernde Arme, ſchlechte Autoren und dumme Leſer, wie an andern Orten, und noch mehr. — Es iſt dort wie allenthalben, und allenthalben wie bei uns. Ausnahmen geſtatten wir; laßt nur die Regel gelten!

Digitized by Google

Tertulla.

Die Spanier ſind in ihren Zirkeln, die ſie Tertulla's nennen, nicht weniger ſteif und ernſt, als in ihren übrigen Verhältniſſen. In dieſen Geſellſchaften halten ſich die beiden Geſchlechter, mit der gewiſſenhafteſten Etikette, ſtreng geſchieden; nur in Madrid herrſcht etwas weniger Ungezwungenheit. Auf der einen Seite ſizen die Männer, auf der andern die Weiber, wie in ein wechſelſeitiges Anſtaunen verſunken, bis die Schokolate und Eiswaſſer aufgetragen wird; dieſes vermiſcht man mit einem weißen Zukerwerke, das leicht iſt wie Schaum und perös wie ein Schwamm, woher es auch ſeinen Namen Sponjado hat. Noch wird andres Naſchwerk aufgetragen, über das ſie ſich gierig hermachen.

Endlich fangen die Herren an, die Damen mit den platteſten und unanſtändigſten Reden zu neken. Dieſe antworten in derſelben Sprache, und laſſen ſich in ihren frechen Aeußerungen nur durch das Geläute einer Gloke unterbrechen, die zum Gebete mahnt.

Mäßigkeit.

Der Spanier lebt vorzüglich von Erzeugniſſen des Pflanzenreichs. Vier Fünftheile ſeiner Nahrung beſtehen aus Melonen, Melanzanäpfeln, Gurken und Salat, ohne Zubereitung. Ein geſuchtes Gericht für ihn ſind Eicheln, die auf einer Gattung grüner Eichen wachſen. Ein Lieblingseſſen ſind die Kichern. Man ſieht ſie auf den Tafeln der Reichen, wie bei den reichen Italienern die Pulenta. Die Spanier haben ein Sprichwort, das heißt: Oliven, ein Salat und Radieschen ſind ein Eſſen für Ritter.

Alle Gäſte trinken aus demſelben Glaſe, das in der Reihe herumgeht. Die Schokolate iſt das vorzüglichſte Ge=

tränk. Nach dem Mittageſſen wird ſie als ein Verdauungsmittel genommen. Uibrigens trinken ſie dieſelbe auch Morgens, während dem Tage, und des Abends vor dem Schlafengehen. Als Nachteſſen iſt auch eine Suppe bei ihnen im Gebrauche, die aus kaltem Waſſer, Salz, Pfeffer und Zwiebeln zuſammengeſezt iſt. Was uns ums Leben bringen könnte, erhält ihre Geſundheit. In Piemont ſah ich, daß man Kindern von zwei Jahren zwei große Taſſen Kaffee zu trinken gab. Die Venetianer trinken an sechs Taſſen des Tags.

Die Spanier eſſen wenig Brod; ſie verzehren des Tags nicht ein halbes Pfund. Ein Italiener, ein Engländer, ein Schweizer, ein Holländer und ein Spanier eſſen zuſammen nicht ſo viel Brod, als ein einziger Franzoſe. Sollte dies vielleicht die Urſache der Lebhaftigkeit dieſer Nation ſeyn? Auf der Tafel des Intendanten von Granada, der hunderttauſend Thaler Renten hat, ſah man kaum sechs Schüſſeln; und unter dieſen fehlten die Kichern nie. Selten hatte er jemand zu Tiſche. Aber was fangen denn die reichen Leute mit ihrem Gelde an? Die Livreen, das Silbergeſchirr und die Wagen verſchlingen einen Theil. Ich glaube nicht geſagt zu haben, daß ein Spanier mit den Weibern nicht freigebig, oder gegen das Vergnügen, Schäze zu ſammeln unempfindlich ſey. Hat einer sechs Hembden, dann glaubt er im Weißzeug gut zu ſtehen. Wir ſahen jeden Freitag Frauenzimmer von den beſten Häuſern in Granada auf den Sonntag ihre Wäſche machen; ſie bleichen und troknen, wie es ehemals die ſchöne Nauſikaa, die Tochter des göttlichen Königs Alcinous, that.

Müßiggang.

Die Mäßigkeit des Spaniers begünſtigt ſeine Unthätigkeit, die wieder eine Urſache ſeiner Mäßigkeit iſt. Ein

Arbeiter, der auf acht Tage zu leben hat, wird ſich nicht leicht entſchließen etwas zu thun. Ein wenig geſchwinder, mein Freund, kann man ihm zehnmal ſagen: poco à poco, antwortet er eben ſo oft, und macht etwas langſamer. Im Sommer, zu Zeiten auch im Winter, hält er die Sieſte, das heißt, er ſchläft den Nachmittag mehrere Stunden. Zu dieſer Zeit ſchläft in Spanien alles, nur die Liebe nicht, welche die jungen Spanierinen, während des Schlafes ihrer Eltern, wach hält. Ohne Zweifel macht dieſe Trägheit, die bei dem Spanier die Meinung nährt, das gemächlichſte Mittel, ſich zu verſchaffen, was ihm fehlt, ſey auch das rechtmäßigſte, ihn zum Diebe. Seine Hände beſizen eine bewundernswürdige Geſchiklichkeit, ſich zuzueignen, was ihm anſteht. Ich war oft genöthigt, ſagte mir ein Gaſtwirth, unter einem reichen Mantel ſchlechte eiſerne Gabeln zu ſuchen, die mir ein Gaſt entwendet hatte, der ſich nicht entſchließen konnte, mit leeren Händen von mir zu gehen.

Die Weiber und Mädchen ſind beinahe den ganzen Tag müßig; ſie ſizen auf ihrem Balkone, athmen, ſehen, exiſtiren und lieben. Eine andre ihrer Lieblingsbeſchäftigungen iſt auch, ſich wechſelſeitig das beſchwerliche Inſekt auf dem Kopfe zu ſuchen, das in Spanien ſo gut fortkömmt. Durch die Uibung haben ihre Finger eine ſo ſeltne Fertigkeit gewonnen, daß ich nicht zweifle, Homer würde einen der ſchönſten Vergleiche daher entlehnt haben, hätten die griechiſchen Mädchen die Gewohnheit gehabt, ſich wie ſpaniſche Damen zu lauſen.

Ein Spanier bleibt, wenn es kalt iſt, einen halben Tag in der Sonne, oder, bei der Hize, im Schatten ſizen. Da raucht er mit einer Art von Wohlluſt ſeine Cigare. Kann er damit nicht fertig werden, dann ſtekt er den Reſt hinter das Ohr. Er iſt zufrieden und ſeelenvergnügt. Ich habe

Digitized by Google

geraucht, ſcheint er zu ſagen; izt kann ſich die ganze Welt der Freude überlaſſen! Wenn er geraucht, verdauet und wiedergekäuet hat, nimmt er ſeine Guitare, ſingt bekannte Lieder oder improviſirt ſeine Empfindungen. Abends tanzt er den Fandango, bei dem Schalle der Kaſtanietten, folgt den Kadenzen, und fällt mit dem Takte ſo pünktlich wie ein angoliſcher Neger.

Der Fandango iſt ein äußerſt wohllüſtiger Nationaltanz, deſſen Melodie einen Spanier ſo gewiß zur Luſt ſtimmt, als der Kuhreigen den Schweizer zur Traurigkeit. Wenn er getanzt hat, trinkt er, für einen halben Kreuzer, ein großes Glas Eiswaſſer. Dann legt er ſich ſchlafen, und zwar bei günſtiger Jahreszeit unter freiem Himmel. In dem goldenen Zeitalter lebte man nicht angenehmer.

Die Wegzehrung.

Da fährt ein Wagen über die Straße. Hinten ſteht ein Chorbube mit der Schelle als Jockei auf, und an jedem Schlage ſieht man einen Kirchendiener mit einer Kerze. Im Inneren ſizt ein Geiſtlicher, in ſeiner prieſterlichen Kleidung, der einem vermögenden Kranken die lezte Wegzehrung bringt. Dort ſchleicht einer demüthig zu Fuß zu einem Armen, der in den lezten Zügen liegt. Jener iſt der Gott der Reichen, dieſer der Gott der Dürftigen. Jeſus Chriſtus hielt ſeinen Einzug in Jeruſalem auf einem Eſel. Nicht nur dieſe, auch jene Welt, hat der Menſch durch ſeine Leidenſchaften und Albernheiten entſtellt.

Olla.

Das Zukerwerk von Granada iſt ſehr berühmt: die Galanterie erfodert es, daß man den Damen ſolches anbietet. Leute von gutem Ton haben ſogar gedrukte Karten, welche der Konditor wie baares Geld annimmt, und auf

denen man lieſt: Gut für ein, zwei oder drei Pfund Zukerwerk. Die Spanier haben ſchwarze Zähne, welches man dem häufigen Gebrauche des Naſchwerkes und des Tabaks, den ſie in Papier rauchen, zuſchreibt. Statt des Kaffees, den ſie ſelten genießen, trinken ſie viel Getränke mit Gefrornem.

Wenn ein Spanier gähnt, macht er zwanzig Kreuze über den Mund, damit ihm der Teufel nicht in den Leib fahren kann. Mit jemand ſprechen heißt, im gewöhnlichen Sprachgebrauch, eine Liebeserklärung machen; das will ſagen, man ſolle nur mit der Perſon reden, die man liebt. Auf vielen Thüren lieſt man: Ave Maria.

Dangier wurde zu St. Domingo von zweihundert Sklaven bedient: ſein Vermögen, ſeine Verdienſte und ſeine Talente hatten ihm auf ſeiner Inſel einen verdienten Ruf erworben. . . Er ſtarb in den Gefängniſſen von Granada auf dem Stroh.

Jedes Land hat mehr oder weniger ſeine eignen Begriffe vom Schiklichen, ſo wie es ſeine eignen Sitten und Gebräuche hat, wenn nicht durch den Umgang ſeiner Bewohner mit denen andrer Länder das Eigenthümliche abgeſchliffen ward, das ſie zu einem beſondern Volk machte. Die Spanier haben gar viele ſolcher Nationalzüge, die ihnen eine ganz eigne Phyſionomie geben. Was wir bis izt über dieſes Volk erzählt haben, beweiſet hinlänglich die Wahrheit unſrer Behauptung. Was indeſſen einem Fremden noch beſonders auffallen könnte, iſt, daß er es hier nicht wagen darf, ein ganz gewöhnliches Bedürfniß an der Eke einer Straße abzuthun, wenn er ſich nicht der Gefahr ausſezen will, geſteinigt zu werden. Aber wie hilft man ſich dann in der Eile, wenn die Noth, die keinen Verzug leidet, uns drängt? Man geht ohne Scheu in das Vorhaus, in den Eingang einer Wohnung; und gern bringt die Ho-

ſpitalität der Scham dieſes Opfer. Während der Nacht verkündigen, in jedem Viertel, Leute, die man Serenos nennt, mit lauter Stimme das Wetter und die Stunde. Sie ſind, was man in England Watchmen nennt. Wer ſich zur unerlaubten Zeit auf der Straße finden läßt, wird von ihnen verhaftet.

Für alle Gegenſtände, die auf dem Markte verkauft werden, iſt ein Maximum feſtgeſezt; auch findet man daſelbſt nichts Gutes. Von allem wird das Beſte in die Häuſer der Reichen getragen, die ſie um den Preis bezahlen, über den man übereinkömmt.

Ein Engländer, der Kinder von drei oder vier Jahren in Mönchskleidung ſah, fragte mich, ob ſich die Mönche in Spanien verheiratheten. Drängt es einen Kapuziner auf der Bruſt; fühlt er das Bedürfniß ſich Luft zu machen, dann pflanzt er ein Kruzifix in der Mitte eines öffentlichen Plazes auf, und fängt an zu predigen. Durch ſeine wilde Beredſamkeit reißet er die Einbildungskraft hin, und der Bruder Pancratius, das glaubet mir, iſt hundertmal gefährlicher als ein Grenadierkapitän.

Die Kirche legt allen Spaniern und Spanierinen die Verbindlichkeit auf, ſich jährlich einer Prüfung über die chriſtliche Glaubenslehre zu unterwerfen, worauf ſie beichten und einen Beichtzettel erhalten, den ſie ihrem Pfarrer vorzeigen. Der Name derjenigen, die nicht mit dieſem Zeugniſſe verſehen ſind, wird an die Pfarrkirche angeſchlagen, und es iſt allen Gläubigen verboten, irgend eine Gemeinſchaft mit ihnen zu haben. In den großen Städten fängt man an, ein Gewerbe mit dieſen Beichtzetteln zu treiben, die immer von den Freudenmädchen zu haben ſind. In Barcelona und Madrid war der gewöhnliche Preis ein Piaſter. Ich wüßte nicht, daß ſich ein Geiſtlicher je über dieſen Handel beſchwert hätte.

Digitized by Google

Aber welche Aehnlichkeit hat alles das mit der Aufſchrift Olla? Die Olla iſt ein ſpaniſches Ragu (Ragout), das aus Hammelfleiſch, Rindfleiſch, Geflügel, Kaninchen, Kichern, gelben Rüben, Kraut u. ſ. w. zuſammengeſezt iſt: ein Mancherlei, wie dieſer Abſchnitt.

Litteratur.

Das ſpaniſche Volk gleicht einem Greiſe, der, unter einer Geſellſchaft von jungen Leuten, ſeiner alten Mode und den verjährten Vorurtheilen getreu bleibt. Spanien war von alten Denkmälern bedekt, die aber beinahe alle von einem religiöſen Vandalism zerſtört worden ſind. Jede Statüe ſah man als ein Gözenbild an, das den Tag verunreinigte und den Himmel beleidigte; ſie wurde zerſchlagen und vernichtet.

Die Bücher in den Bibliotheken ſind noch, nach alter Sitte, in Pergament gebunden. Nur in Madrid und Valencia findet man einen ſchönen Druk und Band. An guten Werken iſt die Litteratur ſehr arm. Horaz, Pope und Boileau würden kaum drei ſpaniſche Bücher für die Bibliothek eines Mannes von Geſchmak zu finden wiſſen. In frühern Zeiten war das Land an ausgezeichneten Menſchen und guten Schriftſtellern reich. Seneka, Columella, Lukan, Quintilian, Martial und Florus waren Spanier. Der Sprache fehlt es auch nicht an Genie und dem Genie nicht an Sprache; aber an dem Höchſten und Nothwendigſten fehlt es, ohne das ſich kein Genie, kein großer Karakter entwikelt und bildet, an — Freiheit. Der Adler nimmt hier ſeinen Flug nicht gegen die Sonne; der Löwe liegt gefeſſelt; die Kraft, welche die Natur gab, verzehrt ſich ſelbſt. Wo Sklaverei herrſcht, ſucht keine Größe; ſelbſt das Verbrechen iſt mehr niederträchtig als kühn. Was der heiligen Inquiſition mißfällt, darf nicht zur Kenntniß des Publikums gelangen; und was

Digitized by Google

ihr gefallen kann, iſt gewiß das Beſte nicht, was der Kopf oder das Gemüth erzeugt. Eine kurze Zeit erſchien eine periodiſche Schrift, voll Geſchmak und guter, lichtvoller Ideen; ſie wurde verboten; und wer izt noch eine Nummer davon in Händen hat, iſt ohne weiteres exkommunizirt. Die Madrider Zeitung iſt die Richtſchnur der öffentlichen Meinung: das Wichtigſte in ihr ſind die Galatage bei Hof. Am Schluſſe fügt ſie auch Ankündigungen von neuen Büchern bei, die aber alle andächtige Erbauungsbücher oder verſtümmelte Uiberſezungen ſind. So las ich eine Ankündigung der Clariſſa Harlowe, mit den nöthigen, den Sitten der Nation angemeſſenen Verbeſſerungen. Ich beklagte die unglükliche Miß Clariſſa Harlowe doppelt, und glaubte die Venus von Medicis in den Händen von ſchmuzigen Karaiben zu ſehen, die dieſes Meiſterſtük nach dem Geſchmake ihrer Nation zuſchneiden.

Wollte man die Sitten einer Nation nach den gewöhnlichen Ausdrüken und Wendungen ihrer Sprache beurtheilen, dann gäbe es wohl kein ſchmuzigeres Volk als die Spanier. Die Worte, welche die niedrigſten und erniedrigendſten Bedürfniſſe des Menſchen ausdrüken, werden ohne Scham und Zurükhaltung verſchwendet. Aus was ſezt ein Spanier, wenn er in der Wuth iſt, die Seele desjenigen nicht zuſammen, den er ſchimpft!

Die ſpaniſche Sprache iſt reich: ihr Wörterbuch iſt noch einmal ſo ſtark als das unſrige (franzöſiſche). Sie iſt biegſam, und hat die Inverſionen und die Vergrößerungs- und Verkleinerungswörter der alten Sprachen. Sie iſt voll Wohlklang, und ihre Proſodie viel beſtimmter als die unſrige; in der Zuſammenſezung der Worte herrſchen die Selbſtlaute; und da dieſelben von einſylbigen bis zu zwölfſylbigen wachſen, ſo bieten ſie eine Menge von Kombinationen dar, die der Harmonie ſehr günſtig ſind. Sie hat etwas Erhabenes, und

Worte, die den Mund füllen, und prächtige Perioden kündigen die Sprache eines Volkes an, das ehmals über einen großen Theil der alten und neuen Welt geherrſcht hat. Man findet einen gewiſſen erhabenen Stolz in ihr, den ſie auch in dem Munde des leidenſchaftlichſten Weibes nicht verliert. Wenn eine Italienerin ſich weichlich ausdrükte: Ich liebe dich, mein einziges Gut! dann würde eine Spanierin ſagen: Von dem frühen Morgen an, ehe die Sonne den Himmel röthet, denke ich an dich, Leben meines Lebens, Herz meines Herzens!

Verbeſſerungen.

Ich ſprach mit einem Spanier über die wenigen Fortſchritte, die ſeine Nation in den Künſten und dem geſellſchaftlichen Leben gemacht. Klagt man uns darüber an, erwiederte er, daß wir mehrere Jahrhunderte hinter den übrigen Völkern nachkommen, dann macht man es uns zum Vorwurfe, daß wir Spanier ſind. Wir gehen der Vollkommenheit langſamen Schrittes entgegen. Uiber zwanzig Jahre bedienen wir uns der Gabeln. Einige von unſern Alten eſſen noch lieber mit den Fingern; wir laſſen ſie nach ihrer Art eſſen; dieſe Rükſicht ſind wir doch wenigſtens dem Alter ſchuldig. Ich bin überzeugt, daß gegenwärtig kaum mehr über eilf Zwölftheile der Nation glauben, man ſchere, jeden Monat, dem Kruzifixe von Burgos den Bart, und ſchneide ihm die Nägel ab. Sie könnten auch eine ziemlich große Anzahl Spanier finden, welche mit der Geſchichte bekannt, und des unmaßgeblichen Dafürhaltens ſind, die goldne mit Diamanten beſezte Krone der heiligen Jungfrau von Mont-Serrat ſeye im Sommer zu ſchwer und im Winter zu kalt. Auch zweifle ich, daß der gegenwärtige König geneigt ſeyn ſollte, das Beiſpiel Philipps III. zu befolgen, der ſich auf Befehl des Großinquiſitors einige Tropfen Blut abzapfen

Digitized by Google

ließ, die von der Hand des Scharfrichters verbrannt wurden.

Wir küſſen zuweilen noch den Aermel von dem Kleide unſrer Mönche; aber wir können es auch unterlaſſen, ohne daß wir deswegen des Atheisms, oder, was noch viel ſchlimmer iſt, der Kezerei angeklagt werden. Bricht in einer Stadt Feuer aus, dann ſucht man erſt Waſſer herbeizuſchaffen, ehe man das Allerheiligſte bringt.

Olavide wäre vor fünfzig Jahren verbrannt worden; er kam mit dem Gefängniſſe davon, in dem er monatlich beichten, und jeden Tag das Glaubensbekenntniß von Ludewig von Granada leſen mußte: er täuſchte ſeine Richter ſchreklich, die darauf rechneten, er werde vor Langweile ſterben.

Bei der Vorſtellung unſrer Theaterſtüke, die freilich keine Meiſterſtüke ſind, wird doch wenigſtens das Te Deum nicht mehr geſungen und auch der heilige Segen nicht gegeben.

Nur in Sevilla ziert der Scharfrichter noch die Stirne eines Ehemannes, der überwieſen wird, die Liebſchaften ſeiner theuern Hälfte mit zu großer Toleranz zu behandeln, mit Hörnern. In dem übrigen Spanien iſt es uns erlaubt, auf die Tugend unſrer Weiber ein unbegrenztes Vertrauen zu ſezen und nur auf unſre Mätreſſen eiferſüchtig zu ſeyn.

Ehemals ließen die Weiber ihre Füße nicht ſehen. Seit langer Zeit haben ſie ihre Röke kürzer gemacht. Dieſe Reform gieng ſogar ohne die geringſte Gewaltthätigkeit vor ſich, da nichts weniger als ein Geſez dazu gehörte, um den Aufſchlägen des Hutes der Kaſtilianer etwas an ihrem beträchtlichen Umfange zu benehmen. Vielleicht trugen dieſe Bedenken, ſich offen ins Geſicht ſehen zu laſſen. Unſre Weiber ſind weniger bedenklich, und nehmen es keineswegs übel, daß man ihren Fuß ein wenig ſieht. Aus den ange-

Digitized by Google

führten Thatſachen ſcheint ſich zu ergeben, daß unſre Damen der Vollkommenheit ſchnelleren Schrittes entgegeneilen als ihre Männer. — Dieſe Bemerkung mag übrigens nicht allein von Spanien gelten; jeder Reformator, dem es darum zu thun iſt, eine Reform ohne Aufſehen und Blutvergießen einzuführen, ſollte darauf denken, ſich der Weiber zu verſichern. Die größte Revolution, die je die Welt zerrüttete, — die erſte Sünde, die uns alle das Paradies koſtete — kam von einem Weibe, deſſen Verführung der Mann nicht widerſtehen konnte. Hat uns indeſſen die Mutter Eva um den Himmel auf Erden gebracht, dann ſind wir auch auf der andern Seite der Gerechtigkeit das Geſtändniß ſchuldig, daß die Töchter ihr Möglichſtes thun, um uns für dieſen Verluſt zu entſchädigen.

Stiergefechte.

Brod und Spiele wollte das römiſche Volk. Melonen und Stiergefechte wünſcht ſich das ſpaniſche; an vielen Orten würde es ſich mit Brod allein begnügen. Von zwanzig Stunden im Umkreis eilt alles nach Granada, um die Stiergefechte zu ſehen. Der Arme verkauft im Nothfalle ſeinen Mantel, um denſelben beiwohnen zu können.

Den Kampfplaz umgiebt ein Amphitheater, wo ſich alle Zuſchauer ſehen, und ſich ſelbſt ein neues Schauſpiel darbieten. Dieſe Spiele erregen den Argwohn der Regierung. Das Volk, das ſich daſelbſt verſammelt, lernt ſeine Stärke kennen; bei den Sarkasmen und Lobeserhebungen, die es den Kämpfern ertheilt, möchte es ſich leicht an eine andre Art von Freiheit gewöhnen.

Die Trompete erſchallt; die Schranken werden geöffnet: die Kämpfer zu Pferde erſcheinen; ſie grüßen die heilige Madonna, die obrigkeitlichen Perſonen und die Verſammlung. Die Trompete erſchallt zum zweitenmal, und ein wilder

Stier tritt auf den Kampfplaz; er richtet den Kopf in die Höhe, betrachtet die Zuſchauer, ſucht ſeinen Feind, und ſtürzt ſich auf die Reiter, die ihn mit vorgehaltener Lanze erwarten, oder fliehend nach ihm ſtechen.

Die Kämpfer zu Fuß gehen dem Stier entgegen, der den Kopf ſenkt, um ſie zu faſſen, aber nur den Mantel erreicht, den ſie ihm geſchikt vorzuhalten wiſſen. In jeder Hand haben ſie eine Art Spieße, die ſie ihm beide, in einem günſtigen Augenblik, in den Hals ſtechen, wodurch das Thier erbittert wird. Der Kämpfer, den der wüthende Stier zu lebhaft verfolgt, rettet ſich, indem er über die Schranken ſezt.

Dann nähert ſich der Matador mit langſamen Schritten dem durch ſeine Wunden gereizten Stiere. In ſeiner linken Hand hält er ein Fähnchen, das bis auf die Erde herabfällt, und die Stelle des Mantels vertritt, den die erſten Kämpfer dem Thier vorhielten; auf ſeinem Arme liegt, vorwärts gekehrt, die Spize ſeines breiten Degens, den er dem Kopfe des Stiers, der auf ihn ſtürzt, entgegen hält. Der Matador, ohne ſeine Stelle zu verlaſſen, weicht, durch eine leichte Bewegung rükwärts, dem Stoße aus. Endlich benuzt er einen günſtigen Augenblik, und ſtößt dem Stier den Stahl ins Herz, der ihm durch den Bug und die Wirbelbeine geht. Prächtig geſchmükte Maulthiere ſchleppen den todten Körper, unter dem Schalle einer fröhlichen Muſik, von dem Kampfplaze. Bleibt der Degen in dem Körper des Thiers zurük, dann muß der Matador ihn herausziehen, und es damit tödten.

Fällt der Stier von einem Stiche, dann erfüllen laute Aeußerungen des Beifalls das Amphitheater. Muß der Kämpfer öfters nach ihm ſtechen, dann nehmen die Spötter die Uhr in die Hand; wie viele Stunden, fragen ſie, braucht man, um einen Stier zu tödten? Vertheidigt ſich

das Thier gut, verſtümmelt oder tödtet es die Pferde und Menſchen, dann erſchallt von allen Seiten der Ruf: Ruhm den Stieren! Vertheidigt es ſich aber nicht mit Muth, dann ruft man: es iſt eine Kuh! und ſeine Beerdigung wird durch den entehrenden Schall eines Bokshornes angekündigt.

Dieſes grauſame Schauſpiel empörte mich. . . Ein Kämpfer ſtieß einem ſolchen Thiere zwei Spieße in den Hals, deren Spizen mit brennendem Werge umwunden waren. Der Stier kehrte, mit einem jammernden Blik, den Kopf gegen ihn, und ſchien zu fragen, wie er dieſe wilde Grauſamkeit von einem Menſchen verdient habe. Dann gerieth er in Wuth, ſuchte ſeinen barbariſchen Feind, kehrte ſich an die Mäntel nicht, die man ihm entgegenwarf, und verſezte ganz Spanien in Trauer, indem er dem berühmten Pepillo, dem erſten der Matadore, einen tödtlichen Stoß beibrachte.

Ich konnte mit meinem Blike nicht auf dem mit Blute gefärbten Kampfplaze verweilen; immer richtete ich ihn wieder auf die Zuſchauer, die mit einer blutdürſtigen Aufmerkſamkeit da ſaßen. — Die Weiber, und beſonders die Weiber, konnten ſich nicht ſättigen; ſie ſchienen das Blut voll Begierde mit den Augen zu trinken. Seltſamer Widerſpruch der menſchlichen Natur! Das weichſte und ſchwächſte Geſchöpf kann das grauſamſte und wildeſte werden, und der zügelloſeſte Mann bleibt ein Stümper in der Sünde gegen das Weib, das einmal die Schranken der Sittlichkeit überſchritten hat. Das ſcheußliche Bild zu einer Megäre konnte doch nur ein gallſüchtiges, haderndes Weib geben. So nahe liegen in dem räthſelhaften Menſchen die feindſeligſten Extreme nebeneinander — das Schönſte, Beſte und Liebenswürdigſte neben dem Häßlichſten, Schlechteſten und Verabſcheuungswürdigſten!

Theater.

Das ſpaniſche Theater kümmert ſich wenig um Horazens poetiſche Geſezgebung. Ein Trauerſpiel, das in Europa anfängt, nimmt in Afrika ſein trauriges Ende; es umfaßt alle Handlungen eines Helden, und währt eben ſo lange als ſein Leben. Ich habe auf der Bühne den königlichen Nabuchodonoſor in ein wiederkäuendes Thier verwandelt geſehen. Ich ſah dieſen unglüklichen Fürſten, mit einer Kette um den Hals, in ein Bund Heu beißen; und die Höflinge, die ſich in allen Jahrhunderten gleichſehen, ſpotteten ihres Wohlthäters, von dem ſie nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten hatten, und fragten ihn, ob er nicht wohl Luſt hätte, mit auf das Kaffeehaus zu gehen, um Schokolate oder Gefrornes zu nehmen. Ich ſah, wie die Zuſchauer dieſer ſeltſamen Metamorphoſe Beifall und Bewunderung zollten. Ich ſah die Kinder Iſraels in einen glühenden Ofen geworfen, in welchem ſie ſingend herumſpazierten. Ich ſah einen heiligen Einſiedler, mit dem Zauberſtabe Merlins bewaffnet, wie er den Himmel und die Menſchen für die Liebſchaft eines Mädchens in Bewegung ſezte, und die Geſeze der Natur aufhob, um einen eiferſüchtigen Vormund zum Narren zu haben. Ich ſah, wie die Schauſpieler ganz vertraut miteinander ſprachen, und dem Publikum den Rüken zukehrten, als läge es in ihrer Rolle die Zuſchauer zum Beſten zu haben. Ich ſah eine artige Schauſpielerin, in einer poſſierlichen Stellung, unbeweglich wie eine Bildſäule, Arien ſingen, und mit dem Fuße den Takt dazu treten. Wer das Schauſpielhaus von Granada mit einigen Worten beſchreiben wollte, könnte ſagen, es ſeye eine gemahlte Scheuer, in der man eine Bühne, Size und Logen angebracht hat.

Die Muſik der Tonadillen, kleiner Operetten von einigen Auftritten, iſt ſehr angenehm. Ein Nationaltanz, der heroiſche Bolero genannt, ſchließet gewöhnlich das

Digitized by Google

Schauſpiel. Das Erhabene, Edle und Paſſende, welches in den mannigfaltigen Bewegungen liegt, die bei dem Schalle der Muſik und der Kaſtagnetten ausgeführt werden, befriedigen auch diejenigen, die ſonſt nicht ſo leicht zu befriedigen ſind.

Auf der italieniſchen und ſpaniſchen Bühne, wo doch nur Stüke erſcheinen dürfen, welche die Zenſur der Inquiſition geläutert und gereinigt hat, ſingen verheirathete Weiber, ohne das geringſte Aergerniß fürs Publikum, ohne Scham und Scheu, ihre ehebrecheriſche Liebe. Für einen Franzoſen iſt dieſe Unſittlichkeit im höchſten Grade empörend. Man könnte wohl, ohne die geringſte Beleidigung, fragen, ob ein Spanier oder Italiener auch die Schönheiten in der Rolle der Phädra fühlt. Sie denken alle wie Oenone. Römer, die ihr nach dem Schauſpielhauſe eilt, um die Flötenſtimme eines Verſchnittenen zu hören, der, in Frauenzimmerkleidern, die Klagen einer leidenſchaftlichen Geliebten ausdrükt; oder auch, in der Kleidung unſeres Geſchlechts, durch eine noch gehäſſigere Verwandlung, einen Mann vorſtellt, und die großen Geſinnungen und Gefühle eines Helden äußert, wahrhaftig, ihr ſeyd ganz andre Menſchen als wir!

Uiber den Werth der mitgetheilten Notizen, die Gebräuche und Sitten der Spanier betreffend, erlaube ich mir kein Urtheil, ſondern überlaſſe es beſcheiden dem Publikum. Dieſem aber, wie auch dem Verfaſſer des Prisonnier en Espagne, bin ich das Geſtändniß ſchuldig, daß ich ſelten wörtlich, oft ſelbſt gar nicht überſezt habe. Den Gedanken des Originals gab ich immer treu wieder, ſo gut ich es vermogte; aber hier und da nahm ich mir die Freiheit,

Digitized by Google

einen eigenen Gedanken beizufügen, welchen ich von dem Uibrigen freilich durch einen Gedankenſtrich getrennt habe, der aber nicht immer eine ganz kenntliche Grenze bildet. Was ich indeſſen von dem Meinigen hinzuthat, iſt ſo unbedeutend, daß ich es der Erwähnung nicht werth gehalten hätte, wäre nicht zu fürchten, der Verfaſſer möchte dieſe Zugabe mehr für eine Entſtellung als für eine Bereicherung halten.

Digitized by Google

V.

Uiber die Geſchichte unſrer Zeit.

Erſter Brief.

Meine Meinung ſoll ich Ihnen ſagen über die Ereigniſſe unſrer Zeit, über die politiſche Lage der Staaten von Europa, und über die Hoffnungen in der Zukunft, welche uns die Gegenwart giebt? Welch eine Zumuthung, mein wertheſter Freund, an einen Menſchen, der von allen öffentlichen Angelegenheiten entfernt, um die Entwürfe der Kabinete unbekümmert, mit den Abſichten und Hilfsmitteln der Regierungen nichts weniger als vertraut, in dem kleinen Kreiſe ſeiner Familie und Freunde zufrieden und ohne größere Anſprüche lebt! Ich habe gelernt, das Rennen auf der heißen, ſtaubigen Bahn, das Kämpfen und Ringen in den olympiſchen Spielen des öffentlichen Lebens, gleichmüthig, ohne Haß und Eiferſucht, obgleich nicht ohne Theilnahme, zu ſehen; und daß ich dies gelernt, und zwar frühe genug in meinem Leben gelernt habe, um mir noch ſelbſt leben zu können, das halte ich für keinen kleinen Gewinn. Es ge-

Digitized by Google

hört auch Weisheit und Muth dazu, beſcheiden die Pflichten der unbedeutenden Stelle zu erfüllen, die uns das Schickſal zugetheilt hat, und nicht nach dem zu ſtreben, was uns nicht beſchieden iſt.

Das Schikſal — ja der Glaube ſteht bei mir feſt — das Schikſal theilt die Rollen aus, die wir im öffentlichen Leben zu ſpielen haben; es macht Könige und Unterthanen, ſezt dem eine Krone auf das Haupt, und giebt jenem eine Spade in die Hand, beruft hier einen zum Herrſchen und verdammt dort Millionen zum Dienen. Unſer Wirkungskreis, die Verhältniſſe, die uns umgeben, unſern Abſichten freundlich oder feindlich, hängen nicht von uns ab, wohl aber was wir ſelbſt ſeyn wollen in jedem Wirkungskreiſe, unter allen wechſelnden Verhältniſſen. Wie wir unſre Rolle als Menſchen ſpielen, das hängt von uns ab; und wahrlich ſie iſt die erſte und ſchönſte. Allenthalben und unter allen Umſtänden ſollen und können wir Menſchen ſeyn, und wenn es auch in der Macht des Schikſals ſteht, uns niedrig zu ſtellen, dann hängt es doch nicht von ihm ab, uns zu erniedrigen: das können wir nur ſelbſt. Was wir vor allem lernen ſollten, und ſo ſelten zu lernen uns bemühen, iſt — Menſch zu ſeyn; eine große Aufgabe, in deren Auflöſung der wichtigſte Theil unſrer Beſtimmung liegt. Es kann große Feldherren, Staatsleute, Künſtler und Gelehrte geben, die übrigens kleine Menſchen ſind. Alles lernen wir leichter und früher bilden und beherrſchen als uns ſelbſt; und die ſogenannte Größe, welche einem Menſchen eine ausgezeichnete Stelle im Staate erwirbt, gründet ſich oft nur auf die Ausbildung eines nicht ſelten zweideutigen Talents. Die Geſchichte ſollte nie die Größe eines Mannes anerkennen, der nicht zugleich ein großer Menſch war: dadurch würde ſie dem falſchen Ehrgeize, der ſeine Unſterblichkeit zu oft im Verderben und Zerſtören ſucht, die wahre Bahn des

Ruhmes zeigen. Nie ſollten wegen dem Erfolge die ſträflichen Mittel, die ihn ſicherten, vergeben, nie wegen der Größe des Geiſtes die Armuth und Schlechtigkeit des Herzens verziehen werden. Ein ausgezeichnetes Talent kann nur der Gebrauch adeln, den der Menſch davon macht, und ein böſer Bube, dem große Mittel zu Gebote ſtehen, iſt nur um ſo ſchlechter und gefährlicher.

Stünde aber auch die Gegenwart ganz entſchleiert vor mir; kennte ich die Abſichten der Regierungen, die Triebfedern, welche ſie leiten, die Mittel, über die ſie zur Erreichung ihrer Entwürfe verfügen; kurz wäre ich mit der Geſchichte unſrer Zeit ganz vertraut, wie ich es nicht bin, doch wäre ich von der Anmaßung noch weit entfernt, vorausſagen zu wollen, was die nahe Zukunft zu hoffen oder zu fürchten hat. Leibnitz, der immer ein großer Mann bleibt, obgleich ihn Voltaire einen Charlatan und den Gascogner von Deutſchland nennt, mag Recht haben, wenn er die von der Vergangenheit geſchwängerte Gegenwart die Zukunft heißt; und alles, was geſchieht, mag nach nothwendigen, ewigen Geſezen beſtimmt, und der gegenwärtige Augenblik durch die vorausgegangenen Augenblike bedingt ſeyn, wer aber wagt es, mit dem kurzſichtigen Auge und dem plumpen Finger eines Menſchen die Millionen zarten Fäden auseinander zu legen, an die ſich die Millionen Fäden knüpfen, an denen das Schikſal eines Menſchen oder Staates hängt? Es giebt Männer, die durch ihr umfaſſendes Wirken gleichſam als Gewichte an der Uhr der Zeit ziehen, und die entſcheidende Stunde herbeiführen. Ob aber dieſe Stunde zum Tod oder zum Leben ruft, das können ſie nicht wiſſen. Wie oft hat ein geglaubtes Heilmittel in der Zukunft als Gift gewirkt? Wie oft hat das Verhängniß an ein Unglük in der Gegenwart ein künftiges Glük geknüpft? Der Strom der Zeit zieht mit uns vorüber; wir ſelbſt bilden

Digitized by Google

ihn mit unſern Handlungen, und ſind, nach dem Umfange unſers Wirkens, Tropfen, Woge oder Fluß in demſelben; ob er aber mit und nach uns zerſtörend oder befruchtend fließ, das wiſſen wir nicht. Da die Scipione die mächtige Nebenbuhlerin Roms zerſtörten, konnten ſie nicht ahnen, welche Folgen dieſes Ereigniß für ihr eignes Vaterland haben würde? Die Mörder Cäſars, welche die Freiheit Roms retten wollten, beſchleunigten und befeſtigten nur die Sklaverei dieſer Weltſtadt. Friedrich der Große, der Preußen auf die höchſte Stufe von Ruhm und Macht erhob, hat mehr als einer die Auflöſung dieſes Staates vorbereitet.

Nur der Wille gehört dem Menſchen, nicht aber der Erfolg. Das Schiff, welches den Knaben Napoleon aus Korſika nach dem feſten Lande brachte, trug das Schikſal ſeines Zeitalters. Wie wenig gehörte dazu, in dem Schikſale des Kindes dem Schikſale der Welt eine andre Richtung zu geben! Der muß den Gang der Angelegenheiten unſrer Erde wenig beobachtet, keinen Blik in die Geſchichte gethan haben, der nicht ſieht, wie das Verhängniß eigenſinnig oft große Wirkungen an kleine Urſachen und unbedeutende Reſultate an ungeheure Anſtrengungen knüpft. Hier ſehen wir die Natur mit einer Verſchwendung von großen Kräften nichts thun, und dort mit einer kargen Schonung ihrer Mittel aus unbedeutenden Vorfällen tiefgreifende Revolutionen folgern. Der erhabene Menſch, der als ein Verbrecher am Kreuze ſtarb, den die Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit kaum einer oberflächlichen Erwähnung würdigten, hat umfaſſender und daurender auf das Schikſal der Völker und der Menſchheit gewirkt, als alle römiſche Kaiſer, vor denen der gequälte Erdkreis über dreihundert Jahre zitterte.

Darum fürchte ich auch nie, daß der Zukunft Glük oder Unglük, das Loos der Welt, das Wohl der Menſchheit an dem Willen eines Menſchen gefeſſelt liege, oder gar von

dem Erfolge einer Unternehmung abhange. Es giebt wohl Menſchen, die entſcheidend darauf wirken, aber größtentheils als Werkzeuge des Schikſals, ohne zu wiſſen, welches die Folgen ihres Wirkens ſind. Es iſt Uibermuth oder Feigheit, wenn wir glauben, unſre Zeit beſtimme durch ihre Ereigniſſe die Zukunft. Die Gegenwart ſelbſt iſt ja eine Tochter der Vergangenheit, wie ſie Mutter der Zukunft wird; und wenn eine Zeit immer ſo die andre, welche ihr folgt, ſklaviſch beſtimmte, dann wäre keine frei, ſondern die gegenwärtige immer ein willenloſes Werk der vergangenen. Die Nachwelt aber, denke ich, wird ſich eben ſo wenig um unſre Rathſchläge und Entwürfe kümmern, als wir um die der Vergangenheit; ſie nimmt ihre Stelle mit gleichem Rechte ein, mit dem jede frühere Generation ſie einnahm, und wird ſie auch ausfüllen nach ihrer Art. Die ſo oft wiederholte Verſicherung, daß unſre Tage, die einzig in der Weltgeſchichte daſtehen ſollen, das Wunderei gelegt hätten, aus dem der Phönix einer neuen, nie erlebten Ordnung der Dinge hervorgehen werde, iſt eine von jenen albernen Tiraden, mit denen wir uns ſelbſt huldigen. Jedes Zeitalter denkt ſo beſcheiden von ſich; und die Eitelkeit der Jahrhunderte und Völker gleicht der einzelner Menſchen, die ſich auch gewöhnlich, wie die Chineſen ihr Reich, zum Mittelpunkte des Univerſums erheben.

Sie ſehen alſo, mein wertheſter Freund, daß ich wenig Beruf in mir fühle, der Zukunft die Nativität zu ſtellen. Keines Menſchen Blik dringt auch nur bis zum künftigen Tag mit Gewißheit; und das Wageſtük, von dem ich glaube, daß es keinem Sterblichen gelingt, will ich nicht verſuchen. Die Geſeze der moraliſchen Welt ſind noch mannigfaltiger, die Beziehungen derſelben noch verwikelter, und uns fremder als die der phyſiſchen, und doch hat es, bei den raſchen Fortſchritten, welche die Wetterkunde in unſern

Tagen gemacht, noch kein Meteorologe ſo weit gebracht, daß er uns die Witterung auch nur auf eine Woche verbürgen könnte. Wir muthmaßen und ahnen, und zwar oft richtig; aber Prophezeihungen laſſen ſich daraus nicht bilden. Indeſſen iſt es erlaubt, und oft nützlich, ſeine Muthmaßungen und Ahnungen andern zur Prüfung und Beherzigung mitzutheilen; wozu ich mich, auf Ihre Auffoderung, auch gern entſchließe.

Was unſre Zeit betrifft, ſo werde ich mich wohl hüten, Ihnen meine Meinung ganz zu ſagen. Was ich Ihnen darüber ſagen werde, denke ich; darauf können Sie ſich verlaſſen. Aber Sie können mir es nicht übel deuten, wenn ich Anſtand nehme, alles zu ſagen, was ich denke. Ich bin der Meinung, man habe Unrecht zu glauben, die Geſchichte der Zeit dürfe nicht von Zeitgenoſſen geſchrieben werden. Gerade dieſe, und, wenn es möglich iſt, Augenzeugen, Männer, welche ſelbſt Antheil an den Ereigniſſen genommen haben, und die handelnden Perſonen und die Motive ihrer Handlungen, wie die Reſultate derſelben, kennen, ſollten ſie auch beſchreiben. Die beſten Geſchichten haben wir aus den Zeiten, wo öffentliche Männer ſie ſchrieben, die auch handelten. Auf der andern Seite kann man aber nicht läugnen, daß es für einen Zeitgenoſſen ſchwer iſt, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben, weil er oft in den Fall kommen muß, Leidenſchaften zu erbittern, die Eigenliebe oder Intereſſen zu kränken und die herrſchenden Vorurtheile zu beleidigen. Und je heftiger in einer Zeit die Leidenſchaften gähren, je wilder ſich Vorurtheile und Wahrheit und Leidenſchaften bekämpfen, deſto ſchwerer iſt es, die Geſchichte derſelben zu ſchreiben. Alſo auch in dieſer Hinſicht hätte derjenige, der den Beruf in ſich fühlte, ein Wort über die Angelegenheiten unſrer Tage zu ſprechen, und der die Wahrheit ſagen könnte und wollte, eben nicht den beſten

Digitized by Google

Stand. Indeſſen fühlte ich die Kraft in mir, die Geſchichte meiner Zeit zu ſchreiben, an dem nöthigen Muthe dazu würde es mir gewiß nicht fehlen. Hat die Wahrheit Feinde, dann zählt ſie doch auch Freunde; und alles, was ein großes Intereſſe erregt, muß nothwendig ſeinen Widerſachern eben ſo gut, als ſeinen Vertheidigern die Waffen in die Hände geben.

Was das redſelige achtzehnte Jahrhundert zu viel geſprochen hat, muß das neunzehnte durch Schweigen büßen. Die Penitenz mag manchem hart ſcheinen, der nicht geſündigt hat; aber es fehlt ihm vielleicht auch nur an der Gelegenheit zur Sünde, um ſie zu begehen. Wahr iſt es, daß mit Feder und Zunge ſchändlicher Mißbrauch getrieben wurde, und daß zu wünſchen wäre, man mögte ein Mittel finden, dem Unfuge auf eine zwekmäßige Art zu ſteuern; aber in unſrer Welt, wo nicht leicht etwas rein und ungemiſcht beſteht, wo das Gute ſo oft das Böſe erzeugt, und dieſes aus jenem hervorgeht, wo der Schmerz ſich zur Freude geſellt, und der Genuß nur durch ein Bedürfniß möglich wird, in dieſer gemiſchten Welt kann dem Mißbrauche oft nicht leicht begegnet werden, als wenn man den Gebrauch unterſagt. Ob das Heilmittel aber nicht ſchlimmer ſey als die Krankheit ſelbſt, mag ich nicht unterſuchen.

Wir leben gewiß in einer höchſt wichtigen Zeit, welche den politiſchen Zuſtand von Europa wahrſcheinlich auf lange entſcheidet, oder ſeine Entſcheidung doch vorbereitet und beſchleunigt. Es wäre eine Unwahrheit, wenn man ſagte, die Weltgeſchichte hätte keine ähnliche Epoche aufzuweiſen, wie die gegenwärtige iſt. Aber eben ſo unwahr würde die Behauptung ſeyn, daß ſie nichts Eignes, nichts Neues darbiete, das in der Geſchichte der Völker noch nie da war, und vielleicht nie wieder kömmt. Der Menſch mit ſeinen Leidenſchaften, Hoffnungen und Wünſchen, mit ſeinen Ta-

Digitized by Google

lenten und Anlagen zu Tugenden und Verbrechen, die ihn zum Handeln beſtimmen, und ſeiner Thätigkeit ihre Richtung geben, iſt, unter denſelben Umſtänden, mehr oder weniger derſelbe; aber dieſe Umſtände, die Verhältniſſe, unter denen er handelt, ſo wie die Mittel, die er zur Erreichung ſeines Zwekes anwendet, wechſeln beſtändig. Darum haben diejenigen, die ſagen, es gebe nichts Neues unter der Sonne, eben ſo ſehr Recht, als die, welche ſagen, nichts von dem, was geſchehe, ſey je da geweſen.

Die Größe des Schauſpiels, das uns die Ereigniſſe unſrer Tage darbieten, liegt, nach meiner Meinung, mehr in der ungeheuren Maſſe phyſiſcher Mittel, welche auf einem unermeßlichen Schauplaze zu Einem Zweke wirken, als in der Energie moraliſcher, die aus dem Karakter der handelnden Perſonen hervorgehen. Die Größe des Menſchen blieb beinahe allenthalben unter der Größe der Ereigniſſe, wenn wir einen ausnehmen, den die Zeit auch als ihren Herrn anerkennt.

Ich wollte Ihnen, mein theuerſter Freund, vorläufig einen oberflächlichen Begriff von meiner Anſicht der Dinge geben. Sind Sie mit ihr zufrieden, und immer noch der Meinung, daß ich Ihnen über den vorgelegten Gegenſtand etwas zu ſagen im Stande ſey, das Sie intereſſiren kann, dann werde ich Ihren Wunſch, jedoch unter den angeführten Einſchränkungen, mit Vergnügen erfüllen.

VI.

Uiber den Unterſchied zwiſchen den alten und neuen Geſchichtſchreibern.

In der Sizung des kaiſerlichen Inſtituts, vom 7ten November, wurde Herr Lacretelle der jüngere, der durch ſeine Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts rühmlich bekannt iſt, als Mitglied deſſelben aufgenommen. Die Rede des Neuaufgenommenen, die ſich, nach dem Herkommen, über die Vorzüge und Verdienſte des verſtorbenen Esmenard ausbreitete, deſſen Stelle er einnahm, beantwortete Herr von Segur. Da Lacretelle unter den franzöſiſchen Geſchichtſchreibern einen ehrenvollen Rang behauptet, ſo fand der Graf Segur Gelegenheit, von den Pflichten des Geſchichtſchreibers, und dem Unterſchied zwiſchen den alten und neuen Hiſtorikern zu ſprechen. Dieſer Theil ſeiner Rede ſchien uns beſonders intereſſant; und da er ſich von dem Ganzen leicht trennen läßt, und auf eine gewiſſe Art ſelbſt ein eignes Ganze bildet, ſo entſchloſſen wir uns, ihn unſern Leſern, unter der obigen Aufſchrift, in einer deutſchen Uiberſezung mitzutheilen.

»Ein Geſchichtſchreiber,« ſagt Segur, »hat ſeine erſte »Pflicht erfüllt, wenn er ſeine Anhänglichkeit an ſein Va»terland, ſeine Liebe zur Gerechtigkeit, ſeine Achtung ge»gen die Wahrheit, und den heißen Wunſch, Haß gegen »das Laſter und Liebe zur Wahrheit einzuflößen, bewährt.

»Das war das erſte Verdienſt jener großen Geſchicht»ſchreiber des Alterthums, die wir ſo ſehr bewundern und ſo »wenig nachahmen. Sie maßen die Menſchen und ihre »Handlungen nicht an Syſtemen und angeblichen Prinzi»pien, die eine Leidenſchaft ins Daſeyn ruft und eine andre »wieder zerſtört, ſondern an einer unwandelbaren Regel, der »nämlich der Gerechtigkeit und der Moral: auch wurden ihre »Ausſprüche von den ſpäteren Jahrhunderten beſtätigt. Der »Geiſt der Syſteme, der Sekten und der Partheien iſt nur für »einen Ort, für einen Tag; die Gerechtigkeit und die Wahr»heiten gehören aber allen Zeiten und allen Ländern an.

»Durch welches Mißgeſchik ſind dieſe unſterblichen »Mahler des Verbrechens und der Tugend unter uns bis »izt, nicht ohne Nacheifrer, aber unerreicht geblieben?

»Warum bietet das neuere Europa, das mit Stolz ſo »viele Meiſterwerke von jeder Gattung denen entgegenſezt, »welche die ſchönen Tage von Rom und Athen verherrlicht »haben, ſo wenig Nahmen dar, die man mit denen eines »Thucydides, Xenophon, Titus Livius, Salluſt und Taci»tus vergleichen könnte?

»Boſſuet, der eine Ausnahme verdient, Boſſuet, der »die Fakel der Geſchichte im Himmel anzündete, hat ein er»habnes Gemählde der Entſtehung und des Falls jener großen »Reiche geliefert, die der Gedanke des Ewigen ſchuf, und »die ſein Hauch zerſtörte; aber er ſprach nicht von den neue»ren Völkern. Der berühmte Montesquieu richtete ſeinen »Scharfblik nur auf die Größe Roms und ſeine Trümmer »Machiavel, durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe und die

Digitized by Google

»Tiefe ſeiner Politik über ſein Jahrhundert erhaben, achtete »die Sittlichkeit nicht; und die Nachwelt, die ſeine Talente »bewundert, drükt ſeinem Nahmen einen unauslöſchbaren »Schandflek auf.

»Hume, Robertſon und Schiller klärten ihre Zeitge»noſſen auf; der Reinheit ihrer Moral und der Beredſam»keit ihrer geſunden Philoſophie haben ſie einen großen Ruf »zu verdanken. Voltaire, glänzender und ein größrer Kri»tiker, deſſen Genie, troz der Verirrungen ſeiner Einbil»dungskraft und der Wuth ſeiner Verläumder, ewig Be»wunderung erregen wird, lieferte das wahreſte Gemählde »der neuern Jahrhunderte; da aber die Inkonſequenzen des »Menſchen zu lebhaft auf ihn wirkten, ſo fehlte es ihm zu »Zeiten an ernſter Würde, wenn er mit einem zu beißenden »Spotte tragiſche Dummheiten und blutige Thorheiten er»zählt; ſeine Geſchichte Karls XII., die beſte, welche bis »izt noch erſchienen iſt, wurde ſtreng getadelt, weil man in »derſelben zugleich die Handlung eines Drama's und das »Intereſſe eines Romans findet; ſein weſentliches Verdienſt »iſt demnach gerade, was ihm ſeine froſtigen Tadler als ei»nen Fehler vorwerfen. Mit weniger Talent haben Saint»Real und Vertot daſſelbe Intereſſe eingeflößt und ſich den»ſelben Tadel zugezogen.

»Aber dieſe vorzüglichen Menſchen, die ſich eine neue »Bahn brachen, und ſich über den großen Haufen der Ge»ſchichtſchreiber erhoben, indem ſie ihrem Nahmen einen »daurenden Ruhm ſicherten, verſtunden es doch nicht ganz »über die Geſchichte der neuern Völker jenen Reiz zu verbreiten, »den wir in den Annalen der alten Nationen finden, deren »Sitten, Religionen und Geſeze für uns nur noch das In»tereſſe einer ſterilen Neugierde haben ſollte.

»Woher kömmt es, daß die Römer und Griechen ſo »lange Sieger ſind? Umſonſt hat man geantwortet, die al»

»ten Völker böten dem Pinſel der Geſchichte einen reichern »Stoff dar; ihre Inſtitutionen, ihre Sitten, ihre öffentli»chen Verſammlungen lieferten ein lebhafteres Gemählde und »einen mehr dramatiſchen Gegenſtand; endlich ſeye im Alter»thume alles koloſſaliſch und heldenmäßig, in den neuern »Zeiten aber alles ohne Größe und Intereſſe. Und wer »könnte aufrichtig behaupten, die Niederlaſſung der Franken »in Gallien, der Fall und die Zertrümmerung des römiſchen »Reichs, die Eroberungen und die Religion der Araber, das »Reich Karls des Großen, die Politik und die Vergrößerung »der römiſchen Päpſte, der Sturz ſo vieler Dynaſtien, die »Gründung ſo vieler Königreiche und Republiken, die Tha»ten und Sitten der Ritterzeit, die epiſchen Abentheuer der »Kreuzzüge, der Kampf der Könige und der Großen, der »geiſtlichen und weltlichen Macht, der Geſeze und der Feu»daltyrannei, die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſen»ſchaften, die Entdekung einer neuen Welt, die gänzliche »Veränderung, welche die Erfindung des Pulvers und der »Buchdrukerkunſt in der Welt hervorgebracht hat, wer könn»te, ſage ich, behaupten, ſo reiche, ſo große, ſo mannig»faltige Gegenſtände böten dem Talente einen zu troknen »Stoff und ein zu beſchränktes Feld dar?

»Wir können alles mahlen, was das Alterthum gemahlt »hat. Wir haben überdies noch Gegenſtände, welche ſeinem »Griffel fehlten, mannigfaltigere Inſtitutionen, umfaſſen»dere und mit größrer Kunſt geführte Kriege, und eine auf»geklärtere Philoſophie. Wir müſſen demnach geſtehen, daß, »wenn in dieſem Kampfe des Talents die alten Schriftſteller »nicht allein nicht beſiegt, ſondern auch nicht erreicht worden »ſind, uns bis izt nur die Geſchichtſchreiber und nicht die »Geſchichte gefehlt haben.

»Man fände, glaube ich, die Erklärung dieſes Pheno»mens in einem alten litterariſchen Vorurtheile, das bei al-

»len neuern Völkern als ein Grundſaz angenommen iſt. »Mably hat es, in einem vortrefflichen Werke, als die ein»zige Urſache der Trokenheit und der Kälte der neuern Ge»ſchichte mit ſtarken Zügen bezeichnet. Duclos, da er ſeine »verderbliche Wirkungen fühlbar machte, hat erklärt, man »werde vergebens verſuchen, einen ſo allgemein geachteten »Irrthum auszurotten. Und der Einfluß dieſes falſchen, »allgemein angenommenen Grundſazes iſt ſo groß, daß, »wenn izt ein franzöſiſcher Titus Livius, Tacitus oder Sal»luſt erſchiene, man ſeinem Werke den Titel einer Geſchichte »verſagen würde; man würde ihm vorwerfen, es fehle ihm »an ernſter Würde; ſeine Beſchreibungen fände man zu poe»tiſch, ſeine Gemählde zu überladen, ſeine Reden zu un»wahrſcheinlich; man würde ihn anklagen, er habe die Würde »der Geſchichte durch die Bewegungen des Drama's, und »ihre Wahrheit durch die Fiktionen des Romans entheiligt; »man würde von ihm eine zuverläßige Angabe des Datums, »die Statiſtik der Gegenden, eine genaue Berechnung der »Kräfte, und eine umſtändliche Finanztabelle fodern. Gäbe »er dieſem ungerechten Tadel nach, dann würde er, wie der »große Haufen der Schriftſteller, kalt und monoton, und »müßte noch den ewigen Vorwurf, den man den Neuern »macht, die man feſſelt, und dann anklagt, es fehle ihnen »an Bewegung, und die beſtändigen Lobeserhebungen der »Schönheiten der alten Geſchichte hören, die man uns in»deſſen ſtreng verbietet nachzuſchaffen.

»Ehemals nahm ein Staatsmann, wenn er ſich voll»ſtändig unterrichten wollte, ſeine Zuflucht zu Archiven, »Kommentaren, Annalen und öffentlichen Aktenſtüken.

»Aber die Geſchichte hatte die ausſchließliche Beſtim»mung, die denkwürdigſten Ereigniſſe zu verewigen und die »berühmteſten Männer zu feiern; ſie hatte demnach den »Zwek, die Seele zu erheben und nicht das Gedächtniß mit

Digitized by Google

»Thatſachen zu überladen. Eine gute Geſchichte war mit »allen Reichthümern der Beredſamkeit ausgeſchmükt, und »gehörte in das Gebiet derſelben; ſie war ein Gemählde mit »den lebhafteſten Farben beſeelt; ein Drama voll Handlung, »beſtimmt, die edelſten Gefühle und Geſinnungen einzu»flößen; ein ewiges Denkmal, auf welchem die Tugend »wünſchte und das Laſter fürchtete ihre Nahmen eingegra»ben zu ſehen.

»So betrachtete man den Zwek der Geſchichte, und ſo »ſchrieb man ſie; ſo müſſen wir ſie in Zukunft ſchreiben. »Befreien wir uns von dieſen traurigen Feſſeln; geben wir »der Geſchichte ihr Leben wieder; laſſen wir beinahe nie den »Verfaſſer ſehen, ſondern die Perſonen handeln und ſpre»chen. Anſtatt alles ſagen zu wollen, wie die Kompilato»ren, wählen wir die intereſſanteſten Menſchen, Ereigniſſe, »Gegenden und Zeiten, um ſie zu mahlen und handeln »darzuſtellen; leihen wir alle Gattungen; keine ſoll uns »fremd ſeyn: ahmen wir jene berühmten Proſaiker nach, die »ſich zugleich als Mahler und als Dichter gezeigt haben; »unſer bildſamer Styl, den verſchiedenen Gegenſtänden, die »wir behandeln, angemeſſen, ſey, wie der Styl der Alten, »in der Erzählung epiſtolariſch, in der Handlung dramatiſch, »in den Beſchreibungen dichteriſch, in den Reden oratoriſch »und in den Betrachtungen philoſophiſch und gedrängt.

»Es iſt Zeit, daß wir einem verderblichen Vorurtheil »entſagen; es beraubt unſer Jahrhundert einer Palme, die »wir dem Alterthum ſtreitig machen könnten, ließen wir dem »Genie die Freiheit, die es fodert. Muntern wir beſonders »den edlen Muth derjenigen auf, welche anfangen, dieſe »falſche Lehre zu bekämpfen, und wir werden dann einer »Seits Gelehrte und ſchäzbare Annaliſten haben, die ihre »nüzliche Sammlungen zu unſrer Belehrung ſchreiben, und

Digitized by Google

»auf der andern beredte Geſchichtſchreiber, welche Denkmale »zu unſerm Ruhme errichten.

»Und welcher Augenblik wäre wohl beſſer gewählt, um »dieſe edle Hoffnung zu verwirklichen! Das Jahrhundert »der Wunder iſt gekommen! .. Das Alterthum verbleicht! .. »Die Geſchichte unſrer Tage verlöſcht die der Heldenzeiten. »Alle Muſen wollen und ſollen ſich vereinigen, um ſo viele »Wunder zu beſingen: ſie fodern, daß keine Feſſeln ſie läh»men, daß kein Hinderniß ſie trenne! Laſſen wir ſie wechſel»ſeitig ſich ihre Kräfte leihen; möge ſie nichts aufhalten, »wenn ſie dem glänzenden Wagen des Sieges und dem ra»ſchen Fluge des Genies folgen!

»Die Poeſie hat, wie die Geſchichte, Feinde zu be»kämpfen und Vorurtheile zu beſiegen. Noch unabhängiger »und kühner kann ſie es nicht ertragen, daß froſtige und »ſchwere Feſſeln ihren Flug lähmen. Eine falſche Theorie »ſucht vergebens ihre Bahn zu beſchränken; das Weltall iſt »ihre Leinwand, und der Himmel ihr Farbenbret; alles, »was ſie berührt, muß ſie beleben, und vergöttern, was »ſie beſingt. Die Magie iſt ihre Macht, die Allegorie ihre »Sprache, die Illuſion ihr Leben. Schüzen wir ſie gegen »dieſe froſtige Kritik, die ihre Flamme erlöſchen will, gegen »jenen der Imagination feindlichen Geiſt der Analyſe, der, »zu weit getrieben, das Herz öde macht, indem er es auf»zuklären ſucht, und uns an Gefühl verlieren läßt, was »wir an Vernunft zu gewinnen glauben. Behalten wir die »Analyſe für die Wiſſenſchaften, aber erlauben wir ihr nicht, »der Dichtkunſt Feſſeln anzulegen. Laſſen wir dieſer Toch»ter des Himmels ihre Fabeln, ihre Begeiſterung, ihre »ganze Freiheit. Eröffnen wir ihr alle Wege; erlauben ihr »alle Gattungen: ſie hören auf für ſie zu ſeyn, ſobald wir »ſie zu ſtreng begrenzen und beſtimmen wollen.«

I.

G e d i ch t e.

E r h e b u n g.

Einſam wall' ich in der Abendröthe,
Zu den Sternen hebet ſich mein Blik,
Was des Lebens Roſenglanz erhöhte,
Sinkt ſchon lang in Dämmrung mir zurük;
Um die bleichen Urnen windet Trauer
Kränze von der Myrthe Immergrün,
Und der Abendſtille heil'ger Schauer
Führt den Geiſt zu ſchönern Welten hin!

Aus den Nachtumhüllten eitlen Träumen
Eilt er zu der Morgenröthe Höh'n,
Wo in ewig ſonnenhellen Räumen
Freundlich winken heilige Trophä'n;
Wo der Dämmrung Schleier niederfallen,
Keine Täuſchung unſern Blik umhüllt;
Wo der Wahrheit ew'ge Ströme wallen
Und der Liebe Urquell ewig quillt.

Digitized by Google

Wo um Sternenauen ſelig ſchwebend
Pſyche reinen Lebensäther trinkt,
Und zu ihrem Urſtoff ſich erhebend
An der heil'gen Quelle niederſinkt;
Da verſiegen dieſes Lebens Träume
Hin auf ewig in der Lethe Fluth,
Schimmer lichten ſchon die dunkeln Räume,
Flammen lodern von der Opfergluth!

E ch o.

Du wandelſt durch Fluren, ich folge dir nach;
Bald ruh' ich in Grotten, bald irr' ich am Bach,
Bald lauſch' ich verborgen im ſchattigen Hain,
Ich folge dir traulich zum blumigen Rain.
Du irrſt zwiſchen Klippen und Felſen dahin,
Ich folge dir immer mit liebendem Sinn.

Wenn Heſperus frühe im Oſten verglimmt,
Im Roſengewölke Aurora verſchwimmt,
Die Sichel des Mondes am Himmel erbleicht,
Und Phöbus ſo glühend den Wagen beſteigt;
Wenn nächtliches Dunkel beſchleicht die Natur,
Ich folge dir immer durch Wälder und Flur!

Wenn ängſtliche Seufzer dem Buſen entwehn,
Und klagende Töne um Mitgefuhl flehn;
Wenn lieblich der Laute melodiſchen Klang
Begleitet ſo rührend dein ſanfter Geſang,
Verrath ich dir leiſe der Wehmuth Gefühl
Und ſing' in der Laute harmoniſches Spiel.

Digitized by Google

Wenn einſam du wandelſt im Mondenſchein,
Und träumſt dich ſo heimlich und glaubſt dich allein,
Und denkſt nur der Liebe ſanft klagenden Laut
Allein den Dryaden und Nymphen vertraut;
Dann lauſch' ich von ferne, ich kenne dein Glük,
Und bringe dir leiſe die Töne zurük!

An Karoline.

Liebes Mädchen, hoff' und glaube,
Liebes Mädchen, wanke nicht!
Keiner Nächte Dunkel raube
Dir der Liebe Zuverſicht;
Jenen Strahl, der noch Amanden
Auf der wüſten Inſel winkt,
Und, da alle Sterne ſchwanden,
Tröſtend auf ſie niederblinkt.

Laß Dir jenen hohen Glauben,
Den die Liebe zeugt und pflegt,
Lina, dir den Muth nicht rauben,
Der im Wogendrang uns trägt;
Der uns, wenn der Himmel blizet,
Die empörte Welt uns ſchrekt,
Gegen Bliz' und Pfeile ſchüzet,
Mit der Lieb' Aegide dekt.

Digitized by Google

Lina, auserwählte Seelen,
Die in Lieb' und Sympathie
Unauflösbar ſich vermählen,
Trennet ſelbſt das Schikſal nie.
Unſers Lenzes Blüthen ſchwinden —
Träume von Arkadia —
Liebe wird die Zukunft finden,
Wie die Gegenwart ſie ſah.

Mag die Erde ſich verſchwören:
Iſt nicht Lieb' ein Talisman?
Treue Herzen, ſie gehören
Für die Ewigkeit ſich an.
Erd' und Himmel mag zerfallen,
Vom Zerſtörungshauch verweht,
Wenn die Liebe über allen
Trümmern triumphirend ſteht.

Lina, heil'ge Ahnung flüſtert
Dem geweihten Sänger zu:
Aus der Nacht, die Dich umdüſtert,
Gehſt Du zu der Liebe Ruh.
Bei der Macht, die uns regieret: —
Gottheit — Schikſal — Oberon —
Bei dem Geiſt, der mich geführet:
Treue findet ihren Lohn!

Freundin meines Freundes, höre,
Daß Dein Herz geheiligt ſey,
Uranias hohe Lehre:
Lieb' und Treu' iſt einerlei.

Digitized by Google

Wo die Lieb' in edlen Seelen,
Eine Himmelsflamme, wohnt,
Muß die Treue ſie vermählen,
Die mit Myrthenkränzen lohnt.

Zage nicht, wenn Deiner Liebe
Alles ſich entgegenthürmt;
Manche Wolke feindlich — trübe
Gegen Deinen Frieden ſtürmt!
Noch indem Du Thränen weineſt,
Trokneſt den umflorten Blik,
Hallet, ehe Du es meineſt,
Ob'rons tröſtliche Muſik.

Siz' ich froh mit Deinem Gatten
Und mit Dir einſt Hand in Hand,
Sey's in Eures Baumes Schatten,
Oder hier im Rebenland;
Dann werd' ich Dich freundlich fragen:
Lina, ſage mir doch an,
Konnt' ich gute Wahrheit ſagen,
Oder war ich Scharlatan?

Der Wolfsbrunnen bei Heidelberg.

Zu Heidelberg, im Haine
    Der alten grauen Zeit,
Lebt' Jette einſt alleine,
    Den Göttern nur geweiht.

Digitized by Google

Sie machte das Entſpringen
Der Stadt dem Volke kund,
Und Götterſprüche giengen
Von ihrem Roſenmund.

Sie ſprach: »Aus meinem Haine
»Erhebet ſich einſt ein Schloß,
»Das herrſchen wird am Rheine
»Gar königlich und groß.

»Und unten in dem Thale
»Wird eine Stadt entſtehn,
»Wo aus dem Fürſtenſaale
»Viel Königsſöhne gehn.«

So klärte ſie dem Lande
Die dunkle Zukunft auf,
Ihr tiefer Blik erkannte
Verborgner Sterne Lauf.

In jungfräulicher Fülle
Glich ſie den Lilien,
Doch durft' ſie ohne Hülle
Kein Männerauge ſehn.

Nur wenn des Mondes Strahlen,
Mit halbgebrochnem Schein,
Sich durch die Eichen ſtahlen
Im ſchauerlichen Hain,

Verließ ſie ihre Zelle
Und ſchliche ſich enthüllt
Ins Dunkle, wo die Quelle
Ein Felſenbeken füllt.

Digitized by Google

Sie ließ ſich einſam nieder
Im ſchattigen Geſträuch
Und wuſch die zarten Glieder
Im reinen Silberteich.

Und als ſie ohne Hülle
Sich zu der Quelle neigt,
Hört ſie, wie durch die Stille
Der Nacht ſich Etwas ſchleicht.

Sie blikte nach dem Walde,
Dem ſcheuen Rehe gleich:
Sie lauerte; da hallte
Es ſtärker im Geſträuch.

Den ſchönen Leib zu deken,
Sprang ſie nach dem Gewand,
Als vor ihr, welch ein Schreken!
Der ſchönſte Jüngling ſtand.

Er ſchien, mit Pfeil und Bogen,
Ein Gott daher zu gehn;
Doch blieb er eingezogen
Und ſchüchtern vor ihr ſtehn.

Sie wollt' an ihm verſuchen
Der Prieſterin Gewalt;
Doch konnt' ſie ihm nicht fluchen,
So ſchön war die Geſtalt.

Mit züchtiger Gebehrde
Warf er ſich vor ſie hin,
Und neigte ſich zur Erde
Und flehte auf den Knien.

Digitized by Google

»O Göttin holder Minne!
»Verzeihe gnädig mir!
»Ohn' Arges in dem Sinne
»Siehſt du mich bittend hier.

»Vom Jagen lech und müde
»Sucht' ich den friſchen Born;
»Drum wende deine Güte
»Von mir der Götter Zorn.«

Von Liebe hingeriſſen
Hob ſie ihn auf zu ſich,
Kaum daß ſie ſeinen Küſſen
Noch jungfräulich entwich.

Sie floh' mit raſchen Schritten
Zu ihrem heil'gen Hain,
Die Götter zu erbitten,
Schloß ſie ſich lange ein.

Doch fruchtlos war das Ringen
In jungfräulicher Bruſt:
Sie konnte nicht bezwingen
Verbotner Liebe Luſt.

Von Sehnſucht angetrieben
Lief ſie durch Wald und Flur,
Und ſuchte ihres lieben
Und ſchönen Jünglings Spur.

So kam ſie endlich müde
Zur friſchen Quelle Strand.
Auf ihrer Zunge glühte
Durſt und der Liebe Brand.

Digitized by Google

Sie ſank hier auf dem Mooſe
Hin, das den Felſen hüllt,
Aus deſſen kaltem Schooße
Das reine Waſſer quillt.

Und als ſie zu dem Teiche
Die warmen Lippen wandt,
Kam plözlich vom Geſträuche
Ein wildes Thier gerannt.

Es pakt ſie mit den Krallen,
Im Fleiſche knirſcht ſein Zahn,
Und ſeine Jungen fallen
Den zarten Rüken an.

Sie riſſen ganze Fezen
Herab, die junge Brut
Lekt gierig, o Entſezen!
Der ſchönen Jungfrau Blut.

Sie ſinkt entſeelet nieder;
Gedrehet war ihr G'nik,
Zerriſſen ihre Glieder,
Da brach der holde Blik.

Die Ungeheuer fraßen
Die ſchönen Stüke auf;
Kaum färbte noch den Raſen
Des Blutes lezter Lauf.

Da kam zu ſpät geflogen
Der junge, ſchöne Mann.
Voll Wuth legt er den Bogen
Geſpannet auf ſie an.

Digitized by Google

Allein ſie waren ſchnelle
Zum Wald hinein gerannt.
Drum hat er auch die Quelle
Den **Wolfesbrunn** genannt.

Digitized by Google

II.

Uiber die neuern lateiniſchen Dichter.

Der Einfluß der alten griechiſchen und lateiniſchen Dichter auf die Nationalpoeſie der verſchiedenen Völker des neuern Europa iſt allgemein anerkannt. Die Miſchung des Antiken und Nationalen, welche ſich ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in der leztern zeigt, ließ dieſen Einfluß nicht überſehen. Die lateiniſchen Dichter unter den Neuern wurden bei dieſer Betrachtung faſt ganz auſſer Acht gelaſſen. Doch ſind ſie es, welche jenen Einfluß vorzüglich befördert und beſchleunigt haben. Sie können als der Zwiſchenkanal angeſehen werden, durch welchen das Alterthümliche zu dem Gothiſchen gekommen iſt, und das Moderne gebildet hat; nicht darum allein, weil deren viele zugleich ſelbſt in der Landesſprache gedichtet, und hier zuerſt eine Verbeſſerung verſucht, ſondern auch weil ihre Gedichte von den Gebildeten ihrer Zeit häufig geleſen, den Geſchmak der Alten, an die ſie erinnerten, mehr verbreitet, und an deren Formen wieder gewöhnt haben. Die Urtheile über de. Werth dieſer Dichter

Digitized by Google

ſelbſt unter uns ſind ſehr ungleich. Viele, die am wenigſten mit ihnen bekannt ſind, ſezen ſie faſt ohne Ausnahme in die Klaſſe gemeiner Nachahmer herab, und erklären ſelbſt das Unternehmen, in einer fremden, todten Sprache Gedichte zu ſchreiben, für unſinnig. Andere erheben ſie zum Himmel, und ſchäzen manche unter ihnen den Alten gleich. An eine wahre geſchichtliche Darſtellung des Urſprungs und der Schikſale der lateiniſchen Dichtkunſt ſeit der Wiederherſtellung der Litteratur, ſo viel Brauchbares über einzelne Dichter oder einzelne Zeiträume ſich vorfindet, mit Unterſcheidung der Gattungen, worin ſie ſich ausgezeichnet, und derer, worin der Erfolg fehlte, und nach der Natur der Sache fehlen mußte, mit Rükſicht auf die Veränderungen, welche auch in dem, was durch die Sprache und die Muſter der Alten unwiderruflich beſtimmt ſchien, ſich zutrugen, ward, ſo viel ich weiß, noch nicht gedacht. Zum Behuf eines ſolchen Gemähldes will ich einige allgemeine Betrachtungen über dieſe Dichter und das Intereſſe anſtellen, welches ſie uns einflößen können. Ich bin daher geſonnen, die Hauptzüge zu einem ſolchen Gemählde zu geben, welchen ich jezt einige allgemeine Betrachtungen über dieſe neuern lateiniſchen Dichter, und das Intereſſe, welches ſie für uns noch haben mögen, vorangehen laſſe.

Es iſt befremdend, daß der poetiſche Genius bei den meiſten neuern Nationen in einer todten Sprache mit Geſchmak zu einer Zeit gedichtet hat, wo die Nationalſprachen kaum erſt einige platte, wenn auch herzliche Kirchengeſänge, naive, aber inkorrekte Lieder der Liebe und der Freude, grobe Satyren ohne Salz, und langweilige Heldenerzählungen, abentheuerlich in Form und Inhalt, aufzuweiſen hatten. Darüber wird man ſich weniger wundern, wenn man

den damaligen Zuſtand der europäiſchen Sprachen und die Einrichtungen der gelehrten Welt erwägt. Dieſe Sprachen waren theils durch Verſchmelzung der lateiniſchen mit den verſchiedenen Mundarten der Eroberer entſtanden, theils urſprünglich, aber roh; die einen wie die andern in mehrere gleich regelloſe, oft unter einander gemiſchte Dialekte verzweigt: ſie hatten noch keinen der Schriftſteller erſter Größe hervorgebracht, welche vermöge der Uiberlegenheit ihres Geiſtes den nachfolgenden Geſeze geben und den guten Gebrauch beſtimmen. Italien allein macht hierin eine Ausnahme. Seine Sprache, die Dante vom Reſte der Barbarei reinigte, ward von Petrarca und Bocaccio fixirt. Das Studium der Alten war dort früher als in andern Ländern erwacht, und durch ein beſonderes Glük hatte es Männer von Genie zu erwärmen, und ein weniger barbariſches und von Natur empfindſameres Volk gefunden, dem ihre Werke gefallen konnten. Jene Sprachen waren ſo beſchrankt, wie der Geiſt derjenigen, von denen ſie geſprochen wurden. Keine Beſtimmtheit in den Wörtern, keine Zierlichkeit in den Ausdrüken, keine Abwechſelungen in den Wendungen: überall boten ſie dem Schriftſteller Dornen, und ſträubten ſich gegen die Formen der Kunſt; lange und wiederholte Bemühungen wurden erfodert, um ihre Wildheit zu bezähmen. Die Dornſträuche mußten ausgerottet, die Steine weggeſchafft, das Unkraut getilgt werden, ehe dieſer undankbare Boden die Kultur annahm, und das Genie lachende Blumen oder reiche Ernten aus demſelben gewinnen konnte.

Auf der andern Seite war das Lateiniſche die heilige Sprache der abendländiſchen Kirche: und da lange Zeit die Geiſtlichkeit ausſchließend Litteratur beſaß, war ſie die allgemeine Gelehrtenſprache geblieben. Im Latein legten die künftigen Gelehrten den Grund der Studien, Lateiniſch

wuſsten ſie ſich auszudrüken, lateiniſch dachten ſie. Die Gewohnheit hatte ein Vorurtheil erzeugt, wodurch ſie hinwiederum befeſtigt wurde. Die lateiniſche Sprache allein, glaubte man, ſchike ſich zu den Wiſſenſchaften. Dieſes Vorurtheil konnte nur durch einleuchtende Thatbeweiſe des Gegentheils beſiegt werden. Erſt ſeit anderthalb Jahrhunderten fieng es an ſich zu verlieren. Dem ungeachtet erhielt ſich das Lateiniſche als Lehrſprache in den gelehrten Schulen bis in die Mitte des vorigen, wo es nach und nach daraus entfernt ward, nicht weniger zur Erleichterung der Schüler als mancher Lehrer, denen der Gebrauch einer Sprache, die ſie bei dem groſsen Anwachs der aus Büchern in neuern Sprachen geſchöpften Sachkenntniſſe nicht mehr ſo vollkommen, wie ihre Vorgänger, beſaſsen, anfieng beſchwerlich zu fallen. Ganz anders verhielt es ſich zur Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Dieſe fand die lateiniſche, freilich ſehr barbariſirte Sprache, im Beſiz aller Lehrſtühle, und belebte das Studium derſelben noch mehr dadurch, daſs ſie in den Schriften der Alten der Wiſsbegierde neue Quellen von Kenntniſſen, dem Geſchmak Genüſſe, und dem Talente Muſter zur Nachahmung zeigte. Geſchichte, Philoſophie, Mathematik, Natur- und Kunſtkenntniſs, Arzneikunde, alles ward aus den Alten geſchöpft; von der zarteſten Jugend an nährte man ſich mit Leſung ihrer Meiſterwerke in Dichtkunſt und Beredſamkeit. Bei allen dieſen Studien blieb der Blik zugleich auf die Sprache geheftet, und man erwarb ſich darin das Zartgefühl, die genaue Richtigkeit, die Fülle, die Zierlichkeit des Ausdruks, die wir in den Latiniſten des 15ten und 16ten Jahrhunderts bewundern. Wer die Verſe und Uiberſezungen des Politian, die Briefe des Bembus, die Reden des Muretus, die Dialogen des Erasmus, die Geſchichten des Strada und Thuanus lieſst, fühlt leicht, wie weit ſie von Cicero, Catull, Livius und Tacitus, dem

Geiſte nach, abſtehen, erſtaunt aber über die Reinheit, Leichtigkeit, den Reichthum, die Fülle und die Wendung des Styls, den ſie den Alten nachgebildet haben. Gewiß würden dieſe leztern, wenn ſie damals auf einen Augenblik auf der Welt hätten wieder erſcheinen können, ſich über nichts ſo ſehr gewundert haben, als mitten unter den Trümmern der römiſchen Pracht Nachkömmlinge der barbariſchen Germanen Reden und Gedichte, in Schönheit der Sprache ſo ähnlich den Meiſterſtüken, welche ſie den Söhnen der ewigen Stadt hinterlaſſen hatten, vortragen zu hören.

Ganz natürlich mußten alſo diejenigen unter den Humaniſten, welche Dichtertalent in ſich fühlten, es in der Sprache üben, die ſie am beſten kannten, wenigſtens am richtigſten ſchrieben. Ihr Gedächtniß war gefüllt mit den Schäzen des Alterthums: die Gebräuche, Sitten und Künſte, die Geſchichte von Rom und Athen waren der beſtändige Gegenſtand ihrer Beſchäfftigung; ſie kannten dieſelben beſſer als die Sitten und den Geiſt ihrer Zeitgenoſſen; wenigſtens waren dieſe Vorſtellungen, in welchen ihre ganze Jugend hinfloß, ihrem Gemüthe tief eingeprägt. Aus dieſen Quellen zog ihr Geiſt die Materialien ſeiner Gedanken; und da er auch die Anſichten der Alten angenommen hatte, ſo wurden die Gedanken darin gleich in einer alterthümlichen Form geboren. Sie fanden es alſo nicht ſo ſchwierig, ſolche lateiniſch auszudrüken, als in die Landesſprache zu überſezen, die ſie nur ſchwach wiedergeben konnte. Hierzu kam der Vortheil, daß die poetiſche Sprache fixirt, ihre Freiheiten anerkannt, das Sylbenmaß und der Versbau unabänderlich feſtgeſezt waren. Man ſieht leicht ein, wie ſehr der Gebrauch der alten Sprache die Gefahren der Dichterbahn für ſie verminderte, und wie viel Mühe und Kritiken er ihnen erſparte.

Man glaube jedoch nicht, daß ſie viel leichtere Arbeit hatten, als unſere Dichter. Die Erfindung iſt unſtreitig der wichtigſte Theil der poetiſchen Kunſt: ſie hängt vom Genie, von der Fruchtbarkeit der Einbildung und vom Geſchmake ab. Dieſe Mittel bleiben ungefähr dieſelben, in welcher Sprache man ſchreibe. Die Schwierigkeiten ſind alle auf der Seite desjenigen, der zum Vehikel ſeiner Gedanken eine fremde und erborgte Sprache gebraucht, die immer den Schwung des Genius hemmt, das Feuer der Einbildung dämpft, und einen Nebel über die Vorſtellungen wirft. Der ſchwierigſte Theil hingegen iſt der Ausdruk, die Harmonie der Verſe und die Schiklichkeit des Versmaßes eingerechnet. Gleichwohl iſt dieſer Theil ſo weſentlich, daß, wer deſſen nicht bis auf einen gewiſſen Grad mächtig iſt, mit dem glüklichſten Entwurfe nur ein ſchlechtes Werk gebärt. Wenn es nun ſo viel Mühe koſtet, in der Mutterſprache dahin zu gelangen, ſo denke man, wie es in einer fremden gehen muß; und wenn es ſchwer iſt, in einer fremden, doch lebenden Sprache, zu deren Erlernung es ſo viele Mittel giebt, in Verſen oder Proſa gut zu ſchreiben, welche mühſelige Anſtrengung wird erfodert, um ſich in den Stand zu ſezen, etwas Vorzügliches in einer todten Sprache zu liefern, die man nur aus Büchern lernen kann? Hier iſt es nöthig, den Gebrauch der guten Schriftſteller bei jedem Worte, jeder Redensart zu wiſſen, die verſchiedenen Arten des Styls zu unterſcheiden, wo ſie gebraucht werden können, und in den Werken derſelben die Kunſt zu ſtudieren, womit die Ausdrüke zu nüanciren ſind. Um nur korrekt und zierlich zu ſchreiben, wird dieſes erfodert; und wie tief erſt muß man die Schriften der Alten durchſtudiert haben, wenn man wie Balde, Serbiewsky und Andere glükliche Neuerungen darin wagen will, ohne dem Genius der lateiniſchen Sprache zu nahe zu treten? Wenn man alles dieſes bedenkt,

Digitized by Google

ſo wird man begreifen, daß man ſehr fleißig ſtudiert haben mußte, um dieſe Laufbahn mit Erfolg zu betreten. Damals ließen ſich die Kenntniſſe der Gelehrten vom Talente des Dichters nicht trennen; eine oberflächliche Kenntniß der Mutterſprache, und einige gelungene, mit Wärme geſchriebene Verſe genügten nicht, um auf dem Parnaſſe ſeinen Siz zu nehmen.

Welches Verdienſt aber auch dieſe Dichter in ihrem Zeitalter haben mogten, kann die Leſung ihrer Werke noch zur Geiſtesbildung beitragen, oder intereſſiren ſie uns anders, als unter dem litterariſchen Geſichtspunkte? Ich glaube es. Hier ſind meine Gründe, mit der Verwahrung, daß dabei von der Schaar mittelmäßiger Verſemänner, wovon es im 16ten Jahrhundert an den Höfen und auf den Univerſitäten von Italien, und in der Folge in andern Ländern ſchwärmte, keine Rede iſt.

1) Das Studium der lateiniſchen Dichter unter den Neuern kann unſern Dichtern nüzen wegen der Gedanken und Materialien, welche ihre Werke an die Hand geben. Man wende nicht ein, ſie würden dadurch ihrer Originalität ſchaden. Wir haben ſie würdigen gelernt, die vorgebliche Originalität, die Alles aus ſich ſelbſt nehmen will, und oft nichts anders ſagt, als was hundertmal und beſſer geſagt ward; wir unterſcheiden die Nachahmung des Kopiſten, der nur wiedergiebt, von dem Talente, den ſchon behandelten Stoff auf eigne Art zu bearbeiten und mit dem Originale zu wetteifern. Das Genie wie der Erdboden hat nöthig befruchtet und mit Keimen der Erzeugung geſchwängert zu werden. In den Künſten und in den Wiſſenſchaften hängt das Fortſchreiten zur Vollkommenheit davon ab, daß wir zu den Ideen der Vorgänger hinzuſezen, und neue Kombinationen treffen. Die Originalität beſteht weit weniger in den Stoffen als in der Verarbeitung; und ob dieſelben

gleich alle in der Natur und im Menſchen liegen, ſo können wir doch nicht alles, was in dieſen liegt, ſelbſt entdeken; es iſt dienlich, hierin manchmal den Spuren Andrer nachzugehen. Das Studium der Alten, ſo empfehlungswerth es für die Geſchmaksbildung iſt, macht das der neuern lateiniſchen Dichter nicht überflüßig. Die phyſiſche und moraliſche Welt, Wiſſenſchaften, Sitten und Religion haben ſeit den Griechen und Römern ſich vielfach umgeſtaltet; in den Neuern werden daher Gegenſtände und Gedanken gefunden, die man in jenen vergeblich ſuchen würde, und welche ſich auf die von der ihrigen ſo verſchiedenen Lage und Geſchichte der neuern Völker beziehen.

Dieſe Veränderung der Lage der Dinge, das Werk von Revolutionen in der politiſchen und moraliſchen Welt, führt eine Veränderung in den Anſichten der Menſchen, in dem Verfahren der Künſte, und ſelbſt Entdekungen in den Wiſſenſchaften herbei. In jedem Weltalter, bei jeder Nation beſchreibt der menſchliche Geiſt einen engern oder weitern Zirkel. Nachdem er dieſen durchlaufen, und das Merkwürdigſte innerhalb deſſelben erſchöpft hat, erfolgt ein Stillſtand oder ein bis zum Unmerklichen verzögerter Fortgang. Nur nach einem neuen Umſchwunge der Dinge kann er ſeine Grenzen fortrüken und ſich neue Bahnen eröffnen. Die Lage der Welt, welche wir vor uns ſehen, gleicht weit weniger derjenigen der Alten, als jener des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts, von welcher ſie die nähere Entwikelung iſt.

So ſehr alſo die Dichter der damaligen Zeit in Sprache und Form den Alten nachgeahmt haben mögen, ſo iſt doch Stoff und Inhalt demjenigen analog, welchen die unſrigen zu bearbeiten haben. Nicht nur gehört der Hauptvorwurf ihrer Gedichte dem neuern und chriſtlichen Europa an, wie z. B. in der Cheriſtias und dem Seidenbau des Vida, dem Gedichte de partu virginis von Sannozor, der Siphylis

des Fracaſtor; auch die Materialien der Ausführung, Vergleichungen, Schilderungen und Metaphoren ſind aus den Schäzen der neuern Kunſt und der neuern Entdekungen in der Natur genommen. Es iſt ein groſser Irrthum, ſich einzubilden, daſs dieſe lateiniſchen Dichter weiter nichts als die Alten kopirt, und höchſtens aus Hemiſtichien derſelben ein artiges Moſaik zuſammengeſezt hätten. Dieſes iſt eines von den halbwahren Säzen, die man bei einer ſeichten Kenntniſs des Gegenſtandes als allgemein hinwirft, und worüber der Kenner nur lächeln kann. Die beſſern derſelben ſind voll kraftvoller oder lieblicher Gemählde und Gedanken, die ſie ihrer eignen Erfindung verdanken. Ich werde vielleicht hiervon in der Folge einige Proben geben. Herder hat dieſes an einem Beiſpiele in den Nachrichten und dem Urtheile, womit er zu ſeiner Uiberſezung lyriſcher Gedichte von Balde einleitet, in ein helles Licht geſezt. Viele der beſten italieniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Dichter haben daher, ihrer Originalität unbeſchadet, aus dieſen lateiniſchen Dichtern Vortheil gezogen. Milton, der ſelbſt keine ſchlechten lateiniſchen Verſe ſchrieb, und ſowohl die alten als neuern lateiniſchen Dichter fleiſsig las, hat die Blumen, die ſie ihm darboten, ſo reich und fruchtbar ſein Geiſt war, nicht verſchmäht. Der ehrliche Hagedorn geſteht in den Noten zu ſeinen poetiſchen Werken ſelbſt, was er alten und neuern Vorgängern ſchuldig iſt. In Anſehung Youngs iſt es wenigſtens wahrſcheinlich, daſs die von Ebert angeführten Parallelſtellen nicht ganz zufällig mit ſeinen Gedanken zuſammentreffen, und daſs ſie als Reminiſcenzen ſeiner Einbildung oft die Richtung gaben.

2) Dieſe Dichter haben einen groſsen Reiz für die Liebhaber der Poeſie, die zugleich Liebhaber der ſchönen Latinität ſind. Die Anzahl der vorzüglichen römiſchen Dichter war nicht ſehr groſs; viele derſelben hat uns die Zeit miſs-

Digitized by Google

gönnt; die ſpätern, z. B. Claudian, Auſonius, haben oft dem ſchlechten Geſchmake ihrer Zeitgenoſſen geopfert. Die Neuern haben ſich größtentheils an die Sprache des Auguſt'ſchen Zeitalters gehalten, und die trefflichſten deſſelben zum Muſter genommen. Durch ſie wird alſo die Sphäre des Genuſſes in dieſem Fache erweitert. Nicht genug; es findet ſich in denſelben eine neue Quelle der Schönheit, die der Kenner in den beſiegten Schwierigkeiten der alten Sprache, in den beſtändigen Anſpielungen auf Sitten, Gebräuche und Verfaſſung des Alterthums entdekt. Ich habe bereits bemerkt, daß der Stoff, welchen dieſe Dichter bearbeiteten, größtentheils aus der neuern Zeit genommen war. Ihn acht lateiniſch darzuſtellen, mußten alle Schäze und Hilfsmittel der alten Sprache aufgeboten werden. In den meiſten Fällen konnte kein anderes ausreichen, als dasjenige, was bei den Römern unbekannt, und folglich ohne Bezeichnung war, annähernd und analogiſch auszudrüken durch dasjenige, was in ihren Einrichtungen, Sitten und Kunſterzeugniſſen mit dem unſrigen Aehnlichkeit hatte, und es mehr anzudeuten als eigenthümlich zu bezeichnen. Dadurch werden ihre Werke eine vergleichende Gallerie, worin die Bilder der modernen Welt in fortlaufender Parallele den Bildern des Alterthums entgegengeſtellt ſind. Da iſt der chriſtliche Himmel der Olymp, der Wohnort der Seligen das Elyſium, die Hölle der Tartarus, die ſeligſte Jungfrau Dea, die Heiligen Divi, die Bittgänge Supplikationen, der geheime Rath des Furſten Senatus, Vaſallen und Hofbeamte Comites, die nichtchriſtlichen Völker Barbari, das Geſchüz tormenta, balistae u. ſ. w. Selbſt ihre Mißgriffe, ihre ſo oft getadelte Vermiſchung heidniſcher und chriſtlicher Vorſtellungsarten fließen aus dieſer Quelle, und finden in dieſer Gewohnheit allegoriſirender Andeutungen einige Entſchuldigung.

Digitized by Google

3) Ganz beſonders lehrreich iſt übrigens die Leſung dieſer Dichter für die Geſchichte und Theorie der Dichtkunſt, nicht nur wegen dem oben berührten Einfluß auf ihre Bildung bei den Neuern, ſondern in vielen andern Rükſichten, wovon ich ſchließlich nur eine angeben will. Wenn wir die vorzüglichen lateiniſchen Gedichte vom 16ten Jahrhundert bis in den Anfang des 18ten durchgehen, ſo ſehen wir, wie in dem Maße, als der phyſiſche, intellektuelle, moraliſche und politiſche Zuſtand der Welt von dem des Alterthums und des ihm noch in Vielem analogen Mittelalters ſich weiter entfernt, die Schwierigkeit der poetiſchen Darſtellung in der alten Sprache immer zunimmt, und dieſe im Verhältniß zum Stoffe räthſelhafter wird. Daraus allein wird ſchon begreiflich, warum der lebendige Dichtergeiſt, bei aller Kenntniß und Achtung der lateiniſchen Sprache und Litteratur, dieſe Feſſeln abſtreifen, und ſich der mit dem menſchlichen Geiſte ſich fortbildenden und umwandelnden, biegſamern Landesſprachen als Vehikel einer populären Darſtellung ſich bemächtigen mußte. Dort wäre man ewig auf die Farben von Virgil, Horaz, Ovid und Catull beſchränkt geweſen; an Originalität des poetiſchen Styls war nicht zu denken. Wie verſchieden die Natur den Schwung und die Wendung des Geiſtes angelegt haben mogte, ſo hatte man nur die Wahl, welchen von dieſen man im Ausdruk nachahmen wollte, und das Eigenthümliche, in fremde Form gepreßt, konnte nicht recht hervortreten. Wo es durchdrang, ward mehr oder weniger von der ächten Latinität abgewichen, wie ſich in den Klagen der Kritiker über Sautel, Düfresnoy, Polignac und andere Latiniſten unter den Franzoſen zeigt. Außerdem wollte es in den Gattungen, wo es auf lebhafte Darſtellung des wirklichen Lebens mit ſeinen individuellen Zügen ankommt, oder wo die innerſten Tiefen der Seele bewegt werden, oder Geſchmak, Ton und Wiz der Zeit herr-

ſchen müſſen, von der Tragödie und Komödie bis auf das fröhliche geſellſchaftliche Lied nie gelingen. Theils fehlte es an der Aufmunterung und Richtung, die der Dichter von der Nation erhält; theils machten die Gemählde, durch den Schleier einer todten Sprache geſehen, ſelbſt auf den Gelehrten nicht den ganzen Effekt, wenn er auch die Kunſt bewunderte. Der Latiniſt, der vielleicht lateiniſche Verſe leichter als deutſche oder franzöſiſche ſchreibt, lernt hieraus die Grenzen kennen, welche er in der Wahl des Stoffes ſich weislich zu ſezen hat. Nur was der Natur und Menſchheit im Allgemeinen angehört, und zu allen Zeiten und an allen Orten ungefähr daſſelbe bleibt, oder, was in dem Alterthum ein naheres Analogon hat, ſteht ihm zur Behandlung frei. Er darf nicht auf ſehr zahlreiche Leſer rechnen; für längere Werke würde er kaum Aufmerkſamkeit gewinnen, wenn auch ein Epigramm, eine Elegie, eine Ode, eine Erzählung, vielleicht ein mäßiges Lehrgedicht, im ächtantiken Styl, noch mit Vergnügen geleſen werden mögen. Auch ſo werden ſeine Arbeiten nur Studien für den Kenner ſeyn, nicht als Staffeleiſtüke für das größere Publikum ausgeſtellt werden können.

III.

Uiber den philoſophiſchen Geiſt der deutſchen Sprache.

Indem einige nachbarlichen Sprachen ſich den Vorzug der Anmuth (einer gefälligen Form der Bewegung) beilegen, behauptet die deutſche Sprache den Rang der Würde (des äußern Ausdrukes des innern Werthes). Weder leichtſinnig in dem unüberlegten Gebrauche eines Wortzeichens, noch leichtfertig in der Erfindung eines neuen, wird ſie durch eine eigne Gewiſſenhaftigkeit in der Beſtimmung der Ausdrüke und in der Abmeſſung derſelben zu der Breite und Tiefe des zu bezeichnenden Begriffes geleitet. Die partheiiſche Vergleichung der deutſchen Sprache mit andern europäiſchen muß man Karl V. hingehen laſſen: Caesar non est supra grammaticos. So darf auch der Pater Bouhours der deutſchen Nation den Wiz abſprechen. Es wäre nicht großmüthig, eine ſolche Ungezogenheit in einem Manne zu rächen, in deſſen Sprache ſogar das Wort für das Talent fehlt, deſſen Beſiz ſeine Nation ſich aneignet, und deren

Digitized by Google

Sprache, ſo reich an Ausdrüken für Kleinigkeiten, hier ſo arm oder ſo unüberlegt iſt, für zwei ganz verſchiedene Talente, für Geiſt und Wiz, nur Einen Ausdruk zu haben.

Zufolge dieſes philoſophiſchen Ernſtes verträgt die deutſche Sprache ſo wenig jene nichtsſagende Wortſpielerei, womit ausländiſche Schriftſteller auf einige Zeit oft die Leſer ihrer Nation zu betrügen wiſſen. Die freigeiſteriſchen Spöttereien einiger engliſchen und franzöſiſchen Wizlinge haben in Deutſchland ihr Glük nicht machen können. Man brauchte ſolche Werke nur ins Deutſche zu überſezen (ſagt ein eleganter Schriftſteller), um ihre Armſeligkeit gewahr zu werden. Unſere Sprache gleitet nicht über die Oberfläche weg, ſie ſchneidet tief ein, und ſträubet ſich, dem leeren Geklingel den Ausdruk des Gedankens zu leihen. Indem ſie den Anſpruch auf Wohllaut und Geſangfähigkeit einer andern Sprache zugeſteht, iſt ſie um ſo eiferſüchtiger auf den Vorzug eines innern Gehaltes.

Die deutſche Sprache, ſparſam und häuslich, hat für jeden Begriff nur ein Wort, aber wohlhabend hat ſie für jeden Begriff ein eignes Wort. Reich iſt ſie nicht; aber Reichthum iſt eine Laſt, und der Uiberfluß iſt vom Böſen.

Die Erklärung nichtſinnlicher Gegenſtände, nämlich der Empfindungen des Gemüthes und der Handlungen des Geiſtes, gehört vorzüglich in das Gebiet der Philoſophie; und eine Sprache hat philoſophiſchen Geiſt, wenn ſie in ſinnbildlicher Bezeichnung nichtſinnlicher Gegenſtände eine ſo glükliche Wahl trifft, daß die grammatikaliſche Zergliederung des Wortes die philoſophiſche Zergliederung des Begriffes entbehrlich macht, und ſomit die Erfindung des Wortes ſich als das Werk der Beſinnung und der Uiberlegung offenbart.

Indem ich dieſe Paar lezten Zeilen durchgehe, ſtoße ich auf Ausdrüke, die meinen Saz erklären und beſtätigen,

Digitized by Google

als Gegenſtand, Beſinnung, Uiberlegung. Die lateiniſche Sprache und ihre Töchter mit dem Ausdruk: objectum, objet (Vorwurf), drüken ſich eigentlich idealiſtiſch aus, und halten ſich an der unbewußten und folglich außer der gemeinen Sprache liegenden Handlung des ſynthetiſchen Verſtandes. Der deutſche Ausdruk bezeichnet die feſtſtehende, ſtändige Wirkung deſſelben, und ſpricht realiſtiſch, wie der natürliche gemeine Verſtand im Bewußtſeyn es findet. Der Gegenſtand iſt das, was der flüchtigen Vorſtellung gegenüber ſteht. Der Begriff iſt das Begreifen des Mannigfaltigen in Einheit des Bewußtſeyns, und wo kein Begriff iſt, da iſt auch kein Gegenſtand, der ihm entſpricht. — Der Ausdruk: Beſinnung, erinnert uns, ſo wie viele andere Wörter, deren Wurzel Sinn iſt, daß die Philoſophie der deutſchen Sprache von dem Grundſaz ausgeht: ſo viel Verſtand und Vernunft als Sinn. Nach ihr iſt die Thätigkeit des Geiſtes in Maßgabe der Empfänglichkeit des innern Sinnes, und ihre Pſychologie mögte wohl die wahre ſeyn. Der ſinnbildliche Ausdruk der geiſtigen Handlung der Uiberlegung iſt von der ſichtbaren Handlung des Meſſens entlehnt. Man findet am ſicherſten die unbekannte Größe, wenn man eine bekannte Größe über jene hinlegt. Die Uiberlegung ſucht das Ungewiſſe an Maß und Kraft durch das Gewiſſe; wer nicht überlegt, iſt leicht vermeſſen in ſeinem Handeln und Urtheile. Hier treffe ich ſchon wieder auf zwei der deutſchen Sprache eigne Ausdrüke, die keine andre Sprache mit ihr gemein hat. Warum heißt ein Wirken mit Bewußtſeyn und Abſicht, handeln? Weil, es mag nun Helvetius Recht haben, der Menſch Verſtand hat, weil er Hände hat; oder ſeine Gegner mit ihrem teleologiſchen Saze: der Menſch Hände hat, und das feine Gefühl in den Fingern, weil er Verſtand hat, ſie zu gebrauchen.

Warum heißt die deutſche Sprache die Handlung des Verſtandes, wodurch er von einem Dinge eine Beſchaffenheit oder ein Verhältniß ausſagt, Urtheil? Sind denn wohl die Urtheile etwas anders, als die Zerlegung eines Verſtandesbegriffes und ſeines Gegenſtandes in ſeine weſentliche, urſprüngliche Theile? Wahrlich die deutſche Sprache iſt nicht ſchuld daran, wenn die Erklärung dieſer Verſtandesfunktion als Verdienſt des Logikers angerühmt würde. Eben ſo kinderleicht und verſtändlich ſind dem Deutſchen die übrigen analytiſchen Funktionen des Verſtandes: erörtern, erläutern, erklären. Die Erörterung giebt den Ort, die Gegend an, wohin der Begriff gehört; entweder in das Gebiet der Sinnlichkeit, oder in die höhern Gegenden des Verſtandes, oder in das Fach der Vernunft und Moral. Habe ich mich mit meinem Begriffe orientirt, ſo habe ich der Verirrung und Verwirrung vorgebeugt, und ich gehe an das Geſchäfft der Erläuterung, das iſt, ich trenne das Unlautere, Fremdartige, Zufällige von ihm, und ſtelle ſeinen weſentlichen Karakter in ſeiner Lauterkeit dar. Dadurch habe ich ſchon mehreres gewonnen für den Akt der Erklärung, der Darſtellung der einzelnen Merkmale, der Beſtimmungen, die den Begriff und ſeinen Gegenſtand konſtituiren, auf welche die Reflexion ſich richtet. Hier geht das Licht vom innern Wege aus auf den Gegenſtand.

Die deutſche Sprache iſt feſt in ihrem Gange, ſie ſchwankt nicht unſichern Trittes; ſie hat für beſtimmte Denkhandlungen nur einen Ausdruk, aber den einzig möglichen, den ſie feſthält. Wer einen gebildeten Ausländer die deutſche Sprache lehren will, muß mit ihm philoſophiren. Die metaphyſiſche Frage über den Unterſchied des Verſtandes und der Vernunft entſcheidet ſchon die Sprache. Der Verſtand iſt das Vermögen, das uns die Dinge als ſtändige Weſen, unabhängig von den Anſchauungen,

hinſtellt. Durch Vernunft vernehmen wir unſer Inneres. Der Verſtand alſo führt uns in die ſtehende Außenwelt, die Vernunft offenbart uns die ewigen Geſeze der Gedankenwelt. Die lateiniſche Bezeichnung, ratio, drükt mehr eine beſondere Geiſteshandlung, das Entwerfen und Vernehmen der Verhältniſſe aus; das iſt zu einſchränkend, und gilt eher dem Verſtande als der Vernunft, dem Vermögen des Selbſtbewußtſeyns.

Fichte leitet Empfinden von in ſich finden, ein Fühlen mit Bewuſtſeyn, her; und ſo enthielt das Wort ſchon die ſchwere Erklärung. Ob Meinung von Mein herkommt, wage ich nicht zu behaupten. Aber wahr iſt, daß Meinung ein Urtheil iſt, das bloß mein Bewußtſeyn beſtimmt, und das ich Andern als allgemein gültig nicht anmuthen kann.

Die deutſche Sprache unterſcheidet das theoretiſche Bewußtſeyn von dem praktiſchen, und nennt lezteres vorzugsweiſe das Gewiſſen, andeutend, daß es der Siz des einzig Gewiſſen und abſolut Wahren, nämlich des Guten iſt. Die Bezeichnung dieſer Wurzel unſerer Perſönlichkeit, unſers höchſten Lebens, beſtimmt ſogleich, daß die Wahrheit von der Güte komme, die Erkenntniß von der Liebe, der geſunde Verſtand abhänge von dem reinen Herzen; und daß nur an dem moraliſchen Himmel der unbewegliche Polarſtern ſtehe, wornach in der Nacht der Ungewißheit, bei Stürmen des Zweifels, der Menſch den forſchenden Blik richten muß.

Die ſinnlichen Erſcheinungen ſchwinden wie ein Gaukelſpiel vor unſerer Seele vorüber. Im ewigen Fluſſe ſtrömen die Dinge, Begebenheiten; und wir und das Durcheinander machen den Forſcher um ſo mehr ſchwindeln, je höher er durch die Spekulation ſteht; er wird nothwendig Zweifler, wenn ihm der Engel des Lichtes nicht durch das Gewiſſen erſcheint.

Eben ſo ausdrukvoll und verſtändlich iſt die deutſche Sprache bei Bezeichnung der moraliſchen Seiten des menſchlichen Lebens und Thuns. Der vollkommene Menſch iſt bei dem eleganten Griechen, der überall auf die Annehmlichkeit der äußern Form zu ſehen durch ſeine Künſtler gewöhnt wird, der kalos kagathos. Die deutſche Sprache, ſchlecht und gerecht in Bezeichnung der verſchiedenen Schattirungen der äußeren Formen des tugendhaften Wandels, hat ihre Ausdrüke abgewogen, und der natürliche Wiz ihr ſprechende Aehnlichkeiten zwiſchen dem unſichtbaren Grunde des Moraliſchen und ſeiner ſichtbaren Erſcheinung zum Behufe der ſymboliſchen Bezeichnung entdekt.

Der griechiſche und römiſche Ausdruk der Tugend bezeichnet nur eine und oft ſehr zweideutige Erſcheinung derſelben, indeſſen der deutſche Name Tugend, von taugen, die Empfänglichkeit und Befähigung zu den Zweken der Menſchheit überhaupt, dem Begriffe eine Ausdehnung giebt, die angemeſſen iſt allen den verſchiedenen Lagen und Verhältniſſen, in denen ſich menſchliche Tugend offenbaren kann, durch entſchloſſenes Handeln ſowohl als durch geduldiges Leiden.

Man ſieht es den Ausdrüken an, daß die römiſche Moral mehr auf den Schein als auf den innern Grund ſah. Der Ausdruk honestum iſt in der lateiniſchen Sprache vollwichtig. Im Deutſchen übt der ehrliche Mann nur eine negative Tugend; er betrügt nur nicht, und hütet ſich vor der äußern Schande. Der redliche Mann ſteht über ihm. Es iſt auch hier Gleichförmigkeit der innern Geſinnung und des äußern Wandels deſſen, der ſie ausſpricht. Sein Thun iſt die Sprache, die Rede ſeines Herzens, keine Lüge, keine Falſchheit, Doppelzüngigkeit oder Doppelſinnigkeit; die Einfalt des Herzens ſich offenbarend durch das lebendige Wort,

Digitized by Google

die That. Die Erſcheinung der Redlichkeit iſt wie eine Rede, das iſt, ein verſtändiges, zuſammenhängendes Ganze von Sinn, Gehalt und Bedeutung. Der redliche Mann verläugnet nicht nur nicht ſeinen Karakter, er kann es auch nicht, vermöge der unzertrennlichen Einheit ſeines Innern und Aeußern, durch Freiheit, die für ihn Nothwendigkeit geworden iſt.

Die Rede iſt ein freies Werk des Geiſtes; aber ſie fodert Glauben an die Geſinnung des Sprechers, als ſey ſie ein nothwendiger Ausdruk deſſelben. Auf der höchſten Stufe ſteht der rechtſchaffene Mann. Der redliche Menſch iſt nicht immer von der Vorſehung in die Lage geſezt, das Gute und das Recht äußerlich erſcheinen zu laſſen. Wo und wann er kann das Recht herbei ſchaffen und es herrſchen machen, da iſt er der rechtſchaffene Mann; es ſey, daß er die Kraft des Guten in der Sinnenwelt auftreten läßt, oder daß er dem Antriebe des Böſen männlich widerſteht, und lieber zu Grunde geht als ſündigt.

In Bezeichnung des Betragens innerhalb des bloßen geſelligen Anſtandes, in Beziehung auf den Schein des Angenehmen, ohne Rükſicht auf den innern Gehalt, blieb die deutſche Sprache ihrem Karakter nicht minder getreu. Dem ungebildeten Kloze von Tölpel ſteht der artige Mann entgegen. Sein Betragen hat Form und Art, es richtet ſich nach den Geſezen des geſelligen Anſtandes; hat dieſe Art die feine Politur des Hofes (von ihrer ſchönen Seite), das heißt, iſt ſie gefällig, ohne Kriecherei gegen den Höheren, herablaſſend, ohne gnädigen Blik gegen den Niedern, ſo iſt es ein höflicher Mann. Iſt aber die Art höfiſch, das Betragen des Hofes von ſeiner häßlichen Seite, drukt ſie aus eine zuverſichtliche und Huldigung fodernde Darlegung

des Stolzes, ſo heißt ſie Hoffart *). Schwillt die Hoffart auf bis zur waſſerſüchtigen Unförmlichkeit, ſo heißt ſie Aufgeblaſenheit. Das Wort verräth ſchon den Dunſt und Wind, womit der Narr ſich dik macht.

Die Wurzel vom Worte Gemüth, dem Subjekte der Affekten und Leidenſchaften, iſt Muth; Muth, ohne Beiſaz, heißt nun in der Sprache nur das Gemüth in ſeiner ganzen Faſſung und Sammlung. In den zärteren, gleichſam weiblichen Formen erſcheint das Gemüth in der Anmuth, Demuth, Wehmuth, Großmuth; in reichern männlichen Formen bei dem Uibermuth, Hochmuth, Frohmuth u. ſ. w. Für das geiſtige Leiden, in wie fern es das Material für den Begriff liefert, hat die Sprache das Wort Sinn; und nach ihrem realiſtiſchen Grundſaz, das Maß der Thätigkeit des Geiſtes nach der Empfänglichkeit des Sinnes zu beſtimmen, braucht ſie das Wort in aktiver und poſitiver Bedeutung, als ſinnen, beſinnen, erſinnen. Die Worte Unſinn, Schwachſinn, Blödſinn, Wahnſinn (ein Sinn, der krank, mit Täuſchungen der Einbildung befangen iſt), Scharfſinn, Tiefſinn überheben uns der Mühe, ihre Gegenſtände zu erklären. Der Leichtſinn ſteht in der Grenze des Denkens und Handelns. Die praktiſche Unbedachtſamkeit, die das Wort ausdrükt, entſpringt aus der Gedankenloſigkeit, aus der Unaufmerkſamkeit, in Bezug auf den Werth und Gehalt der Vorſtellungen. Der Leichtfertige ſteht aber ganz im Gebiete des Moraliſchen; der Grund ſeines frechen Handelns liegt in der Unachtſamkeit auf die Stimme des Gewiſſens.

*) Leitet man Hoffart von Hochfahrt ab, ſo iſt das Wort eben ſo treffend und bildlich: Der Hochfärtige geht wie auf Stelzen, als führe er halb in den Lüften.

Sehr philoſophiſch benahm ſich unſere Sprache, daß ſie dem Wize eine eigne Benennung gab, von dem der Sinn kein Beſtandtheil iſt. Dieſes leichte muntere Spiel, womit die Einbildungskraft ſich ergözt, Aehnlichkeiten aufzufinden, die Erkenntniß an ſich aber nicht erweitert, hat nichts Eignes weder mit dem Scharfſinne, der Unähnliches trennet und ſcheidet, noch mit dem Tiefſinne, der bis zum Grunde des Weſens eindringt, noch mit dem genialiſchen Geiſte, der dem Begriff und der Gedankenreihe eine lebendige Seele einhaucht. Eine beſondere eigne Gabe, hat der Wiz auch ſein beſonderes eignes, von keinem andern abgeleitetes Wort. Der Uiberwizige wird endlich aberwizig, wenn die ungebundene Phantaſie in ungeheuern Sprüngen zu den entfernteſten Gegenſtänden eilt, ſie zuſammen in eine Geſellſchaft bringt, ſo daß die Vernunft nicht den leichteſten Zuſammenhang im Fluſſe der Vorſtellungen bemerken kann. Für das Talent des Wizes war die deutſche Sprache nicht wizig genug, des eignen Wurzelwortes zu entbehren, und durch einen geborgten Ausdruk einer ähnlichen äußern Handlung zu erſezen. Deſto glüklicher war ſie in der Bezeichnung des Verlangens, jenes wunderbaren Affektes, durch den das Gemüth ſich zu erweitern ſucht, die Gegenwart mit der Zukunft zu verbinden, und gleichſam ſeine Arme hinhängt, ausſtrekt gegen das entfernte Objekt, um es zu erlangen. Zwei nach den Lüften greifende Hände wären demnach das ſymboliſche Bild für eine deutſche Schule der zeichnenden Künſte. Dem Griechen giebt ſeine epithymesis und dem Lateiner das desiderium keinen Fingerzeig; und das ſymboliſche Bild, wie wir es in von Hemſterhuis Abhandlung, sur les désirs, finden, ein geflügelter Kinderkopf, mit in die Höhe gerichtetem Blik und einer Schlangenwindung um den Hals, iſt

Digitized by Google

eine Erfindung in ächt griechiſchem Geiſte, und reinplaſtiſch, ohne Bezug auf den Ausdruk der Sprache.

Alle Nationen, die geſchriebene Geſeze haben, unterſcheiden in ihrem Strafgeſezbuch zwiſchen Vergehen und Verbrechen; aber die deutſche Sprache allein macht eine Erklärung dieſer Begriffe und ihre Begrenzung überflüßig. Wer ſich vergeht, das iſt, verirrt auf dem Wege des Rechtes, iſt zu züchtigen für ſeinen Leichtſinn, ſeine Unachtſamkeit. Aber zu ſtrafen an Leib und Ehre iſt der Leichtfertige, Frevler, der Verbrecher, der mit Beſonnenheit und Gewalt die Schranken des Geſezes durchbricht, und verbricht in Dingen, die ihrer Wichtigkeit nach ſein Gewiſſen und ſeine Uiberlegung nothwendig anſprechen mußten. In unſerer Sprache iſt es nicht gleichgültig, welchen der beiden Ausdrüke man für eine oder die andere Art der Verſündigung gegen die bürgerliche Geſellſchaft wählen wollte. Die verſchiedenen Schattirungen und Grade des Treubruches der Unterthanen gegen die Obrigkeit erklären die deutſchen Ausdrüke durch ihre ſymboliſche Deutung. Der Auflauf iſt noch eine zweideutige Erſcheinung des bürgerlichen Ungehorſams, ſein Zwek hat ſich noch nicht beſtimmt. Iſt aber die Ruhe des Unterthanen unterbrochen, weil er ſich der Obrigkeit gleichzuſtellen drohet, ſo heißt es Aufſtand. Dieſer Aufſtand, fortdauernd, wird nothwendig tumultuariſch; die Bewegung wird ordnungslos; es heißt Aufruhr, eine Bewegung des Untern gegen das Staatsoberhaupt. Dieſer Aufruhr geht endlich über in Empörung, eine vollkommene Umkehrung der bürgerlichen Ordnung; das Volk ſteigt empor über das Oberhaupt, das unterdrükt wird. Wie unſinnbildlich ſind dagegen die lateiniſchen Worte **seditio**, und vollends **rebellio**. Freilich im Sinne der Römer, nach dem Leitfaden der Geſchichte von der Zunahme ihres Reiches, war

jede Unterwerfung Wirkung eines glüklichen Krieges, und der noch ſo ſpät folgende Verſuch, das Joch wieder abzuwerfen, war ein Gegenkrieg, rebellio. Aber nach dieſer Hobbeſiſchen Vorſtellungsart giebt es auch keine Pflicht des Gehorſams, und der geſellſchaftliche Vertrag gilt nicht einmal als regulative Idee.

Nach dem Berichte des Tacitus hat keine Nation die Würde und Heiligkeit der Ehe in ihren zarten, einzig möglichen perſönlichen Verhältniſſen aufgefaßt, und durch die That anerkannt, als die Germaniker. Wie verhielt ſich die Sprache? Ehe heißt Geſez, Geſez im vorzüglichen Sinne. In der Ehe leben heißt im Geſeze leben, das für beide Gatten gleich bindend, gleich unverbrüchlich iſt. Die Sprache ſchon entſchied die Fragen über die Gleichheit der ehelichen Rechte und über die Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes. Wie einſeitig und unbeſtimmt iſt dagegen matrimonium und mariage? Wie ſüß tönet im Deutſchen Minne und Liebe, der zärtlichſte Affekt, der das menſchliche Leben verſchönert! Aber ums Himmels willen, wie kommt das ſchwierige r und dumpfe o in die lateiniſche Benennung? Eine Gegenfrage: Wie kamen die erſten Römer zu Weibern? Der Raub der Sabinerinen giebt eben kein treffendes Symbol, den Wonnereiz der Liebenden ſinnlich darzuſtellen.

Die zwei Seiten eines Begriffes, den löblichen und tadelhaften, drükt die Sprache durch Veränderung der Endſylben aus; als: kindlich, kindiſch; weiblich, weibiſch; väterlich, altväteriſch; höflich, höffiſch; göttlich, abgöttiſch ꝛc.

Eine andere philoſophiſche Eigenſchaft der deutſchen Sprache iſt die Kürze des Ausdrukes, wo das Handeln und die Folge des Handelns in einem Worte begriffen ſind. Schnell iſt der menſchliche Gedanke; ſein äußerer Repreſentant, der Ausdruk, ſoll kurz ſeyn. Das menſchliche Handeln, als ſolches, hat einen Zwek, oder wenigſtens eine

Folge, nämlich das Hervorbringen von etwas, das nicht da iſt, oder das Vernichten von etwas, was da iſt. Jenes drükt die deutſche Sprache mit dem Vorworte: er, und dieſes mit dem Wörtchen: ver, aus, als z. B. ſeine Begnadigung erwirken, ſein Leben verwirken, Geld und Zeit verſpielen, die Zeit verleben, ſein Vermögen verleben, verthun; Vorzüge, die in andern Sprachen vermißt werden.

Ich ſchließe meine einzelnen Bemerkungen, die zu zerſtreut und unzuſammenhängend ſind, um den Namen einer Abhandlung zu verdienen, mit dem frommen Wunſche: Möge der gute Genius des menſchlichen Verſtandes, der ſich ſo ausgezeichnet ankündigt, in der Organiſirung der deutſchen Sprache es verhüten, daß ſie, im ſüdlichen Europa verdrängt, ſo viel verliere, als ſie im nördlichen, durch Erhebung zur Sprache des Hofes und des Gelehrtenſtandes, gewonnen hat!

Digitized by Google

IV.

Auszug aus der Geſchichte des rheiniſchen Bundes.

(Fortſetzung).

Nachdem wir die Lage, die Verfaſſung und die Thaten der einzelnen Städte am Rheine beſchrieben haben, kommen wir wieder auf die Begebenheiten zurük, welche auf den ganzen Bund Einfluß hatten. Zu der Zeit, als dieſe kleine Republiken mit mächtigen Herren für ihre Freiheit und Unabhängigkeit ſtritten, regierten zwei Fürſten an dem Rheine hinab, welche eben ſo klug in Entwerfung ihrer Plane, als kühn und tapfer in deren Ausführung waren, Balduin und Kuno von Falkenſtein. Beide waren Erzbiſchöfe von Trier, und beide zugleich die Adminiſtratoren der rheiniſchen geiſtlichen Kurthümer.

Nachdem Trier aus der alten fränkiſchen Monarchie zu einer freien Reichsſtadt übergegangen war, behaupteten ſeine Erzbiſchöfe darin vorzügliche Rechte. Das gemeine Weſen war zwar, wie jenes der übrigen rheiniſchen Städte,

Digitized by Google

durch einen Senat und Bürgermeiſter verwaltet, und in Zünfte abgetheilt; allein die Kurfürſten ſahen dieſe Vorrechte der Stadt als ein Geſchenk ihrer Vorfahren an. Darüber entſtand ein beſtändiger Streit zwiſchen den Bürgern und Erzbiſchöfen; und erſtere, unterſtüzt durch mächtige Nachbarn, führten öfter ihre Kriege mit Glük und gewaffneter Hand.

Zu der Zeit hatte kein auswärtiges Fürſtenhaus einen größern Einfluß auf die Stadt und auf das Domkapitel, als das der Luxemburger. Mehrmale mußten die Erzbiſchöfe ihre Waffen gegen ſie ergreifen, und ſie aus ihren Ländern vertreiben; aber bei jeder neuen Biſchofswahl herrſchten ſie wieder mit verſtärkter Kraft in der Stadt und in dem Lande. Nach langen Unruhen und zwieſpaltigen Wahlen gelang es endlich denſelben, einen Fürſten aus ihrem eignen Hauſe auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu erheben, und dieſer war Balduin, welcher bald den ganzen Rheinſtrom beherrſchte. Liſtig und geſchmeidig in Unterhandlungen, aber kühn und tapfer in den Fehden; ſtolz und gebieteriſch gegen ſeine Feinde, aber großmüthig und belohnend gegen die, welche ihm wohlwollten; ſparſam und pünktlich in ſeiner Verwaltung, aber prächtig und freigebig an ſeinem Hofe, hat er die meiſten geiſtlichen Staaten an dem Rheine unter ſeine Herrſchaft gebracht, und ſie ihren Feinden und Nachbarn fürchterlich gemacht.

Er zeichnete gleich den Anfang ſeiner Regierung dadurch aus, daß er derſelben Gehorſam und Ehrfurcht zu verſchaffen wußte. Der Adel war damals noch im Beſize wichtiger Vorrechte; und die Städte, durch den rheiniſchen Bund geſtärkt und kühn gemacht, ſtrebten nach einer gänzlichen Unabhängigkeit. Dieſer Geiſt des Widerſpruchs war um ſo mehr in dem Erzſtifte von Trier zu befürchten, weil dort die Kurfürſten durch Landſtände beſchränkt waren, und die

Digitized by Google

Städte Trier, Coblenz, Limburg, Boppart und Weſel kaum die Herrſchaft ihrer Biſchöfe anerkennen wollten. Da Balduin befürchten mußte, daß Trier, als die Hauptſtadt ſeines Erzſtiftes, das Herz ſeiner Macht ſchwächen könnte, ſo ſchrekte er zuerſt deſſen Bürger durch ſein Waffenglük, dann gewann er ſie durch verſchiedene Privilegien, welche er ihnen bei den Kaiſern erwirkte.

Die Adlichen ſahen dieſe Demüthigung der Bürger anfänglich mit Wohlgefallen an, weil ſie deren Freiheiten und Bündniſſe haßten; da aber Balduins Macht dadurch täglich größer und fürchterlicher geworden war, ſo ergriffen ſie endlich ſelbſt die Waffen, um dieſe zu beſchränken. Die Edlen von Elz, von Ehrenberg, von Waldek und von Schöneck ſtellten ſich an die Spize der trierſchen Ritterſchaft. Sie verſammelten um ſich her ihre reiſigen Knechte, befeſtigten ihre Schlöſſer und Burgen, und wollten einem Kurfürſten trozen, welcher bereits ſein Anſehen am ganzen Rheine befeſtigt hatte. Bei dem erſten Ausbruche ihres Aufſtandes rükte ihnen Balduin ſogleich mit ſeinen marſchfertigen Truppen entgegen, nahm ihnen ihre Schlöſſer weg, und baute ihnen zum Troz die Veſten Wildenau und Baldenelz, welches leztere ſeinen Namen erhielt.

Während der Zeit der muthige Kurfürſt ſeine innern Feinde bekämpft und gedemüthigt hatte, ließ er ſeine ſiegreichen Waffen die äußern fühlen. Die Pfalzgrafen, die Grafen von Sponheim, von Wied, von Sayn, von Weſterburg und von Iſenburg beneideten ſeine Größe und ſein Glük. Sie fielen öfter ſeine Länder und Unterthanen an, und erſtere rüſteten ſich, um ihn mit geſammter Macht zu bekriegen. Balduin war aber zu vorſichtig und bereitet, als daß er erſt den Angriff hätte abwarten ſollen. Er rükte vielmehr mit ſeinen rüſtigen Truppen in ihre eignen Länder ein, nahm Kreuznach,

Sprendlingen, Sponheim und andere Ortſchaften mit bewaffneter Hand hinweg, und würde in ſeinen Siegen und Eroberungen noch weiter gegangen ſeyn, wenn ihn nicht ſeine Nichte, die Gräfin von Sponheim, zurükgehalten hätte.

Dieſe edle Frau, eine geborne von Falkenburg, war während der Fehde in dem Schloſſe Kaſtelaun eingeſperrt, welches Balduin ſo eben belagerte. Die Truppen des Erzbiſchofs hatten ſchon die Feſtung umgeben, Geſchüz und Sturmbalken waren gegen ſie gerichtet, ſieggewohnte Soldaten ſtunden bereit, den Sturm zu beginnen, als die Gräfin, mit blaſſem Angeſichte, mit Thränen in den Augen und umgeben von ihren Kindern, von der Burg herab dem aufgebrachten Erzbiſchofe entgegen kam. Sie warf ſich ihm zu Füßen, und redete ihn mit folgenden Worten an: »Ehrwürdiger Vater! wollt ihr euer Schwert gegen eure eigne »Familie, gegen euer eignes Blut wenden, welches ihr vielmehr ſchüzen ſolltet? Sehet hier eure Nichte, ſehet hier »die Kinder eurer Baſe, es ſind eure Blutsverwandte. »Schont meiner! ſchont ihrer! Es iſt ja doch ſo groß, Andre »zu retten.« Dieſe Worte beſänftigten den ſiegenden Fürſten. Er zog von dem Schloſſe weg, und wandte ſeine Waffen auf das rechte Rheinufer, wo die Grafen Reiner und Johann von Weſterburg ſeine Länder und den Fluß unſicher gemacht hatten. Er nahm ihnen ihre Burgen weg, zerſtörte einige, und ließ ihnen zum Troz neue Feſtungen bauen, welche, wie Baldenelz, von ſeinem Namen Baldenſtein und Baldeneck genannt wurden.

Dieſe herrliche Thaten machten ihn am ganzen Rheine herab geehrt und gefürchtet. Die Hochſtifter von Mainz, von Cölln, von Speier, von Straßburg und von Metz ſuchten um ſeinen Schuz nach, und die Kapitel von Mainz, Speier und Worms wählten ihn zum Admini-

Digitized by Google

ſtrator ihrer Länder. Balduin herrſchte auf dieſe Weiſe von der Schweiz bis nach Holland.

Zu dieſer Zeit wurde Kaiſer Albert II. durch ſeinen Vetter Johann ermordet, und dadurch der kaiſerliche Thron erledigt. Dies war für den klugen Erzbiſchof ein zu erwünſchter Fall, als daß er ihn nicht zur Vergrößerung ſeines Hauſes und der geiſtlichen Staaten hätte benuzen ſollen. Als Kronbewerber meldeten ſich Albrechts Sohn, Friedrich von Oeſtreich, Eberhard von Wirtemberg, der Pfalzgraf Rudolph und andre Fürſten. Unter ihnen ſchien Erſterer die meiſten Anſprüche machen zu können; denn er war des großen Rudolphs von Habsburg Enkel und des ermordeten Kaiſers Sohn und Erbe. Allein ſein Vater hatte ſich durch ſeine ſtrenge Regierung und den Krieg, welchen er gegen die rheiniſchen Kurfürſten führte, bei dieſen verhaßt gemacht, und Balduin war deren Seele und Oberhaupt. Er ſuchte daher ihre Stimmung zu benuzen, und ſie zu der Wahl ſeines Bruders, Heinrichs von Luxemburg, zu bewegen.

Zwiſchen Boppart und Coblenz fließt der Rhein an vier Ortſchaften oder Städtchen vorbei, wovon jedes von dem andern kaum eine Viertelſtunde entfernt iſt, und einem andern der rheiniſchen Kurfürſten gehörte. Braubach war ein pfälziſches Lehen, Lahnſtein war mainziſch, Renſe köllniſch und Kapellen trieriſch. Es ließ ſich hier in der Mitte des Rheins ein Punkt auffinden, wo die in einem Schiffe fahrenden Kurfürſten jeder auf ſeinem eigenen Gebiete mit dem andern ſprechen konnte. Unter dieſen vier Städtchen wählten die rheiniſchen Kurfürſten Renſe zu dem gemeinſchaftlichen Orte ihrer Zuſammenkünfte. Um ihre Macht noch mehr zu beurkunden, bauten ſie nahe bei dieſem Städtchen, auf einem angenehmen, von hohen Bäumen beſchatteten Plaze, eine ſteinerne achtekige Bühne, und nannten ſie

Digitized by Google

den Königsſtuhl, weil hier über das Reich geſchaltet und gerichtet werden ſollte. Es waren darauf acht Size, nämlich für den Kaiſer und die ſieben Kurfürſten angebracht, und was man zuvor durch beſondere Unterredungen ausgemacht hatte, wurde izt hier in feierlicher Form abgethan. Seit dem Tode Friedrichs II. war die Reichsgewalt und der Reichsapfel ein Spielball der rheiniſchen Kurfürſten geworden, und des Erzbiſchofs von Mainz, Gerhards II., Worte ſchienen keine Prahlerei mehr, wenn er ſagte, er habe noch mehr Kaiſer in ſeiner Taſche ſteken.

Auf dieſem Königsſtuhle bei Renſe verſammelte Balduin die Kurfürſten, und vermogte ſie, ſeinen Bruder Heinrich zum Kaiſer zu erwählen. Der neue Kaiſer entſprach den Hoffnungen, welche man von ihm gegeben hatte. Von Haus aus zu wenig mächtig, als daß er die Eiferſucht der Großen hätte erregen können; aber unterſtüzt von Balduin und den geiſtlichen Kurfürſten zog er die Kräfte der deutſchen Nation wieder nach Italien und Rom hin, wo ſeit der Friedriche Zeiten kein Kaiſer mehr gekrönt wurde. Die Fürſten, die Biſchöfe und die Städte gaben ihm Mannſchaft und Geld, und ſein Bruder, der Erzbiſchof, begleitete ihn mit ſeiner ganzen Macht. Heinrich zog zwar ſiegreich in Rom ein, und wurde durch des Papſtes Legaten gekrönt; allein bald fand er dort überall Waffen gegen ſich im offenen Felde und Gift ſelbſt unter den heiligen Hallen der Kirche. Er ſtarb in der Stadt, wo er die alte Kaiſerwürde wieder herſtellen wollte. Seine Regierung gieng aber nicht für den Vortheil ſeines Hauſes und die geiſtlichen Staaten verloren. Er erwarb die Krone von Böhmen ſeinem Sohne Johann, durch eine Vermählung mit Eliſabeth, der Erbin dieſes Königreichs, und gab dem Erzſtifte von Trier die freien Städte Weſel und Boppart als Reichspfänder. Nach dem Tode Heinrichs VII. wollten

der Erzbiſchof von Cölln und der Pfalzgraf Rudolph, welche die Macht des luxemburgiſchen Hauſes fürchteten, Friedrich von Oeſtreich auf den Thron erheben. Balduin aber, unterſtüzt von Peter von Mainz, welcher zuvor ein Arzt und Freund ſeiner Familie war, und ſeinem Vetter Johann, dem er die Krone von Böhmen verſchafft hatte, wählten Ludwig von Baiern. Dieſe Wahl verurſachte einen bürgerlichen Krieg. Balduin und Peter ließen ihre Truppen zu jenen ihres Günſtlings ſtoßen, und lagerten ſich mit ihm in großen Haufen von dem Schloſſe Scharfenſtein im Rheingaue an über Wiesbaden bis auf das Wahlfeld von Frankfurt, welches man das Klapperfeld nennt. Friedrich der Oeſtreicher kam mit dem Pfalzgrafen, der Ludwigs Bruder war, und den andern Fürſten ſeiner Parthei gegen Sachſenhauſen. Dem Kurfürſten von Cölln hatte Balduin den Weg verſperrt. Sowohl Ludwig als Friedrich wurden, jeder von ſeiner Parthei, gewählt; da aber Erſterer die Stadt beſezt hatte, ſo rief ihn der Erzbiſchof von Mainz ſogleich auf einem prächtigen Gerüſte zum Kaiſer aus.

Als Friedrich dieſe Handlung vernommen, zog er mit ſeinem Heere über den Main, umgab den obern Theil der Stadt mit ſeinen Truppen, und foderte von den Bürgern, eingelaſſen zu werden; dieſe aber, unterſtüzt von der baieriſchen Parthei, verſchloſſen ihm ihre Thore, und beſezten ihre Thürme und Wälle mit hinlänglicher Mannſchaft. So ſtunden beide Heere eine Zeitlang einander im Angeſichte, bis ſie der Mangel an Lebensmitteln zum Abzuge nöthigte. Sie ſuchten beide mit gewaffneter Hand Achen zu erreichen, um ſich krönen zu laſſen. Ludwig aber war Friedrich durch Hilfe Balduins zuvorgekommen, und erhielt die Krone von jenem Erzbiſchofe, welcher ihn auf den Thron erhoben hatte.

Digitized by Google

Der liſtige Balduin hatte Ludwig nur darum zum Kaiſerthume befördert, um die Oeſtreicher davon zu verdrängen; ſobald aber jener dieſen bei Mühlberg geſchlagen und gefangen hatte, dachte er vielmehr darauf, die Krone ſeinem Hauſe wieder zuzuwenden, und dieſes konnte ihm um ſo mehr izt gelingen, weil der Kaiſer ſich durch ſeine Römerzüge den Haß der Päpſte und durch ſeine Begnadigung der Städte den Widerwillen der Fürſten erwekt hatte. Da die Kurfürſten am Rheine an ſein Machtwort ſchon lange gewöhnt waren, ſo rief er ſie noch einmal auf den Königsſtuhl bei Renſe zuſammen, und ließ ſeinen Vetter, Karl von Böhmen, ſtatt Ludwig zum Kaiſer wählen.

Dieſe Wahl genehmigten aber nur die geiſtlichen Kurfürſten am Rhein und jener von Sachſen; die übrigen blieben Ludwig bis zu ſeinem Tode getreu, und ſezten ſeinen Feinden, als er geſtorben war, Günther, Graf von Schwarzenburg, entgegen, wodurch denn der bürgerliche Krieg fortgeſezt wurde.

Gleich nach dieſer Wahl zogen Balduin und ſein Vetter Karl ein mächtiges Heer auf dem linken Rheinufer zuſammen, und bedrohten den Neugewählten aus Frankfurt zu treiben. Dieſer aber lagerte ſich mit ſeinem Anhange von dem Maine bis zu dem Rheingaue herab, und erwartete den Angriff ſeiner Gegner. Indeſſen hatte Karl den Pfalzgrafen von Günthers Parthei abgezogen, indem er deſſen Tochter ehelichte; und Günther erkrankte ſchnell zu Eltvill, wo er ſo eben ſein Heer anführen wollte. Er mußte ſich, dem Tode nahe, nach Frankfurt bringen laſſen, wo er kaum noch Zeit hatte, ſich mit ſeinem Gegner auszuſöhnen. Er überließ Karl die Krone unter vortheilhaften Bedingniſſen für ſeine Familie, und ſtarb, von ſeinen Freunden bedauert, von ſeinen Feinden verehrt in der Stadt, wo er neben einem

Throne auch ſein Grab fand. So brachte Balduin noch einmal die Krone Karls des Großen auf ſein Haus.

Nachdem der kluge Fürſt auf dieſe Weiſe die Macht ſeines Hauſes und ſeiner Staaten befeſtigt hatte, wollte er auch den Frieden durch Geſeze erhalten. Auf dem Königsſtuhle zu Renſe gründete er den Kurverein, aus welchem hernach die goldene Bulle als ein allgemeines Reichsgeſez hervorgegangen iſt. Er befeſtigte ſeine Burgen, und ließ deren neue anlegen, wovon mehrere, wie wir gehört haben, ſeinen Namen trugen. Zu Coblenz baute er eine Brüke über die Moſel, und Ehrenbreitſtein ſtärkte er durch neue Bollwerke. Den Adel des Erzſtiftes wußte er durch Waffen, die Bürger durch Geſeze in Ordnung zu halten. Selbſt auf hohen Schulen gebildet, ließ er für ſeine Staaten ein Geſezbuch verfertigen, wornach gerichtet werden ſollte. »Die vorzüglichſte Tugend,« ſagte er im Eingange, »iſt die »Gerechtigkeit, welche jedem das Seinige zutheilt, die Ver»brechen zurükhält, die Fehler verbeſſert, und ſelbſt zu neuen »Tugenden entflammt.« Er theilte ſein Gebiet in Aemter und Gerichte ein, und vermehrte es theils durch Waffen, theils durch Verträge mit neuen Schlöſſern und Diſtrikten. Uiber alle ſeine Einkünfte, Lehen und Gerechtſame ließ er ſich ein genaues mit den Urkunden belegtes Verzeichniß machen, wovon er ein Exemplar dem Domkapitel, ein anderes ſeiner Kammer mittheilte, und ein drittes für ſich ſelbſt in ſeinem Kabinette hielt. Durch dieſe kluge Verwaltung hatte er die trierſchen Länder um ein Drittheil, ſeine Einkünfte um die Hälfte vermehrt; Ordnung und Pracht herrſchte an ſeinem Hofe; Feſtungen und Truppen ſchüzten ſeine Staaten; Thätigkeit und Pünktlichkeit belebten ſeine Beamten, und ſein Name wurde an dem ganzen Rheinſtrome geehrt oder gefürchtet. In ſeine Fußtapfen trat Kuno von Falkenſtein,

welchen ſein Nachfolger Boemund zu ſeinem Koadjutor, und folglich zum künftigen Erzbiſchof und Kurfürſten, gewählt hatte.

Wie Balduin zeitlich Kurfürſt von Trier und Verwalter der Hochſtifter von Mainz, Speier und Straßburg war, ſo regierte Kuno die drei geiſtlichen Kurthümer Mainz, Trier und Cölln faſt zu gleicher Zeit. Der ganze Rhein von Speier bis nach Holland ſchien ſeiner Herrſchaft und ſeinen Waffen unterworfen zu ſeyn. Ehe er Erzbiſchof von Trier geworden war, hatten ihn die Domherren von Mainz zum Verwalter ihres Erzſtiftes gewählt. Auf dieſer Stelle zeigte er ſchon alle die großen Eigenſchaften, wodurch er hernach ſo fürchterlich wurde. Durch kluge Sparſamkeit tilgte er die Schuldenlaſt, wodurch der Mainzer Kurſtaat bedrükt wurde. Er bekriegte die Landgrafen von Thüringen und Heſſen, welche die Mainzer Länder angefallen hatten, und zwang leztern zu Entrichtung von tauſend Mark jährlichen Tributs. Als der Papſt dem gebannten Erzbiſchofe Heinrich Gerlach von Naſſau entgegengeſezt hatte, vertheidigte er nicht nur des Erſtern Rechte, ſondern er fiel mit gewaffneter Hand ſelbſt in die naſſauiſchen Länder ein, und verwüſtete deren Feſtungen und Städte.

Durch dieſe Unternehmungen hatte er ſich ſeinen Feinden ſo fürchterlich gemacht, daß ſie ihn im offenen Felde nicht mehr anzugreifen wagten; ſie nahmen daher ihre Zuflucht zu Hinterliſt und Verſchwörungen, und wollten ihn unbewaffnet gefangen nehmen oder aus dem Wege ſchaffen. Zweimal wurde er alſo in ſeinem Bette überfallen, einmal durch Ulrich von Cronberg und einmal durch die Bürger von Bingen, welche Gerlach gewonnen hatte; allein in beiden Fällen rettete ſich Kuno durch einen kühnen Sprung aus dem Fenſter nach der feſten Burg Ehrenfels.

Von hier herab konnte er ſehen, wie die von Bingen das über ihrer Stadt gelegene Schloß Klopp belagerten,

Digitized by Google

welches er mit ſeinen Truppen beſezt hatte. Er konnte den Belagerten Zeichen geben und von ihnen empfangen. Er konnte hier alle Bewegungen bemerken, welche man gegen die Feſtung unternahm.

Als er einsmal bei Nacht ſchlaflos in ſeinem Bette lag, hörte er ein ſeltſames Geräuſch über dem Rheine ſchallen. Sogleich ſprang er an ein Fenſter, um von da herab zu beobachten, was es zu bedeuten habe. Da hörte er nun das Geklirr der Waffen, das Geſchrei der Bürger, das Zurufen der Hauptleute; und als er daraus ſchloß, daß man gegen Klopp einen nächtlichen Uiberfall wagen wollte, ſezte er ſogleich mit einem Trupp entſchloſſener Krieger über den Rhein, rükte mit ſchnellen Schritten zur Feſtung heran, und war unter den Reiſigen der Erſte, welcher in den Graben ſprang, um den Belagerten Hilfe zu bringen.

Er übernahm hierauf ſelbſt die Vertheidigung der Burg, ſchlug die überraſchten Bürger in ihre Stadt zurük, drang ſiegreich in die Thore ein, und bändigte endlich eine Gemeinde, welche gegen ihn die Waffen ergriffen hatte.

So berühmt und fürchterlich hatte ſich Kuno gemacht, als er ſeinem Gegner Gerlach, durch Vermittelung Kaiſer Karls IV., das mainziſche Kurthum überließ, um die Verwaltung des trierſchen zu übernehmen. Da er in ſeinen bisherigen Unternehmungen eben ſo viel Klugheit als Tapferkeit bewieſen hatte, ſo nahm ihn, wie wir gehört haben, der Erzbiſchof von Trier, Boemund, zu ſeinem Gehilfen an. Das erſte Unternehmen ſeiner Regierung war, daß er, wie ſein großer Vorfahr Balduin, den Raubadel und die rebelliſchen Bürger bändigte.

Mit Hilfe des Herzogs von Luxemburg bekriegte und beſtrafte er einen Ritter, welcher die ganze Gegend mit einem Haufen zaumloſer Buben unſicher machte. Die Bürger von Trier mußten ihm, vermöge eines kaiſerlichen Macht-

ſpruchs, jährlich 3000 Pfund Heller entrichten. Er zwang die Grafen von Wied und von Iſenburg, daß ſie ihm Driersdorf und Engers überlaſſen mußten, und legte allda Feſtungen an, wovon leztere ſeinen Namen Kunoengers trug. In Limburg erwarb er ſich zuerſt das Stadtvogteirecht, dann die Herrſchaft ſelbſt. Kaiſer Karl IV. gab ihm den gänzlichen Beſiz der wichtigen Feſtung Hammerſtein; und König Wenzel, als Herzog von Luxemburg, die Herrſchaft Schöneken. Die Domherren von Cölln wählten ihn, wie jene von Mainz, zum Adminiſtrator ihres Erzſtiftes, und er wußte es gegen innere und äußere Feinde zu ſtärken und zu ſchirmen. Da ſein Alter nicht mehr zuließ, ſeine Länder mit eigner Kraft zu verwalten, gab er ſich ſelbſt einen Koadjutor, und ſtarb auf dem Schloſſe Kunoburg, ober Welmich, welches er ſelbſt erbaut hatte.

In dem ſchauerlichen Rheinthale, unter St. Goar, ſieht man die Trümmer dieſer Burg. Sie ſtehen noch, und trozen der Zeit, wie das Andenken ihres Erbauers, des großen Kuno. Von ihm ſagt die Limburger Kronik: »Es war Herr »Kuno ein herrlicher ſtarker Mann, wohlgeſtalt von Leib und »groß von allen Gliedern. Er hatte ein groß Haupt, mit »einem ſträubigen weiten und braunen Haar; ein breites »Angeſicht mit pauſenden Baken, einen ſcharfen männlichen »Blik, einen beſcheidenen Mund, die Lippen gewiſſermaßen »dik, die Naſe breit mit geronnenen Naſenlöchern; ſie war »in der Mitte eingedrukt, mit einem großen Kinn und einer »hohen Stirne. Er hatte auch eine breite Bruſt, und ſtund »auf ſeinen Beinen wie ein Löwe. Er hatte gütliche Gebehrden gegen ſeine Freunde und jeden ſeiner Unterthanen; »wenn er aber zornig wurde, dann ſchlotterten und pauſeten »ihm die Baken, und das ſtund ihm weislich und herrlich »wohl an, wie Meiſter Ariſtoteles ſpricht:

Digitized by Google

»Wer nicht zuweilen zürnen kann,
»Der iſt ein Narr, kein weiſer Mann.«

So groß und herrlich nun die Regierung dieſer beiden Fürſten an dem Rheine glänzte, ſo gefährlich war ſie der Freiheit der rheiniſchen Städte. Balduin und Kuno handhabten zwar mit kräftiger Hand den Frieden und die Gerechtigkeit in ihren Ländern und Gegenden; allein ſie haßten alle Vorrechte der Bürger und des Adels, wenn ſie ihre Gewalt zu beſchränken ſchienen. Als die Bürger von Trier ihre Verfaſſung und Freiheiten gegen ſie behaupten wollten, ſchrekten ſie dieſe durch Waffen und kaiſerliche Machtſprüche. Die Bürger von Mainz und Erfurt fürchteten den gewaltigen Sinn Balduins, und verſchloſſen ihm ihre Thore, als ihn die Domherren zum Verwalter gewählt hatten. Er aber umgab ihre Stadt mit einem ſtarken Heere, und zwang ſie, ſeine Herrſchaft anzuerkennen, und legte bald hierauf zu Eltvill am Rhein und Flörsheim am Main Bollwerke an, wodurch er ſie und ihren Handel beſtändig in den Händen hatte. Als die Bürger von Weſel und Boppart ſeine Herrſchaft nicht dulden wollten, ſchrekte er erſtere durch einen kühnen Uiberfall, und lezteren ſtekte er die Vorſtadt an, daß ſich beide ergeben mußten. Kuno behauptete das Vogteirecht in Limburg mit Klugheit, und die Sicherheit ſeiner Grenzen durch Waffen und Feſtungen. Als die Domherren von Cölln ihn zum Adminiſtrator ihres Erzſtiftes gewählt hatten, wußte er die Bürgerſchaft dieſer anſehnlichen Stadt, welche über zwei Jahrhunderte lang mit ihren Erzbiſchöfen für ihre Freiheit gekämpft hatte, im Zaume zu halten; und als die Bürger von Andernach ſich empört hatten, und nach ihren alten reichsſtädtiſchen Rechten ſtrebten, umgab er ihre Stadt mit ſeinen ſieggewohnten Truppen, und zwang ſie zum Gehorſam gegen den erzbiſchöflichen Stuhl. Wenn mehrere ſolcher Fürſten auf einander gefolgt wären, wie

Digitized by Google

Balduin und Kuno, ſo würden bald alle alte Reichsſtädte am Rheine ihre Freiheit verloren haben. Uiberhaupt iſt die mittlere Geſchichte des Rheins darum ſo merkwürdig, weil man, was ſonſt in der ganzen Weltgeſchichte nicht angetroffen wird, geiſtliche und weltliche Regierung, Fürſten- und Republikengeiſt, Reichsſtandſchaft und Kaiſerthum im ſeltſamſten Kontraſte findet. Gemeine Zünfte ſtritten gegen ihren Senat, dieſer gegen ſeinen Biſchof, welcher zu gleicher Zeit Fürſt war, und dieſer wieder gegen Kaiſer und Papſt. Das deutſche Reich enthielt das Fürſtenthum, dieſes die bürgerliche Gemeinde und Republik, und dieſes wieder die Zünfte, und alles war ſo bunt gemiſcht und ſo ſonderbar neben einander geſezt, daß jedes doch ſeine einzelne Selbſtſtandigkeit behaupten konnte. Man ließ zwar noch Kaiſer und Reichstäge, Gerichte und Grafſchaften, wie zu den Zeiten Kaiſer Karls des Großen, beſtehen; allein das rheiniſche Gebiet war in hundert kleine Herrſchaften zerſtükelt, welche unter ſich kein anderes Geſez erkannten, als das ihnen Liſt und Kraft vorſchrieb. Dieſe Epoche iſt einzig in der Weltgeſchichte. Mitten unter einer allgemeinen Verwirrung entſtehen Verfaſſungen und Republiken, welche jenen der alten Griechen und Römer an die Seite geſezt werden könnten; und unter den liſtigen Ränken der Pfaffen und Demagogen muß man die großen Thaten der Helden und Patrioten bewundern, welche ſich ihrem Vaterlande opfern. An die freien Republiken der Städte grenzen die eiſernen Raubſchlöſſer der Ritter, an das Gebiet eines Kloſters die Herrſchaft eines Grafen; und wo der geiſtliche Staat eines Biſchofs aufhörte, fieng jener eines weltlichen Fürſten an. Hier ſieht man flammende Scheiterhaufen für Kezer und Hexen, dort liebevolle Hoſpitäler für Arme und Kranke errichten. Indeſſen wilde Krieger die Felder und Dörfer verwüſten, treiben arbeitſame Bürger Gewerbe und Handel; und während ein

Digitized by Google

Theil der Mönche den finſterſten Aberglauben predigt, klärt der andere das Volk durch Wiſſenſchaften auf. Das kriegeriſche Schwert der Fürſten glänzt neben dem friedlichen Hirtenſtabe des Biſchofs; zwiſchen den blutigen Reihen der Geißelmänner ſchlangen ſich frohe ſchöne Geſtalten zum Tanze, und unter dem dumpfen Chorgeſange der Klöſter erſchallten die lieblichen Lieder der Minneſänger.

Das häusliche Leben war nicht minder mannigfaltig, als das öffentliche. Treue ehelige Liebe wechſelte mit Buhlerei und Galanterie, kluge Wirthſchaft mit Müßiggang und Räuberwerk, ritterliche Turniere mit buntem Poſſenſpiel, und ſchöne romantiſche Sage mit groben Zoten und Trinkgelagen. Alles im Kampfe, alles im Ringen, alles im Streben; Ränke an Ränke, Fehden an Fehden, Aufruhr an Aufruhr, und das Ganze doch zuſammengehalten durch Kaiſerthum und chriſtliche Religion. Der Geiſt dieſer Zeit ſpricht ſich nicht deutlicher, als in ſeinen Gebäuden aus. Da ſteht der hohe Münſter, mit tauſend und tauſend Säulen, Geſimſen, Bögen, geiſtlichen und weltlichen Bildern in den mannigfaltigſten Verſchlingungen ausgeführt, und ſtreckt ſein Haupt über die Wolken. Dieſes Zeitalter erſcheint wie eine große Werkſtätte eines neuen Heldengeiſtes, der nach hohem Ziele ſtrebte; oder wollte man ihm ſeinen Aberglauben, ſeine Anarchie und ſeinen Fehdegeiſt zu hoch anrechnen, ſo leſe man die Heldengeſchichte der Griechen. Wo findet man in der mittlern Geſchichte des Rheins ſo viele Schand- und Gräuelthaten, als in jener des griechiſchen Agamemnons? Die Geſchichte dieſes einzigen Heldenhauſes iſt eine ekelhafte Reihe von Ehebruch, Blutſchande, Vater- Gatten- und Geſchwiſtermord.

V.

Ein Bruchſtük aus meinem Leben.

Erſter Brief.

Sie wünſchen, meine theuerſte Freundin, einige Notizen über mein früheres Leben, meine Kindheit und Jugend im Schattenriſſe, weil, wie Sie vermuthen, ich zu einem Gemählde derſelben weder Zeit noch Luſt haben würde. Einen Theil Ihres Wunſches will ich mit Vergnügen erfüllen; aber auch nur einen Theil, weil ich nicht eitel genug bin, zu glauben, mein Leben, das weder große Ereigniſſe zählt, noch mit beſonders wichtigen Begebenheiten zuſammenhängt, könne eine große Theilnahme erregen. Ich werde alſo nur in ſo weit von mir ſelbſt reden, als meine Bildung und mein Wirkungskreis mich auf Bemerkungen über den Geiſt und die Geſchichte der Zeit führen, in der ich gelebt habe. Man verzeiht es dem Menſchen, an dem man nicht einen beſondern Antheil nimmt, ſelten, wenn er von ſich ſelbſt

Digitized by Google

ſpricht. Unſre Eigenliebe kann ſich von den Autobiographien und Geſtändniſſen keinen andern Grund denken, als die Eigenliebe ihrer Verfaſſer. Sogar Cäſar und Friedrich II. glaubten von ſich in der dritten Perſon ſprechen zu müſſen, um dem Vorwurfe des Egoisms zu entgehen, an den das ewig wiederholte Ich zu ſehr erinnern könnte. Große Namen mögen, nach meinem Gefühle, von ſich in der dritten Perſon reden; aber ich zweifle, ob man es gemeinen verzeihen würde, wenn ſie das Beiſpiel jener Helden nachahmen wollten; mir wenigſtens käme dieſe angebliche Beſcheidenheit wie Anmaßung vor.

Ich kann nicht läugnen, daß es mich einige Uiberwindung koſtete, dieſes Bruchſtük aus meinem Leben zu ſchreiben. Welchen Antheil kann die Welt an dem Schikſal eines Menſchen nehmen, der mehr ſich als der Welt gelebt hat? Nur großen Namen geben wir ein Recht auf unſre Aufmerkſamkeit, und bei bedeutenden Menſchen allein wird uns, was ſie thun und ſagen, bedeutend. Wer die Erde mit dem Rufe ſeiner Thaten erfüllt, darf bei der Erzählung ſeines Schikſals auf ein geneigtes Gehör rechnen. Eine ausgebreitete Wirkſamkeit, ſie ſeye wohlthätig oder verderblich in ihren Folgen, giebt einen großen Ruf. Die Furcht flößet ſogar bei den meiſten Menſchen ein höheres und bleibenderes Intereſſe ein, als die Liebe, und ſie vergeſſen ihre Wohlthäter leichter als die ihnen Böſes thaten. Wenn das Gewitter donnernd und wetterleuchtend über die zitternde Erde geht, dann denkt die Menge an Gott, und ſinkt in den Staub, um den Furchtbaren anzubeten. Die Schönheit der auflebenden Natur im Frühling, wenn das fröhliche Leben aus dem Todesſchlafe erwacht, und die Erde ſich wie eine glükliche Braut ſchmükt vor dem freundlichen Blike des Himmels; der Uiberfluß des Sommers und der Reichthum des Herbſtes, und die ſtille, hehre Nacht, in der tauſend

und tauſend Sonnen in der Tiefe des Firmaments glühen, erinnern den Menſchen weniger an einen ewigen Gott, als der zürnende Donner und der wüthende Sturm. Dieſe Bemerkung iſt für unſer Geſchlecht nicht ſchmeichelhaft, aber ſie iſt wahr. Konſequente Herrſcher haben auch immer mit Erfolg auf ſie gebaut, wo nicht zum Glük ihrer Untergebenen, doch zu ihrer eignen Sicherheit. Man erzählt von ganzen Völkern, daß ſie nur dem böſen Geiſte und nicht dem guten opfern. Das iſt ſehr menſchlich; und der Dienſt derjenigen, die dem Teufel ihre Huldigung darbrächten, die ſie Gott verſagten, wäre jener nur mächtiger, iſt wohl ausgebreiteter, als uns Reiſebeſchreiber zu erzählen im Stande waren.

In meinem kleinen Kreiſe konnte ich der Welt ſo wenig Gutes als Böſes thun. Mit meinem beſcheidnen Looſe zufrieden wirkte ich, was ich vermogte. Der Ruhm unſrer Handlungen hängt mehr von dem Standpunkte ab, auf dem wir ſie thun, als von der Kraft und Anſtrengung, die ſie erfodern. Gewiß gehört mehr Muth dazu, ein ſchmerzenvolles Leben mit Geduld zu tragen, die tauſendfältigen Pflichten, als Vater, Gatte und Sohn mit gewiſſenhafter Treue zu erfüllen, als an der Spize eines Heeres in die feindlichen Reihen zu bringen; und doch iſt der größre Muth ruhmlos, wie gewöhnlich auch das größre, beſcheidene Verdienſt und die ſtille anſpruchloſe Tugend. Der Mann, der an einem weitgeſehenen Plaze glänzt, thut nichts unbemerkt; das Unbedeutende wird durch ſeine Stelle wichtig. Millionen Eichen ſtehen in den unermeßlichen Wäldern, ihren wirthbarlichen Schatten weit um ſich her verbreitend, den aber kein Wandrer ſucht; und ſie ſterben ungekannt und unbemerkt, wie ſo manche groſe Kraft des Menſchen, dem das Schikſal einen Wirkungskreis verſagte, während dem die Platane, welche frohe Zecher unter ihren dichtbelaubten

Aeſten ſammelt, der Gegenſtand der dichteriſchen Begeiſterung wird.

Und doch wollte ich lieber die unbemerkte Eiche, als die beſungene Platane ſeyn. Selten fand ich in der Geſellſchaft von Menſchen das innige Vergnügen, das meine ganze Seele füllte, mir keinen Wunſch mehr übrig ließ, mich an kein Bedürfniß erinnerte, welches ich ſo oft in der freien Natur empfand und noch empfinde. Von meiner früheſten Jugend an waren die ſchönſten Stunden meines Lebens, wenn ich bei der aufgehenden Sonne oder bei dem ſcheidenden Tage von einem Berge in das weite, offene Land ſah; bei dem Sturme, unter dem die Bäume ſeufzten, durch den einſamen Wald gieng; in einem Kahne, mit Wind und Wellen kämpfend, auf dem väterlichen Rhein ſchiffte, oder auf einer Anhöhe das Gewitter über mich ziehen ließ. Eine ſtille, ſternenhelle Nacht ſtillte alle Wunden, die der Schmerz des Tages geſchlagen oder wieder aufgeriſſen hatte, und in der freien Natur fand ich immer die Ruhe wieder, die ich im Gewühle eines von Bedürfniſſen und Leidenſchaften ſtürmiſch bewegten Lebens zu verlieren in Gefahr war. Daher zum Theil die treue, liebevolle Anhänglichkeit an ein Land, in welchem die todte Natur mich an die ſchönſten Genüſſe meines Lebens erinnert, an das herrliche Rheingau, das, ſchon ein Paradies für andre, für mich darum eines im doppelten Sinne ſeyn muß. In meiner frühern Jugend zog ich ganze Tage durch Wälder und über Berge, ohne eine andre Mahlzeit, als die ich leicht in meinem Sake nachtrug; und kam ich an eine ſchöne Stelle, von der ſich mir eine weite Ausſicht eröffnete, dann ruhete ich Stundenlang aus, auf dem Rüken liegend, den Blik gegen den Himmel gerichtet, an dem ſich die fliehenden Wolken jagten, wie in dem flüchtigen Leben die Verhältniſſe des Menſchen und die Menſchen ſelbſt. Da glaubte und fühlte ich mich einem hö-

hern Weſen näher, das die Welten und Generationen, den Menſchen wie den Wurm an ſeinem väterlichen Herzen voll ewiger Güte und Liebe trägt. Der einzelne Menſch verlor ſich in dem Weltall, ſein Daſeyn in der Ewigkeit, wie ein Tropfen im Meere. In ſolchen Augenbliken erhielt und befeſtigte ſich in meinem Gemüthe, was man im Unglük ſo ſchwer erhält: den Glauben, die Hoffnung und die Liebe, die dem guten Menſchen wenigſtens ſo nöthig ſind als dem guten Chriſten; dieſe Engel des Himmels, die, wo ſie wohnen, auch die Erde zum Himmel machen. Da ſah ich in das tiefe Gewuhl des Lebens voll Eitelkeit, Stolz, Herrſchſucht und Gelddurſt, ohne Haß und Neid; betrachtete mit demſelben Gefühle den Krieg der Ameiſen von verſchiedener Farbe und Größe, die ihr Schlachtfeld auf einer Erdſchelle finden, mit welchem ich den Kampf der Mazedonier mit dem perſiſchen Reiche, und der Spanier unter Cortez und Pizarro mit den unglüklichen Amerikanern las, oder einen Kometen auf ſeiner regellos ſcheinenden Bahn auf die Erde hätte ſtoßen geſehen. Sind es nicht Theile Eines großen Ganzen, in dem ſich alles nach denſelben Geſezen bewegt? Dieſe natürliche Stimmung meines Gemüthes befeſtigten zwei in meinem Leben höchſt wichtige Ereigniſſe, der Tod meiner erſten Freundin und meines erſten Freundes. Auf der Erde hatte ich das Theuerſte verloren; ſie war nun weniger meine Heimath, als die, in welche die lieben Menſchen gezogen waren. Dieſe kleinen Umſtände, die für jeden andern als für mich unbedeutend ſind, müſſen Sie, werthe Freundin, wiſſen, um zu begreifen, warum ich mit einigen Anlagen, die mir die Natur geſchenkt hatte, keine Laufbahn, oder was man in der Welt Glük nennt, machte; warum mein Leben, das beinahe eine ununterbrochene Aufopferung für andre war, mir weder Dank noch Belohnung brachte; und wie ich endlich bei den Unannehmlichkeiten ohne Zahl,

die den beſten Theil meines Lebens ausfüllten, mich immer noch glüklich fühlen, und die Menſchen lieben konnte. Gegen mein Schikſal darf ich nicht klagen; denn was es mir nahm, erſezte es mir in meiner Familie reichlich wieder.

Ich bin von Geburt ein Deutſcher, und habe nie einem andern Staate als Frankreich gedient. Darüber, glaube ich, Ihnen eine befriedigende Erklärung ſchuldig zu ſeyn. Mit dem Ausbruche der Revolution hatte ich einen warmen Antheil an der Sache der franzöſiſchen Nation genommen, weil ſie, nach meiner Uiberzeugung, die Sache der Gerechtigkeit und der Vernunft war. Die erſten Jahre der Revolution mußten ein jugendliches Gemüth mit heiliger Begeiſterung erfüllen. Das Erwachen einer zahlreichen Nation aus dem Todesſchlummer einer harten Sklaverei, und der Enthuſiasm eines ganzen Volkes, das kein Opfer zu ſchwer und keine Anſtrengung zu groß fand, um eine geſezmäßige Freiheit zu gründen, mußte jedes gut geborne Gemüth gewinnen. War dieſe neue Epoche nicht eine Fortſezung der Geſchichte von Rom und Griechenland, der geheiligten Erde klaſſiſcher Menſchen? Konnte man in der Wirklichkeit gleichgültig gegen das bleiben, was uns in der Erzählung ſo oft mit tiefer Bewunderung erfüllt hatte? Sahen wir nicht Athen, Rom und Sparta, nach einem zweitauſendjährigen Todesſchlafe, unter einem andern Himmelsſtrich, mächtiger und wohlthätiger als die geprieſenen Vorbilder ſelbſt, wieder aufleben? Man ſollte nicht darüber erſtaunen, daß die Revolution ſo viele junge Gemüther für ſich gewann. Führt nicht unſre ganze litteräriſche Laufbahn durch die ſchönen Gefilde der alten Republiken, den heimiſchen Boden der Freiheit und Humanität? Iſt alles Lehren und Lernen auf unſern höhern und niedern Schulen etwas anders, als ein Kommentar der Sitten, Sprachen und Heldenthaten jener Wundermenſchen, denen allein die Weltge-

ſchichte anzugehören ſcheint? So lange der gelehrte Unterricht auf das Studium der Alten gegründet iſt, haben wir den Untergang der erhabenen Ideen und Gefühle, welche das Herz zur Liebe der Freiheit und Vaterlandsliebe entflammen, nicht zu fürchten; und obgleich von der Theorie bis zu der Anwendung, beſonders in moraliſcher Hinſicht, noch ein großer Schritt iſt, ſo ſieht der Menſch, der ſich von der Erhabenheit großer Ideen durchdrungen fühlt, doch ein Vorbild über ſich, nach deſſen Erreichung er ſtrebt.

Die erſten Jahre der Revolution, einige pöbelhafte Auftritte abgerechnet, boten ein großes rührendes Schauſpiel dar, das in der Entfernung noch größer erſchien. Die Entfernung, ſie liege in der Zeit oder in dem Orte, leiht allem ein mahleriſches Kolorit. Das Auge des Menſchen hängt voll Sehnſucht an der Vergangenheit und Zukunft. Seine größten Genüſſe findet er in der Hoffnung und Erinnerung. Gegen die aufgehende und untergehende Sonne richtet er ſeinen Blik mit Andacht. Dieſem Zauber der Entfernung verdankt ſelbſt das Alterthum einen großen Theil ſeiner Vergötterung. Gewiß bewundern wir in der Geſchichte vieles, das uns mit Abſcheu erfüllen würde, hätten wir es erlebt; und was wir davon erlebten, haben wir in der Wirklichkeit verdammt, obgleich wir es in der Idee geprieſen hatten. Rukt uns manche eurer großen Ereigniſſe und Menſchen näher, und ſie werden gemein; und manchem Idole iſt in der Geſchichte, als einer wohlthätigen Gottheit, ein Altar gebaut, das ſeine Zeitgenoſſen als einen falſchen Gözen verachtet hätten.

Ich war für die Revolution. Aber auch bei mir verlor ſich die Täuſchung wenigſtens zum Theil, wie ich dem Gegenſtande derſelben näher kam. Uibrigens hatte ſich auch die Sache ſelbſt ſchon ſehr zu ihrem Nachtheil verändert, als Cuſtine im Spätjahre von 1792 vor Mainz erſchien. Ich

zählte damals 20 Jahre, und hatte meine Studien auf der Univerſität noch nicht vollendet, die durch dieſes Ereigniß unterbrochen wurden. Die Franzoſen beſezten Mainz und die benachbarte Gegend, und dieſe Stadt ward der Mittelpunkt ihrer politiſchen Wirkſamkeit, wie ihrer kriegeriſchen Operationen gegen Deutſchland. Eine der erſten Früchte der neuen Ordnung der Dinge war der Klub, dieſer wilde Tummelplaz aller Leidenſchaften, und öfters der Unverſchämtheit und Unwiſſenheit als der Talente. Die beſſere Minorität ward auch hier von der lärmenden Menge überſchrien. Ich beſuchte ihn zweimal, und ſah in ihm viele Bekannte, und ſogar einige meiner ehemaligen Mitſchüler eine Rolle ſpielen. Zu den wenigen Guten, die ich immer ehrte, hatte ſich eine wilde Rotte von Nichtswürdigen geſellt, die nur bei einer gänzlichen Verwirrung, bei der Anarchie und dem Siege des Schlechteren ihre Rechnung finden konnten. An Verſuchungen, in dieſen großen, vielvermögenden Orden zu treten, um mir durch ſeinen Einfluß eine glänzende Laufbahn zu eröffnen, fehlte es nicht. Ich war einer von denjenigen, die an Glüksgütern nur gewinnen aber nichts verlieren konnten. Mannigfaltige Ausſichten und Hoffnungen wekten meinen Ehrgeiz. Aufmerkſam wohnte ich einigen Verſammlungen bei, um meine Meinung zu beſtimmen, und mich dann zu entſchließen. Ich hörte nur Schmähungen auf die alte Regierung, pöbelhafte Ausfälle auf Habſpurg und Hohenzollern, und Studenten, die kaum noch in Schulprüfungen ſich ängſtlich Fragen zu entziehen geſucht hatten, denen ſie ihre Kenntniſſe nicht gewachſen fühlten, mit unverſchämter Verwegenheit über die Kräfte und das Intereſſe der Staaten, das Heil der Völker und das Wohl der Menſchheit abſprechen. Gerechter Gott, rief ich, in welchen Händen iſt eine reine, heilige Sache! Mein Entſchluß war gefaßt. Schweigend kehrte ich nach dem Rhein-

gau, meinem Geburtslande, zurük, feſt entſchloſſen, auch ſelbſt das Glük, wenn ich es Unwürdigen verdanken oder mit ihnen theilen ſollte, zu verſchmähen. Noch izt muß ich mich wundern, wie ich, in dieſem Alter, allen glänzenden Ausſichten mit ſo ſchneller Entſchloſſenheit entſagen konnte. Jeder beſſere Menſch hat, wie Sokrates, einen Genius, der ihm den Weg zum Beſſern zeigt, wenn er nur den Muth hat, ihm zu folgen; ich folgte ihm, und zwar ohne einen ſchweren Kampf. So oft ich mich von meinem Gefühle leiten ließ, über welches keine Betrachtung des Ehrgeizes oder des Eigennuzes etwas vermag, war ich ſicher, den beſten Entſchluß gefaßt zu haben, der aber ſelten der vortheilhafteſte war.

An den Menſchen und ihren Handlungen habe ich immer die moraliſche Größe beſonders bewundert. Die kühnſte That, welche die höchſte Kraft des Geiſtes vorausſezte, ließ mich kalt und gleichgültig, wenn ihr Zwek nicht edel war. Von allem Schlechten ſchien mir Niederträchtigkeit, Heuchelei und Undank das ſchlechteſte. Darum habe ich auch Mirabeau und manche andre Führer des Volks, die wegen ihren hervorragenden Talenten in großem Rufe ſtunden, nie geachtet. Der Kopf kann, nach meiner Uiberzeugung, nicht erſezen, was dem Gemüthe fehlt. In keinem Weſen der Natur kündigt dieſe ſich verrätheriſch an. Kein Giftbaum lokt den müden Wanderer durch ſeinen lieblichen Schatten, um ihn durch ſeine Ausdünſtung zu morden. Kein Sodomsapfel verbirgt in dem Golde einer reizenden Schale einen vergiftenden Saft. Nur in dem Menſchen ſprechen dich oft Geſtalt und Zunge freundlich mit Vertrauen und Liebe an, während dem der Argwohn und der Haß im tiefen Herzen wohnen; in ihm kann das Genie Achtung gebieten, und das Gemüth Abſcheu erregen, jenes dich heuchleriſch zu Kuß und Umarmung verführen, damit dieſes dich deſto ſicherer vergifte und erdrüke. Ich kann ſelbſt das

größte Genie nicht achten, geſellt ſich zu ihm nicht das Edlere und Höhere im Menſchen — ein Herz voll Großmuth und Liebe.

Gegen die meiſten Koryphäen der Revolution, ſo laut ſie auch die Blätter des Tages prieſen, hatte ich eine entſchiedene Abneigung. Ich ſah, daß beinahe allenthalben das öffentliche Wohl, die Sache des Volks und der Menſchheit, den perſönlichen Leidenſchaften, der Habſucht und der Herrſchſucht zum Dekmantel dienen mußte. Für die meiſten ausgezeichneten Glieder der Gironde hatte ich eine tiefe Verehrung; auch zählte ſie die edelſten Menſchen unter ihre Anhänger. Hätte es ihnen nicht an jener Menſchenkenntniß, die der Gelehrte in ſeinem abgezogenen Leben ſo ſelten erwirbt, an jenem Scharfblike, der den entſcheidenden Augenblik ſchnell zu erkennen weiß, und an jener Entſchloſſenheit gefehlt, welche die Menſchen und durch ſie die Ereigniſſe beſtimmt, dann würden die Angelegenheiten von Frankreich gewiß eine andre Wendung genommen haben. Nur dann iſt das Genie des Sieges gewiß, wenn es ſich mit der plumpen Kraft zur Erreichung ſeines Zwekes zu verbinden weiß. Robespierre verabſcheuete ich nicht ſo ſehr als die meiſten ſeiner verworfenen Gehilfen, weil ich ihn wenigſtens für aufrichtig und ehrlich hielt. Auf Koſten des Staates oder der unglüklichen Schlachtopfer ſeiner abſcheulichen Politik hatte er ſich nicht bereichert; auch war er ſeiner einfachen, frugalen Lebensart unter allen Verhältniſſen getreu geblieben. Ich hielt ſeine Verbrechen mehr für Wirkungen einer politiſchen Verrüktheit als der Herrſchſucht oder Bosheit.

Als der Kopf des Menſchen, dem man nichts vorwerfen konnte, als daß er das Unglük hatte ein König zu ſeyn, unter der Hand des Henkers fiel, und ſogar die Königin, ein Weib, das Opfer der Wuth dieſer grauſamen Menſchen ward, da erfüllte ein tiefer Unwille mein Herz. Den Mo-

narchen, deſſen Schwäche mich oft bis zum Zorn gereizt hatte, konnte ich nur bedauern. Mehr als einmal lag ſein Schikſal und das des ganzen Volkes, ſelbſt noch zu der Zeit in ſeinen Händen, wo der Strom der Revolution ſchon zerſtörend über Frankreich gieng, wäre er nur eines männlichen Entſchluſſes fähig geweſen. Mit einem feſten Willen hätte er wenigſtens ſich, wahrſcheinlich aber ſich und den Staat, gerettet. Der unglükliche Ludwig hatte alle Eigenſchaften eines guten Gemüthes, welche Liebe und Vertrauen erwerben, aber keine eines beſtimmten Karakters, der Achtung und Folgſamkeit gebietet. Auf die Liebe des Volks läßt ſich indeſſen nicht zählen, wenn man nicht auch ſeines Gehorſams gewiß iſt. Das tragiſche Ende der Königin erregte Schaudern. Sie war ein Weib und Mutter! Männer fällten nicht das Urtheil, das ihr Schikſal entſchied. — Ich kehre nach meiner Heimath zurük.

Das Glük, welches ſich die jungen Republikaner in Mainz geträumt hatten, wollte ſich auch nicht verwirklichen, und die ſchönen Täuſchungen und die glänzenden Hoffnungen währten nicht lange. Die deutſchen Heere drängten die franzöſiſchen zurük, und endlich ward ſelbſt Mainz eingeſchloſſen und dann zur Uibergabe genöthigt. Während dieſer Zeit lebte ich ruhig im Rheingau, das ich auch wahrſcheinlich noch nicht würde verlaſſen haben, hätte ich ohne Gefahr daſelbſt bleiben können. Die Preußen entehrten ſich durch die Verfolgung der ſogenannten Patrioten, gegen die ſie mehr zum Kampfe berufen ſchienen, als gegen die feindlichen Armeen. Wurde der Soldat nicht unentgeldlich gefüttert, oder der Offizier in einem Hauſe oder in einer Geſellſchaft nicht, wie er es zu verdienen glaubte, ausgezeichnet, dann war nichts gewiſſer, als daß er es mit Klubiſtenpak zu thun hatte. Die Beſſeren tadelten dies abſcheuliche Verfahren, das die Mehrheit befolgte. Es koſtete einen

Hauptmann, der in ſeinem Dorfe den Befehlshaber machte, nichts, einen unſchuldigen Menſchen aus dem Schooße ſeiner trauernden Familie zu reißen, und ohne Verhör und Urtheil auf eine unbeſtimmte Zeit zu verhaften. In Rüdesheim, wo ich mich aufhielt, waren mehrere junge Leute eingezogen, und unter militäriſcher Bedekung abgeführt worden, weil ſie, wie man vorgab, Freunde der franzöſiſchen Sache ſeyn ſollten.

Ich lebte in der ſorgenloſeſten Sicherheit, weil ich mir in dieſer Hinſicht nichts vorzuwerfen hatte. Eines Tags gieng ich, wie ich jede Woche wenigſtens einmal zu thun pflegte, von Rüdesheim auf den Johannesberg, um meine Mutter zu beſuchen. Auf dem Wege, der nur eine Stunde beträgt, überfiel mich ein Hunger, dem ich nicht widerſtehen konnte. In Eibingen kehrte ich, was mir noch nie begegnet war, bei dem Schultheiß des Ortes ein, der zugleich Wein ſchenkte. In demſelben Hauſe wohnte ein preußiſcher Major, welcher das Kommando über die umliegende Gegend führte. Während dem ich meine kleine Mahlzeit hielt, befand ich mich mit meiner Wirthin allein, die mich nach Kräften zu unterhalten ſuchte. Wir ſprachen, wie alle Welt, von den Angelegenheiten des Tages, von denen alle Welt mitſprechen zu können glaubt, und ich erzählte ihr als das merkwürdigſte Ereigniß, von dem ich wußte, die Abführung einiger jungen Leute aus Rüdesheim, die den Preußen als Patrioten verdächtig waren. Ja, ſagte meine Wirthin in einem wichtigen Tone, der mir wahrſcheinlich beweiſen ſollte, wie ſehr ſie in die Geheimniſſe ihres erhabenen Gaſtes eingeweiht ſey, der über die Ruhe und das Glük ſo vieler Familien verfügen konnte; ja, der Herr Kommandant wird ſicher das Land von den Patrioten ſäubern. Dieſe Nacht läßt er wieder einen von den Schelmen in Rüdesheim ausheben. — In Rüdesheim? fragte ich. — Ja wohl, fuhr

ſie geſchwäzig fort; und zwar trifft es diesmal einen Hauptſpizbuben, der zwar nicht ſo viel Gerede macht, wie viele andre, aber darum nur, wie der Herr Major ſagt, um ſo gefährlicher iſt. Den Vogel wünſchte ich zu kennen, ſprach ich, ohne eine beſondre Neugierde zu verrathen; es iſt gut vor ſolchen Menſchen gewarnt zu ſeyn, die das Land verrathen. — Er iſt nicht aus Rüdesheim, erwiederte meine geſprächige Wirthin, wo er ſich izt aufhält, ſondern vom Johannesberg, und heißt . . . . ſie ſuchte lange in dem Vorrathe ihres Gedächtniſſes den Namen, ohne ihn zu finden. — Vielleicht Weitzel, — So iſt's, fiel ſie haſtig ein. Dieſe Nacht noch werden ſie ihn holen. — Un avis au lecteur, dachte ich, bezahlte meine Zeche, nahm höflichen Abſchied, und gieng nach Rüdesheim, wo ich meine Maßregeln ſo gut nahm, daß mich auch ein ganzes Bataillon nicht entdekt haben würde, obgleich ich in dem Hauſe verborgen war, in dem ich wohnte. Nachts um zwölf Uhr donnerten Kolbenſchläge und Flüche an dem Thore. Man öffnete; alle Ausgänge wurden beſezt, und endlich der Herr des Hauſes abgeführt. Dieſer hatte bis zum folgenden Morgen Zeit genug, mit dem Kommandanten zu unterhandeln. Die Negoziationen hatten einen guten Erfolg, und Herr Jett (ſo hieß der Verhaftete) erhielt einen Paß für ſich, ſeine Frau und drei Söhne, um zu Asmannshauſen über den Rhein zu gehen, deſſen linkes Ufer von den Franzoſen beſezt war. Ich galt für den dritten Sohn. Wir giengen zu Fuß und ohne Geräuſch nach Asmannshauſen. Wo ich einen Preußen bemerkte, wich ich ihm vorſichtig aus; denn für ſicher konnte ich mich unter dieſen Umſtänden gewiß nicht halten. Wir kamen beim Orte der Uiberfahrt an. Am Ufer hielt ein Piket. Das Herz ſchlug mir. Der Offizier empfieng den Paß, muſterte die Geſellſchaft, zählte die Köpfe, und — ließ uns überſezen. Da ich das andre Ufer erreicht hatte,

küßte ich den fremden Boden, und weinte vor Schmerz und Freude. . . Meine Mutter und Geſchwiſter waren jenſeits in der geliebten Heimath, allein unter dem wilden, geſezloſen Volke, und ich unter dem Feinde flüchtig! Die Deutſchen hatten wir verlaſſen; die Franzoſen, die unſern Beſuch verdächtig fanden, trugen Bedenken uns anzunehmen. Mit Thränen in den Augen ſah ich ins deutſche Vaterland, und dachte, Gott weiß es, nicht an mich, ſondern an die Meinigen. Endlich erhielten wir die Erlaubniß, von Bingen nach Mainz zu gehen, wo wir auch nicht freundlicher empfangen wurden.

Ein Parthei- und Meinungskrieg iſt ſchreklich, ungeheuer, hölliſch. Alle Uibel, welche die Menſchheit quälen, lindert das Mitgefühl des Menſchen, ſeine Theilnahme, die uns im Unglüke tröſtet und aufrichtet; aber da regt ſich kein Gefühl der Menſchlichkeit. Da ſind alle Bande aufgelößt, die den Bruder ſonſt an den Bruder, den Freund an den Freund knüpfen. Wer ſich nicht zum herrſchenden Glauben bekennt, iſt aus der Reihe der Menſchen ausgeſtoßen; er hat kein Recht, gegen ihn giebt es keine Pflicht mehr. Ihn verfolgen iſt ein Verdienſt, ihn ſchonen ein Verbrechen; und der Menſch vergiftet das an ſich ſchon ſcharfe Geſez mit der Wuth ſeiner Leidenſchaften. Mäßigung, — wahrlich die ſchönſte Tugend, weil alles Uibermaß zerſtört, willkührlich wirkt, und kein Geſez achtet, durch das nur beſtehen kann, was beſteht und beſtehen ſoll — iſt hier Schwäche, Sünde, Verrath. Nur wenige, ſeltne Menſchen von einer edleren Natur geben den Becher, aus dem das Jahrhundert ſeine Kinder mit dem Wahn der Zeit tränkt, unberauſcht zurük, und richten ihren nüchternen Blik von der drängenden, flüchtigen Gegenwart auf die Ewigkeit, und von einem Volke oder einer Menſchenklaſſe, deren Angelegenheiten uns in ihren Strudel ziehen, auf die ganze Menſchheit. Ich er-

Digitized by Google

trug alles, um bleiben zu können; und doch war für mich und die Meinigen die Gefahr vielleicht größer, wenn ich blieb als wenn ich zurükkehrte. Aber ich liebte die Sache der Menſchen, unter denen ich mich befand, ſo entſtellt ſie auch, nach meiner Anſicht, war; und ſo fand ich eine gewiſſe Sicherheit in mir ſelbſt, die mir die äußern Verhältniſſe nicht gewährten. Nie habe ich einen Glauben mit ſeinen Anhängern verwechſelt, und in dem Aberwiz der leztern einen Scheingrund geſucht, jenen ohne Vorwurf verläugnen zu dürfen.

Unbedeutende Vorfälle entſcheiden oft über die Beſtimmung und das Schikſal eines ganzen Lebens. Nach der Eroberung von Mainz durch Cuſtine wollte ich, bei einigen günſtigen Ausſichten, mit denen ich mir ſchmeicheln konnte, an den Angelegenheiten der Franzoſen keinen Antheil nehmen, und zog mich in das Rheingau zurük. Izt befand ich mich unter ihnen, ohne das Verdienſt einer freien Wahl zu haben. Dieſer Wechſel war das Werk eines Mannes, der mich nie geſehen hatte, und deſſen Namen ich kaum kannte. Ich beſann mich, ob ich mir, bei meinem ſtillen und zurükgezogenen Leben, doch nicht vielleicht eine Unvorſichtigkeit ſollte vorzuwerfen haben; und das war wirklich der Fall.

Ein preußiſcher Offizier war in Rüdesheim einige Tage in dem Hauſe einquartiert geweſen, in welchem ich mich befand. Wir aßen miteinander an einem Tiſche. Nach der Mahlzeit wurde ein guter Rheinwein aufgetragen. Der Preuße brachte die Geſundheit ſeines Königs aus, die wir alle tranken. Die Gläſer wurden wieder gefüllt; ich hob das meinige empor, und rief: die Freiheit und das franzöſiſche Volk! Alle Anweſende waren über dieſe Unbeſonnenheit betroffen. Am Tiſche fiel eine plözliche Stille ein. Wiſſen Sie, junger Menſch, fuhr mich der Offizier an, wo Spandau liegt? — Wiſſen Sie, fragte ich in demſelben Tone,

Digitized by Google

wo die Baſtille geſtanden? — Man erhizte und beſänftigte ſich bei dem Wein, und ich zweifelte nicht, die ganze Sache ſey als eine unſchuldige Nekerei vergeſſen. Ob der preußiſche Offizier dieſes Vorfalls bei ſeinen Vorgeſezten erwähnte, konnte ich nicht wiſſen.

Unbeſonnenheiten dieſer Art habe ich manche auf meinem Gewiſſen. Im Zorne und Unwillen unterdrükte ich nicht leicht das verwegenſte Wort. Einige Zeit ſpäter ſezte ich mich in Germersheim, durch ein noch unverzeihlicheres Benehmen, einer augenſcheinlichen Gefahr aus. Nach dem Mittageſſen unterhielt ſich eine Geſellſchaft, bei welcher ſich franzöſiſche Emigranten von hohem Range befanden, in dem Garten der Frau Hofgerichtsräthin Pfeifer, in welchem ich ebenfalls als ein Freund vom Hauſe war. Von den Fremden entfernt, nahm ich an der Unterhaltung keinen Theil. Man ſprach von dem, was allen am nächſten lag, dem Kriege. Eine deutſche Zeitung, welche, weiß ich nicht mehr, kündigte einen großen über die Republikaner erfochtenen Sieg an. Die Damen ermangelten nicht, dieſe wichtige Nachricht den Emigranten mit ſchmeichelhaften Glükwünſchen mitzutheilen. Die Franzoſen frohlokten über das Unglük der Franzoſen, und freuten ſich der Zerfleiſchung ihres unglüklichen Vaterlands. Sie wünſchten eine wörtliche Uiberſezung des intereſſanten Artikels. Man ließ mich kommen, und erklärte mir den Wunſch der hohen Gäſte, die den verlegenen Dollmetſcher auch ſogleich voll Neugierde umringten. Ich las den Siegsbericht flüchtig durch, um mich mit ſeinem ganzen Inhalte bekannt zu machen; er war in jenen beleidigenden Ausdrüken abgefaßt, welche die Partheiwuth damals beiden Theilen eingab. Schweigend und düſter gab ich die Zeitung zurük, drängte mich haſtig durch den Kreis der Fremden, die mir auch, ohne ein Wort zu reden, Plaz machten, und verlor mich in einen Seiten-

gang. — Gnädigſter Herr, ſagte eine von den Damen franzöſiſch zu einem der Ausgewanderten, er iſt krank, und ſelten recht bei ſich. Dieſe Entſchuldigung, die eben nicht das beſte Zeugniß für meinen Kopf enthielt, und beſonders die Achtung, welche man für die Familie hatte, bei der ich war, retteten mich von dem Zorne der Emigranten, denen es damals ein leichtes geweſen wäre, mich zu verderben. Die Zeit und eine koſtſpielige Erfahrung haben mich vorſichtiger und klüger gemacht. Ich lernte ſchweigen und ertragen; und wenn ich es auch vielleicht nicht immer vermag, wie ich es zu meinem eigenen Beſten ſollte, dann liegt die Urſache darin, weil doch alle Kunſt die Natur nicht leicht ganz beſiegt.

Zweiter Brief.

Am Rhein wüthete der Krieg; ſeine Schreken und Verwüſtungen hatte ich in der Nähe geſehen. Weder die Menſchen noch die Ereigniſſe entſprachen meiner Erwartung. Es war mir unbegreiflich, wie man einer guten Sache anders als aus guten Gründen und mit guten Mitteln dienen könne: ein Beweis meiner Jugend und meines gänzlichen Mangels an Erfahrung. Ich hatte nur mit mir ſelbſt, aber nicht mit der Welt gelebt. Nichts fand ich, wie ich mir es vorgeſtellt hatte, weil meine Vorſtellungen nicht aus dem wirklichen Leben, durch die Anſicht der Dinge, ſondern aus mir ſelbſt oder aus Büchern geſchöpft waren. Unter dieſen Umſtänden ergriff ich die Gelegenheit, die ſich mir darbot, einige deutſche Univerſitäten zu beſuchen, mit Vergnügen. Durch die Ankunft der Franzoſen in Mainz waren meine Studien unterbrochen worden. Ich hatte keine ſogenannte Brodwiſſenſchaft gelernt; und doch iſt das Brod in dieſem dürftigen Leben der lezte Zwek unſrer Thätigkeit und ſogar

der Wiſſenſchaft und Kunſt. Ich mußte, wenn auch nicht wegen mir ſelbſt, doch wegen meiner Familie, deren einzige, lezte Hoffnung ich war, auf eine künftige Verſorgung denken. Die Ausſicht, meiner guten Mutter, nach einem Leben voll Mangel und Beſchwerden, in ihrem müden Alter ein angenehmes Loos zu bereiten, belebte meine ſinkende Kraft und den Muth, wenn ich, im Kampfe mit allen feindlichen Verhältniſſen, zu unterliegen in Gefahr kam. Vaterlos und ohne alles Vermögen war ich in meiner früheſten Jugend, von dem Augenblike an, wo ich meine Familie verließ, mit allen meinen Hoffnungen auf mich ſelbſt angewieſen. Wollte ich leben, dann mußte ich mir die Mittel dazu erwerben: ein hartes Loos für einen Menſchen, der in ſeinem zwölften Jahre unter der ſchreklichen Bedingung ſein Herr ward, auch ſich Vater, Lehrer und Führer werden zu müſſen. So lernte ich im Kampfe mit allen Bedürfniſſen meine Kräfte üben. Mit den Entbehrungen aller Art vertraut, auf die Hilfsquellen eingeſchränkt, die ich mir zu eröffnen verſtand, erwarb ich jene Zuverſicht auf mich ſelbſt, die mich auch in den verwikelteſten Verhältniſſen des Lebens nicht verließ, und jenen Muth, den nicht leicht ein Ungemach erſchüttert. Der Erwerb iſt wohl der Anſtrengung werth, die er koſtete; aber ſehe ich izt noch auf die vergangenen Tage zurük, in denen ich, wie ein Schiffbrüchiger im Sturme mit den empörten Wogen, zu ringen hatte, dann begreife ich kaum, wie ich gerettet ward, oder vielmehr mich ſelbſt rettete von einem beinahe gewiſſen Untergang. Nach den Geſezen Sparta's mußte jedes neugeborne Kind, das mehr dem Staate als ſeinen Eltern angehörte, eine Probe aushalten, die ſeine geſunde Leibesbeſchaffenheit bewährte, oder, im entgegengeſezten Falle, ſterben. Ich beſtand meine Geſundheitsprobe; aber ſie war hart und gefährlich, und, der Vorſehung bin ich Dank ſchuldig, daß ſie nicht nachtheiliger auf meinen

Digitized by Google

Karakter gewirkt hat. Um meine Studien fortzuſezen, konnte ich unter den Univerſitäten in Deutſchland wählen. Ich entſchied mich für Jena. Die Hoffnung, jene Männer, für die ich eine abgöttiſche Verehrung hatte, die ich in ihren unſterblichen Schriften bewunderte, und wie höhere Weſen mit der ganzen Begeiſterung der Jugend achtete und liebte, Schiller, Wieland, Göthe und Herder in der Nähe zu ſehen, füllte meine ganze Seele. Hier fand ich meine Ideale verwirklicht, die ich irrig in dem rohen Leben der Läger, oder auf der ſchlüpfrigen Bahn der Demagogie oder der Hofgunſt geſucht hatte. Ich konnte es kaum erwarten, den heiligen Boden von Weimar zu betreten, auf dem die Verfaſſer der Muſarion, der Iphigenie und der Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit lebten. Welch ein Mann müßte Schiller ſeyn, der das Bild des Marquis Poſa in ſeiner Seele fand!

Es iſt der jugendlichen Gutmüthigkeit ohne Erfahrung eigen, daß ſie den Schriftſteller mit ſeinen Werken, den Mann mit dem Plaze, an dem er ſteht, und die Wirkungen mit ihren Urſachen, und umgekehrt, verwechſelt; ſie glaubt, ein Autor müſſe ſeinem Buche gleichen, einen hohen Poſten könne nur ein hoher Menſch bekleiden, und wichtige Ereigniſſe müßten von wichtigen Urſachen erzeugt werden. Ein großer Menſch iſt gewöhnlich größer als ſein Werk, das er geſchrieben, und erhabener als die erhabene Stelle, an welcher er ſteht; da die Mittelmäßigkeit hingegen ihre Blöße mit dem Schmuke geborgter Gedanken und Gefühle oder geſchenkter Würden und Auszeichnungen bedekt.

Im Spätjahre 1795 kam ich nach Jena. Nachdem ich die Kollegien, die ich beſuchen wollte, geordnet, und mit der umliegenden Gegend Bekanntſchaft gemacht hatte, war meine größte Angelegenheit Schiller zu ſehen. Die Sache

hatte große Schwierigkeiten; denn ſeit mehreren Jahren war der kränkliche Mann für die Welt unſichtbar. An läſtigen Beſuchen, welche die Neugierde herbeizog, konnte es bei einem ſo berühmten Namen auch nicht fehlen, und es war zu erwarten, daß er einen Menſchen ohne Anſprüche und Empfehlung nicht empfangen werde. Ich machte indeſſen den Verſuch, bat ihn ſchriftlich um die Erlaubniß, ihn beſuchen zu dürfen, und legte dem Geſuche eine kleine hiſtoriſche Abhandlung bei, durch welche ich mich bei dem Verfaſſer der Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande und des dreißigjährigen Kriegs zu empfehlen hoffte.

Tage und Wochen ſah' ich einer Antwort entgegen. Tage und Wochen vergiengen, und ich erhielt keine Antwort. Endlich klagte ich in einer Unterredung mit Fichte über dieſe Behandlung, die ich nicht zu verdienen glaubte. Fichte war Schillers Freund, und konnte mir in meiner Angelegenheit den beſten Rath ertheilen. Daß ich keine Antwort erhielt, war meine Schuld. In meinem Briefe hatte ich weder meine Wohnung, noch meinen Stand oder meine Beſchäfftigung angegeben. Es war ſehr natürlich, daß ich in meiner Begeiſterung ſo etwas Gemeines und Alltägliches überſah. Nun hörte ich, zu welcher Stunde ich Schiller beſuchen konnte; und einer meiner größten Wünſche ſollte in Erfüllung gehen. Die Zeit ſchlich träge, als theile ſie die Erſtarrung der ganzen Natur im Winterfroſte. Endlich ward es Abend, und es ſchlug ſechs, die ſehnlich erwartete Stunde. Ich eile nach Schillers Wohnung, ſteige nach der erhaltenen Beſchreibung die Treppe hinauf, wähle unbekannt unter den Thüren, kann mich nicht entſchließen eine zu öffnen, horche, und vernehme auch in dem ganzen Gebäude keinen Laut, als meinen ſcheuen Tritt und den ſchnelleren Athem. Ich öffne eine Saalthüre; der Saal iſt dunkel, doch unterſcheide ich zwei Thüren, die rechts und

links in Zimmer führen. Aber an welcher ſoll ich pochen? Unwillkührlich gehe ich nach der linken, und klopfe an; keine Antwort. Ich horche und vernehme eine Bewegung. Da ich die Thüre öffnen will, geht ſie auf, und meine Hand berührt eine andre an der Thüre. Ich ſtand vor Schiller.

Ohne Zweifel lächeln Sie, meine wertheſte Freundin, über mich und meine Beſchreibung, und über mich vielleicht mit Recht. Ich habe Ihnen dieſen Auftritt, der für jeden andern als mich eine komiſche Seite haben mag, ſogar mit aller Umſtändlichkeit beſchrieben, um ſie mit einer Schwäche meines Gemüthes bekannt zu machen, wenn dieſe exaltirte Stimmung, die mich oft über die Wahrheit hinausführte, um mich wieder unter dieſelbe zurükfallen zu laſſen, nicht einen andern Namen verdient. Von einem großen Menſchen erwartete ich das Größte, und den Starken wollte ich frei von aller Schwäche. So mußte ich mich nothwendig oft täuſchen, und die fehlgeſchlagene Hoffnung mir und denen, die meinem Ideale nicht entſprachen, wehe thun. Von dem Menſchen das Menſchliche erwarten, an das Leben keine größre Anſprüche machen, als ein Erdenleben voll Schwächen, Mängel und Gebrechen befriedigen kann; es wie ein Gemählde betrachten, in welchem ein nothwendiger Wechſel von Licht und Schatten ſeiner Schönheit nichts benimmt, weil das Schöne auch wahr ſeyn muß, iſt eine Klugheitsregel, die ich der Erfahrung zu danken habe.

Uibrigens gilt dieſe Bemerkung nicht Schiller, für den ich immer dieſelbe hohe Verehrung hatte, ſondern mir. Mit welchen großen Hoffnungen ſah ich in die Zukunft! Welche ſchöne Ausſichten bot mir das Leben mit ſeinen mannigfaltigen Genüſſen dar, unter denen ein wohlthätiger Wirkungskreis die erſte Stelle einnahm! Was träumte der Menſch nicht alles zum Beſten des Vaterlandes und der Menſchheit zu wirken, der die Kraft und den Muth in ſich fühlte, alle

Digitized by Google

Hinderniſſe zu beſiegen, alle Gefahren zu bekämpfen! Wenige, ſehr wenige dieſer ſchönen Hoffnungen wurden erfüllt. Wie ſchreklich täuſchte die Wirklichkeit die gutmüthigen Erwartungen der unerfahrnen Jugend! Wer mir in jenem Alter geſagt hätte, der Menſch brauche weniger die Tugend als den Schein derſelben; die Welt ſeye der rohen Gewalt Preis gegeben, und den ſchmuzigſten Leidenſchaften, der Eitelkeit, der Habſucht und der frechen Luſt; der gute Wille ſchon ſey gefährlich, noch mehr aber das Vermögen und der Muth ihm zu folgen, und das gröſste Verdienſt ſey das, zu gefallen, und Kriecherei und Heuchelei führe ſichrer und ſchneller zum Glük als Talent und Rechtlichkeit, den hätte ich als einen Läſterer gegen die menſchliche und die ganze Natur verabſcheut. Klüger macht uns die Erfahrung, aber nicht beſſer; und ich begreife, wie der Menſch, durch das Verkehr mit dem Menſchen, ſelbſtſüchtig wird, und feig oder gewaltthätig, und daſs, wenn ihm noch der Muth bleibt, das Gute zu thun, er es mehr aus Achtung für ſich ſelbſt thut, als aus Liebe zu andern. Der wäre ein Günſtling des Schikſals, der unter den ewigen Klatſchereien ſeines öffentlichen und Privatlebens nichts von ſeinem Glauben an den Menſchen und ſeiner Ruhe verlöre. Wohl dem, der eine andre Erfahrung gemacht hat! — Doch kehren wir zu einem angenehmern Gegenſtande zurük!

Eine ähnliche Empfindung, wie ich ſie in der Nähe von Schiller hatte, nahm meine ganze Seele ein, als ich Napoleon, nach ſeinen glorreichen italieniſchen Feldzügen, zum erſtenmal ſah. Gegen keine Schäze der Welt hätte ich das Glük vertauſcht, den Rieſenmenſchen ſprechen zu hören, und alle ſeine Bewegungen zu belauſchen. Nie konnte ich in meiner frühern Jugend die edeln Züge aus dem Leben des Epaminondas und des älteren Scipio, die mir die erſten Heroen der Weltgeſchichte ſind, leſen, ohne ein mit einer

Digitized by Google

gewiſſen Rührung vermiſchtes Vergnügen zu empfinden, mit dem ich an Innigkeit kein andres zu vergleichen weiß. Nie hat das Schöne ſo mächtig auf mein Gemüth gewirkt als das Große.

Bei Schiller mag ich wohl eine Stunde geblieben ſeyn. Wir ſprachen über die kritiſche Philoſophie, über einige der berühmteſten deutſchen Schriftſteller, die Griechen, die franzöſiſche und engliſche Litteratur, die franzöſiſche Revolution, über ihn ſelbſt und meine Ausſichten in die Zukunft. Er rieth mir, mich vorzüglich dem hiſtoriſchen Fache zu widmen. Da ich mit ihm von meiner Anſicht des Lebens ſprach, und ihn verſicherte, meine Grundſäze ſtünden unwandelbar feſt, erwiederte er lächelnd, das ſey in meinem Alter nicht wahrſcheinlich, er ſelbſt habe in dieſen Jahren beiläufig eben ſo gedacht, aber noch gar vieles zu verändern gefunden. Er ſchien mit mir zufrieden zu ſeyn, weil er mir erlaubte, ihn zu beſuchen.

Mein vorzüglichſtes Beſtreben war nun, die kritiſche Philoſophie gründlich zu ſtudiren. Seit mehrern Jahren ſchon hatte ich mich mit derſelben beſchäfftigt, ohne, nach meiner Uiberzeugung, beſondere Fortſchritte zu machen. Ich las Kant und ſeine zahlreichen Kommentatoren mit einer Beharrlichkeit, die ich mir um ſo mehr als ein Verdienſt anrechnen konnte, weil meine Ausbeute mit meiner Anſtrengung in keinem Verhältniſſe zu ſtehen ſchien. Endlich dachte ich, es fehle nur an einem in die Geheimniſſe der Schule eingeweihten Manne, um mich in ihr Heiligthum zu führen. Konnte ich einen würdigeren Prieſter der göttlich geprieſenen Weisheit finden, als Fichte, der mit eben ſo großem Ruhme als Erfolg in Jena lehrte? Ich ward ſein fleißiger Schüler, und verdoppelte meine Anſtrengungen, um das lang erſehnte Ziel zu erreichen. Vergebens; meiner ausdauernden Geduld ungeachtet machte ich

nur langſame Fortſchritte, und meinem Auge war es verſagt, das Licht der Sonne, das an dem Himmel des gelehrten Deutſchlandes aufgegangen war, in ſeinem ganzen Glanze zu ſehen. So zufrieden Fichte, nach ſeinen Aeußerungen, mit mir war, ſo wenig war ich es ſelbſt. Ich überzeugte mich, daß es mir an jenem Berufe fehle, ohne den kein Menſch es in irgend einer Kunſt oder Wiſſenſchaft über das Mittelmäßige bringt. Indeſſen hatte ich die Werke Kants nicht ohne großen Nuzen für mich geleſen; und dankbar muß ich bekennen, daß ich dieſem in ſeinem Fache gewiß ſehr verdienſtvollen Manne größtentheils die Berichtigung meiner Anſicht der Außenwelt und der geiſtigen Natur des Menſchen verdanke. Fichte's Scharfſinn erregte oft meine Bewunderung; und wenn ich es in dieſer Philoſophie nicht bis zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit gebracht habe, dann, ich geſtehe es aufrichtig, lag die Schuld einzig an meiner Unfähigkeit.

Nach einer langen Anſtrengung, meine Ideen nach den Grundſäzen der kritiſchen Schule zu ordnen und zu berichtigen, fühlte ich meinen Geiſt erſchöpft. Da war kaum ein Gedanke, der meine Seele erhob, kein Gefühl, das mein Gemüth bewegte. Warum, ſagte ich oft zu mir ſelbſt, ſollte die Wahrheit nicht auch einfach ſeyn, da alles Große es iſt? Beinahe kömmt es mir wie eine Täuſchung vor, wenn die Jünger dieſer Schule aus einer kunſtmäßigen Zuſammenſezung neuer Worte neue Begriffe zu ziehen glauben. Welche Früchte ſehe ich übrigens eine Lehre bringen, welche dieſe Jünglinge ohne Erfahrung und eignes Denken mit einer prahlenden Anmaßung aufbläht, daß ſie ſchnell und kühn über die verwikelteſten Probleme des Lebens abſprechen, und die großen Reſultate, welche die größten Denker aller Jahrhunderte beſchäfftigt haben, in dem ſchulgerechten Gebrauche einer neuen Terminologie zu finden verſichern? Liegt der

Sinn und Gedanke nicht im lebendigen Anſchauen und Gefühle, ſondern im todten Worte? Mit beſcheidenem Mißtrauen auf ſich ſelbſt ſprachen oft Männer, die ein großer Genius durch ein großes Leben geführt hatte, ihre Meinung über das Räthſel deſſelben aus, wie dürfen Knaben mit dieſer gebieteriſchen Beſtimmtheit reden? Zeigt die Frucht den Baum, der ſie trug, dann könnte ich mich ja tröſten, daß dieſer der verbotene Baum der Erkenntniß für mich war und blieb. Ich weiß übrigens wohl, daß der Mißbrauch einer Sache nicht gegen die Sache ſelbſt zeugt, und muß geſtehen, daß ich auch unter den Philoſophen von der neuern und der neueſten Schule ſehr ſchäzbare und unterrichtete Menſchen gefunden habe. Vielleicht lege ich einen zu geringen Werth auf einen Gegenſtand, den ich ſelbſt nicht beſize, und theile hierin eine ſehr allgemeine menſchliche Schwäche, gegen die ich mich ſonſt zu verwahren ſuche.

Die ausdauernde Anſtrengung, mit der ich zu arbeiten gewohnt war, vielleicht auch der häufige Gebrauch des Kaffees, durch den ich mich während der Nacht gegen den Schlaf zu verwahren ſuchte, hatten einen nachtheiligen Einfluß auf meine Geſundheit. Ich zog den berühmten Hufeland, dieſen geſchikten und humanen Arzt, den die Vorzüge ſeines Geiſtes und die Eigenſchaften ſeines Herzens gleich ſchäzbar machen, zu Rathe. Hufeland fand die wirkſamſte Arznei in einer veränderten Lebensart, zu der ich mich auch entſchloß.

Der Winter war vorüber. Der Frühling löſete die Bande des gefeſſelten Lebens, das ſich freudig in der erwachenden Natur regte. Die Bäche rauſchten; die Lerche wiegte ſich ſingend in der blauen, heitern Luft; das kaum noch öde Feld bevölkerte ſich; die Gebüſche grünten; die Bäume trieben Knoſpen und Blüthen, und in der Bruſt des Menſchen erwachten, mit der neuen Schöpfung, die

Hoffnung und die Sehnſucht. Mein Auge hieng an den blauen Gebirgen in der Ferne, die wie ſchüzende Rieſen vor dem gelobten Lande zu ſtehen ſchienen, indem ich zu finden hoffte, was ich noch vergebens ſuchte. Immer weiter ſehnt ſich der Menſch, von Ahnungen und Wünſchen getrieben, die keine Gegenwart befriedigt, bis er, an den Grenzen des Lebens ſtehend, noch jenſeits hofft, was ihm dies Daſeyn nicht gewähren konnte.

Ich nahm meinen Wanderſtab, um über das Erzgebirge nach Dresden zu gehen. Die Silbergruben jener Berge, die Art, wie das Metall, der Abgott der Zeit, aus der Unterwelt ans Licht gebracht wird, und Freiberg mit ſeinen bewundernswürdigen Anſtalten für den Bergbau und die damit verwandten Künſte, waren für mich eine neue Welt. Allenthalben, in der Natur und in den Werken des Menſchen, fand ich Stoff zur Belehrung und Unterhaltung; und obgleich ich den Weg, bei einer ſehr ungünſtigen Witterung, zu Fuß machte, ſo hatte ich doch nicht eine einzige unangenehme Stunde: ſo wahr iſt es, daß wir die Freude und den wahren Genuß des Lebens mehr in uns ſelbſt, als in der Außenwelt finden!

Dresden mit ſeinen reichen Kunſtſchäzen und ſchönen Umgebungen gefiel mir ſehr. Die Bildergallerie, die Antiken und die Mengs'ſchen Abgüſſe beſuchte ich öfters, und das koſtbare grüne Gewölbe und die übrigen Seltenheiten einmal. Ich konnte mich kaum ſättigen an all dem Schönen und Reizenden, das dieſe Stadt mir darbot. Die italieniſche Oper, die prächtige Elbebrüke, der muſikaliſche Gottesdienſt in der Hofkirche, und überhaupt das ganze Leben und Treiben unter den gebildeten Bewohnern Sachſens hatte ſehr viel Anziehendes für mich. Meine beliebte Exkurſionen trieb ich nicht über das Saifersdorfer Thal und die Veſte Königſtein. Monate hätte ich mich da aufhalten mögen; aber wie

viele Menſchen können, was ſie wollen, in einem andern Sinne nämlich als in dem moraliſchen? Das ganze Leben iſt ja eine ewige Flucht, ein ewiger Wechſel von Gewinnen und Verlieren. Was muß der Menſch nicht endlich verlaſſen? — Ich verließ auch Dresden.

Meine Spaziergänge auf der Elbebrüke hatten mir alle lieblichen Bilder meines theuren Vaterlandes vor die Seele gebracht. Ich glaubte, von der Schiffbrüke bei Mainz, die nahen und fernen Gebirge zu ſehen, die das ſchöne Land umſchließen, den Spiel- und Uibungsplaz meiner Kindheit und erſten Jugend, wo ſo viele werthe Menſchen und meine Mutter wohnten. Das Gewitter des Kriegs gieng verwüſtend über die liebe Heimath, und ich war ferne, und hatte reiche Genüſſe, da dort vielleicht, ſogar wahrſcheinlich, drükender Mangel herrſchte. Dieſer Gedanke verfolgte mich quälend, und erleichterte mir den Entſchluß zur Rükkehr.

Ich ſchlug den Weg über Meißen und Leipzig ein; und ſo lange ich dem Lauf der Elbe folgte, träumte ich mich an die Ufer des vaterländiſchen Rheins. Was ſoll ich über die ſächſiſchen Städte dieſer Gegend, ihren Handel und Gewerbfleiß ſagen? Viele haben ſie beſchrieben, noch mehrere geſehen; und nach dem, was darüber iſt geſagt worden, darf ich kaum hoffen etwas Neues zu ſagen. In Leipzig, wo mir ſo manches gefiel, mißfiel mir, daß ich im Schauſpielhauſe, ebener Erde, wo keine Bänke ſind, ſtehen mußte. Ich bin dem nördlichen Deutſchland gewiß nicht böſe — das dürfen mir ſeine Rezenſenten glauben — obgleich ich ſeinen nordiſchen Geiſt tadelte, in wie weit er antigermaniſch war; aber wahr iſt, daß man die Gemächlichkeiten des Lebens dort nicht kennt, wie am Rhein, am Main oder in Frankreich. Uiber dieſe Bemerkung werden mir die Kritiker doch wenigſtens nicht zürnen, und mich es in ihren Litteraturzeitungen fühlen laſſen!

Digitized by Google

Auf der Rükreiſe nach Jena beſtand ich mit meinen zwei Gefährten ein kleines Abentheuer, das uns in der Erinnerung oft beluſtigte, obgleich es in der Gegenwart nichts weniger als angenehm war. Nach einem langen Tagmarſche trafen wir in einem Wirthshauſe, einige Stunden von Meißen, ein, das ſchon bei dem erſten Anblik keinen vortheilhaften Eindruk auf uns machte. In einer engen, rauchigen Stube ſaßen ſieben bis acht Kerls mit einigen Weibsleuten an einem langen Tiſche, wo ſie ſpielten und zechten. Die viehiſche Rohheit dieſer Menſchen, der freche Blik, die unzüchtigen Nekereien, die ganze ekelhafte Unterhaltung, die Flüche der Verlierenden und die beſtialiſche Freude derer, die gewannen, hätten uns auf der Stelle beſtimmt weiter zu gehen, wenn es nur möglich geweſen wäre. Aber wo ſollten wir hin, ermüdet von dem langen Wege, bei der finſtern Nacht, in einer uns unbekannten Gegend? Wir blieben alſo unter den ſaubern Gäſten, die wir von dem Wirthe und ſeiner ſchönen Hälfte nur auf ihre eigne Erklärung unterſcheiden lernten. Da wir einen Thee begehrten, ward von der Geſellſchaft großer Rath gehalten, was das Ding wohl ſey. Nach einigen Erörterungen rief der Klügſte aus: De iſt's! Das iſt De, wie die Herren Poſtillons trinken! Und an dem ganzen Tiſche erſcholl ein lautes Gelächter. Wir ſtunden verlegen an der Thüre, den Bündel noch auf dem Rüken, und ſahen uns fragend an. Wir hatten wohl alle denſelben Wunſch, weiter zu gehen, aber auch daſſelbe Gefühl der Nothwendigkeit zu bleiben. Stille und beſcheiden nahmen wir an dem Ende der Bänke an demſelben Tiſche Plaz, wo das Geſindel hauſte, ließen uns mit frechen Bliken muſtern, und warteten auf den Thee und Butterbrod.

Dem Hunger verdankten wir es, daß wir die ſchlechte Mahlzeit köſtlich fanden. Nach und nach, wie wir bekannter wurden, ſuchten wir eine feſtere Haltung zu gewinnen,

Digitized by Google

ſtekten, nach dem Beiſpiel der Geſellſchaft, unſre Pfeifen an, und rauchten, bis wir uns vor Müdigkeit nicht mehr aufrecht halten konnten. Nun wurden einige Bunde Stroh in der Stube ausgebreitet, auf die wir unſre Reiſebündel als Kiſſen unter den Kopf legten. Meine beiden Gefährten ſchliefen ein; ich konnte nicht ſchlafen. Die Augen halb geſchloſſen ſah ich dem tollen Weſen der verdächtigen Geſellſchaft zu. Man mußte uns im tiefſten Schlafe glauben, weil einer von den Kerls die laute Frage that: Was mögen das wohl für Gäſte ſeyn? Ein andrer, ohne ſich zu beſinnen, nahm die Oehllampe von dem Tiſche, ſchritt über uns hin, beleuchtete unſern Anzug vom Kopfe bis zu den Füßen, und ertheilte den Beſcheid; es ſeye nichts dran, wahrſcheinlich wären es Handwerkspurſche. Die übrigen ſtimmten dieſem Gutachten bei; und es ward wieder geſoffen, geflucht und geſpielt, ohne daß man ſich weiter um uns bekümmerte. Was ſpäter noch vorgieng, weiß ich nicht; denn dem Schlafe, der wie Blei auf meinen Augen lag, konnte ich nicht länger widerſtehen. Da wir am Morgen erwachten, ſah die Sonne freundlich durch die engen Fenſter in die finſtre Stube, die im Kleinen das Bild eines aufgebrochenen Lagers gab. Wir rafften uns auf, und eilten fröhlich weiter. Nach wenigen Tagen trafen wir wieder in Jena ein.

Schönes Alter der Jugend, das wie die Biene nur Blumen ſucht, und aus den Blumen nur den ſüßen Honig ſaugt! Mit der Gefahr unbekannt, macht es ſeine Unwiſſenheit ſicher, und die Gefahr achtet dieſe Unwiſſenheit wie den Muth, und geht an ihm vorüber.

Da mir die Philoſophie in Jena nicht nach Wunſch zuſchlagen wollte, ſo dachte ich mit Ernſt daran, mir poſitive Kenntniſſe zu erwerben. Göttingen ſchien mir mehr als irgend eine andre Univerſität zu dieſem Zweke geeignet, und

ich beſchloß nach Göttingen zu gehen. Ich beſuchte noch einmal meine Lieblingsorte, und nahm Abſchied von Ketſchau's Garten und meinen Freunden. Die meiſten habe ich nicht wiedergeſehen, den wakern Juch, die braven Dürfelde und den guten Loſſius. Jeden rief ſeine Beſtimmung auf eine andre Bahn, die wahrſcheinlich nie mehr Menſchen zuſammenführt, welche ſich in dem flüchtigen Leben die Hände reichten, als ſie ſich freudig erkannten, um ſich ſchmerzlich zu trennen. Die beiden Sieboldе traten mit Ehre in die Fußtapfen ihres berühmten Vaters. Manche fand ich in meiner Heimath wieder, und mit andern erneuere ich von Zeit zu Zeit die alte Freundſchaft, wenn ich ihre Namen in Meßkatalogen, in Litteraturzeitungen oder auf dem Titelkupfer ihrer Werke leſe.

Zu der Zeit, da ich in Jena war, kam Iffland nach Weimar, wo er einige Gaſtrollen ſpielte. Ich hatte den großen Künſtler, vor mehreren Jahren, einen ganzen Winter in Manheim geſehen; und doch glaubte ich ihn hier zum erſtenmal zu ſehen. Es giebt wenige Menſchen und Werke, die bei einer näheren Bekanntſchaft gewinnen, und auch dann noch das erſte lebendige Intereſſe erregen, wenn der Reiz der Neuheit für ſie verloren iſt; aber gewiß gehört Iffland, als Künſtler, unter dieſe ſeltnen Menſchen. Es ſchien mir, als habe er ſich in Weimar ſelbſt übertroffen; vielleicht hatte er aber auch nie ein Publikum, wie in dieſem kleinen Athen von Deutſchland. Außer den Perſonen des ſehr gebildeten Hofes wohnten Schiller, Göthe, Wieland, Herder, Bertuch und andere bekannte Gelehrte und Künſtler den Vorſtellungen bei.

Göttingen übertraf meine hohe Erwartung. Hier fand ich eine Welt von Gelehrſamkeit. Kaum hatte ich einen Begriff von dem unermeßlichen Reichthum an poſitivem Wiſſen, den dieſe hohe Schule damals in ſich vereinigte. Unter

Digitized by Google

Schlözer und Spittler ſezte ich das Studium der Geſchichte, Statiſtik und Politik (dieſe in dem größern Umfange der Bedeutung des Wortes genommen) fort, und folgte auch darin wieder mehr meiner Neigung als meiner wahrſcheinlichen künftigen Beſtimmung. Es mag ſchwer ſeyn, einen Mann zu finden, der mehr wußte und geſehen hatte als Schlözer; doch war mir Spittler, wegen der größern Verwandtſchaft ſeiner Anſichten und Ideen mit den meinigen, lieber. Keiner war mir indeſſen theurer als der genialiſche, humoriſtiſche Lichtenberg, der einzige Menſch, den Deutſchland in dieſer Art aufzuweiſen hat. Erfreulich für mich war es, die perſönliche Bekanntſchaft mit Bouterweck zu machen, was ich ſchon früher gewünſcht hatte, da er, bei ſeinem Aufenthalt in Darmſtadt, meiner Heimath ſo nahe geweſen war. Die reiche Bibliothek, die ich nach Wunſch benuzen konnte, bot mir ihre unermeßliche Hilfsquellen zu meinem Unterrichte dar.

Indeſſen fühlte ich vielleicht nie mehr, als damals, daß ich nicht zum Gelehrten geboren ſey. Und obgleich ich dieſes Gefühl ſtets in mir trug, ſo ward es doch izt erſt zur Uiberzeugung, die mich auch nie wieder verließ. In dem thätigen, handelnden Leben konnte ich nur einen mir angemeſſenen Wirkungskreis finden. Hatte mir die mütterliche Natur einige Talente gegeben, dann konnte ich ſie nur in ihm bilden und anwenden; und ſie, wie meine geſammelten Kenntniſſe, und mein Karakter, der beſonders den Menſchen zu dem macht, was er iſt und ſeyn ſoll, bis auf meine körperliche Konſtitution, die zu meinem Wohlbefinden eine ſtete, anſtrengende Bewegung nöthig macht, beſtimmten mich zu einer ganz andern Laufbahn, als die iſt, welche mir mein Verhängniß anwieß. Oft, ſehr oft empfand ich es ſchmerzlich, daß ich meine Beſtimmung verfehlt habe, und mit Bedauern ſehe ich auf mein inhaltleeres Daſeyn zurük,

Digitized by Google

glüklich genug, in dem Schooße meiner Familie eine Entſchädigung für die betrogenen Anſprüche zu finden, die ich an das öffentliche Leben machen zu dürfen mich für berechtigt hielt. Der Menſch gehorcht einem unerbittlichen Schikſale; und Thorheit iſt es, dem zu widerſtreben, was er nicht ändern kann. Dies unbehagliche Gefühl machte mir manche trübe Stunde, und ich entgehe meinem böſen Geiſte, der mich in ihm verfolgt, nur, wenn ich mich aus dem leeren Gewühle und den Klatſchereien des geſellſchaftlichen Lebens in die freie Natur rette. Das that ich auch hier. Der ſizenden, eingeſchloſſenen Thätigkeit müde, ließ ich Kollegien und Bibliotheken, ſezte mich zu Pferde, und durchſtrich den Harz. Auf dem Broken, der mir noch, aus den Sagen der Kindheit, als Bloksberg wichtig war, ſah ich die Sonne auf- und untergehen, wie nie wieder, auch ſelbſt auf den Gebirgen der Schweiz: für mich ein großes, erhabenes Schauſpiel.

Das Schuljahr gieng zu Ende, und ich traf Anſtalten zur Rükkehr nach der geliebten Heimath. Mein Weg führte mich über Kaſſel, das mir vorzüglich gefiel; und die ganze Fußreiſe machte ich mit einem ſeligen Vergnügen, obgleich ſie mich nicht ohne Gefahr durch die Vorpoſten der öſtreichiſchen Armee fuhrte, welche die Franzoſen gegen den Rhein verfolgte. Eine unglükliche Vorbedeutung für mein Vaterland und meinen Aufenthalt in ihm!

Da ich eines Morgens mit meinen zwei Reiſegefährten aus einem Gehölze kam, ſtießen wir auf eine Zigeunerfamilie, die ihr Weſen in dieſer Gegend trieb. Ich folgte meiner Geſellſchaft in einiger Entfernung, mit Gedanken an die Ereigniſſe des Tags und meine Zukunft beſchäftigt; da trat die Mutter der ſorgenloſen Nomaden mir in den Weg. Oeffne mir deine Hand, ſprach ſie mit Zuverſicht, daß ich dir gute Wahrheit ſage! — Ich öffnete meine Hand, die

ſie in die ihrige legte, und aufmerkſam betrachtete. — Recht durcheinander! rief ſie bedenklich und in geheimnißvollem Tone; doch, was du eben gedacht haſt, wird in Erfüllung gehen. Da, nehme dies; und ſo lange du es bei dir trägſt, widerſteht dir kein Weiberherz. — Ich betrachtete den Talisman: es war ein braunes Steinchen. Lächelnd entrichtete ich die Gebühr, gieng weiter, und warf den Schaz, der mich zum erſten Sultan der Welt gemacht hätte, auf den nächſten Rübenaker. — Seltſames Treiben der Menſchen! ſagte ich, launiges Schikſal! Der Zufall der Geburt macht Fürſten und Bettler, gewerbſame Bürger und Nomaden, Chriſten und Heiden. Was ich indeſſen damals gedacht, gieng, der Verſicherung meiner Sibylla ungeachtet, nicht in Erfüllung. Ob mir die weibliche Welt dankbar dafür ſeyn wird, daß ich ihren Herzen, durch eine leichte Bewegung der Hand, großmüthig die Freiheit gab, ſteht zu erwarten.

Endlich kam ich, nach einer Abweſenheit von mehr als einem Jahre, nach dem vaterländiſchen Boden zurük, den ich nie ohne eine tiefe Rührung betrete. Unter den Gewitterſtürmen des Kriegs hatte ich ihn verlaſſen; unter den Gewitterſtürmen des Kriegs fand ich ihn wieder. Ich benuzte die Muße, die ich nun hatte, um das Studium des Natur- und Staatsrechts und der Staatswirthſchaft fortzuſezen. Ich hatte immer eine große Vorliebe für dieſe Wiſſenſchaften, obgleich ich, für meine künftige Verſorgung, keinen beſondern Vortheil aus ihnen zu ziehen hoffen konnte.

Mit dem Frühling erwachten auch wieder neue Entwürfe und Hoffnungen in meiner Bruſt, und ich entwarf den Plan zu einer Reiſe durch die Schweiz, den ich auch denſelben Sommer (1797) noch ausführte. Uiber dieſe Reiſe, welche eine der ſchönſten Epochen meines Lebens bildet, und meine darauf folgende Anſtellung bei der franzöſi-

Digitized by Google

ſchen Verwaltung, die mich zwar nicht mit Geld, aber doch mit mannigfaltigen koſtbaren Erfahrungen bereichert hat, will ich Ihnen, theure Freundin, wenn Sie es wünſchen, in meinen nächſten Briefen Bericht erſtatten.

Digitized by Google

VI.

Blik auf das Leben und die hinterlaſſenen Werke des königl. baier. geheimen Raths v. Klein in Mannheim.

Wenn thätiges, zum Wohl und zur Veredlung der Menſchheit abzwekendes Streben dem talentvollen Gelehrten ein Recht auf die Achtung der Nachwelt giebt, ſo wird der aufgeklärte Menſchenfreund gern ſeinen Blik auf einen Mann richten, deſſen Verluſt Künſte und Wiſſenſchaften betrauern.

Einfache Erzählung der Thatſachen, worauf ſich deſſen Verdienſte gründen, wird ihn in den Stand ſezen, dieſen Mann nach ſeinem wahren Werthe zu würdigen.

Der geheime Rath und Ritter Anton von Klein, geboren 1743 zu Molsheim, einer Provinzialſtadt im Departement des Niederrheins, und geſtorben zu Mannheim am 5ten Dezember 1810, kultivirte und verbreitete die deutſche Sprache und Litteratur in Gegenden und zu einer Zeit, wo die Unwiſſenheit in dieſen Fächern der Gelehrſamkeit beinahe allgemein war.

Digitized by Google

Während das nördliche Deutſchland und die proteſtantiſche Schweiz ſchon ausgezeichnete Schriftſteller in jedem Theile der Litteratur aufzuweiſen hatte, fieng das mittägliche kaum an zu erfahren, daß die deutſche Sprache Regeln habe. Man ſuchte ſogar jeden Unterricht in der Mutterſprache zu entfernen, aus Furcht, die Grundſäze des Proteſtantismus möchten das Herz der katholiſchen Jugend verderben.

Der geheime Rath von Klein war der erſte, welcher in den katholiſchen Klaſſen längs dem Rheinſtrome die verbeſſerte Mutterſprache und den Geſchmak der deutſchen Litteratur einführte.

Er beredete den äußerſt religiösgeſinnten Superior der Jeſuiten, für die Bibliothek des Kollegiums zu Mannheim eine beträchtliche Summe zu verwenden zum Ankaufe berühmter deutſcher Werke, meiſtens proteſtantiſcher Schriftſteller. Das Publikum hierüber aufzuklären, ließ er mehrere Broſchüren druken. Er bewirkte ſogar, daß der Superior den Profeſſoren erlaubte, das Hoftheater, wo man außer der franzöſiſchen Komödie die großen Opern von Metaſtaſio gab, zu beſuchen, um ſich den Geſchmak zu bilden. Die Vorurtheile fiengen an zu ſchwinden, und die Jugend machte Fortſchritte in der neuen Laufbahn.

Der geheime Rath von Klein ſchrieb die erſte heroiſche Nationaloper, welche auf dem pfälziſchen Hoftheater mit vielem Beifall gegeben wurde, und die Fremden in Menge herbeilokte. Dieſe Epoche veranlaßte eine andre, indem ſie den Plan des Verfaſſers zu Errichtung einer deutſchen Bühne realiſirte. Die erſten Sänger und der Kapellmeiſter, der dieſe Nationaloper in Muſik ſezte, behaupteten wider den Verfaſſer, die deutſche Sprache ſey für den Geſang nicht geeignet. Der Verfaſſer dichtete Arien ſo harmoniſch als die italieniſchen, welche ſeine Gegner ihm zitirten, und überführte ſie durch Gründe und Beiſpiele von ihrem Ir-

Digitized by Google

thume. Die Sänger, nur an den italieniſchen Geſang gewöhnt, ſangen nun mit Vergnügen deutſch, und der Kapellmeiſter ſezte zur deutſchen Oper eine meiſterhafte Kompoſition, die weder den Opern Mozarts noch andrer Tonkünſtler nachſteht.

Der geheime Rath von Klein war es, der dem Kurfürſten Karl Theodor zu Errichtung der kurfürſtlichen deutſchen gelehrten Geſellſchaft in Mannheim den Vorſchlag that. Er entwarf den Plan zu dieſer Geſellſchaft, von welcher er beſtändiger Geſchäfftsverweſer war, und trug das Meiſte dazu bei, den Landesherrn zur Beſtätigung dieſes nüzlichen Inſtituts zu bewegen. Er gab die Schriften derſelben in zehn Bänden heraus, wovon drei von ihm ſelbſt ſind: Verſuch eines allgemeinen deutſchen Provinzial-Wörterbuches, in zwei Bänden. Dieſes Wörterbuch bahnte den Schriftſtellern, welche ſpäterhin im nämlichen Fache mit Erfolg arbeiteten, den Weg. Ein Band verſchiedener Gedichte, worunter eines mit dem Titel: Franklin's Empfindungen bei einem Blike in die Natur, ſich auszeichnet. Mehrere Gelehrte haben dieſem Gedichte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und rechnen es zu den ſeltnen poetiſchen Produkten, in welchen bei Erhabenheit der Gedanken alle Reize einer blühenden Einbildungskraft und eines kräftigen Styls aufgeboten ſind.

Er war Stifter zweier Journale, der rheiniſchen Beiträge zur Gelehrſamkeit und des pfälziſchen Muſäums. Von lezterm war er allein Redakteur und Herausgeber. Er bereicherte es mit einer Menge eigner Aufſäze, meiſtens über das Theater, worin er die wahren Grundſäze des guten Geſchmaks entwikelte. Die meiſten dieſer Aufſäze erſchienen im verwichenen Jahre vermehrt mit vielen andern über denſelben Gegenſtand, in einem beſondern Bande, unter dem

Titel: Anton von Kleins dramaturgiſche Schriften.

Im Jahr 1787 gab der geheime Rath von Klein ſeine Tragödie: Kaiſer Rudolph von Habsburg, heraus. Dieſe Tragödie, die erſte in Jamben, ward mit dem beſten Erfolge auf den Schaubühnen zu Wien und Hamburg gegeben. Mehrere Journale ſprachen mit Lob von derſelben. Das dritte Heft der Berliner Annalen des Theaters vom Jahr 1789 enthält eine ausführliche Rezenſion dieſer Tragödie. Nach Auseinanderſezung des Plans bis in den kleinſten Detail und nach Anführung mehrerer intereſſanter Stellen ſchließt Rezenſent, daß der Verfaſſer ein treffliches Originalſtük im hohen Style geliefert habe. Dieſe Tragödie nähert ſich dem Geſchmake der Franzoſen mehr, als jedes andre Theaterſtük der Deutſchen. In der Vorrede der vierten Ausgabe ließt man, daß die vortheilhafteſten Beurtheilungen mehrerer berühmten Schriftſteller bei der erſten Ausgabe erſchienen ſind. In dem Urtheile des deutſchen Oſſians (Denis) heißt es: Er bekenne, daß die Durchleſung dieſes Stükes die Wirkung auf ihn gemacht habe, welche die Kunſtrichter vom hohen Trauerſpiele fodern, und daß er mit denjenigen übereinſtimme, welche daſſelbe als eines der kraftvollſten Produkte im Fache der hohen Tragödie anerkennen, u. ſ. w.

Uiberhaupt waren die Kenner hierin einig, daß der Verfaſſer das Talent der erhabenen Poeſie beſitze, und ſein Fach die hohe Tragödie ſey. Eine Kabale mittelmäßiger Schriftſteller erhob ſich wider ihn, vereitelte damals die Aufführung ſeines Stükes auf dem Mannheimer Theater, nachdem die Rollen ſchon vertheilt waren, und verleidete ihm ein Fach der Dichtkunſt, in welchem er unſtreitig gute Muſter aufgeſtellt, und zur Vervollkommnung der deutſchen Bühne vieles beigetragen haben würde; die erhabenen Si-

tuationen und der kernhafte Styl ſeiner Tragödie ſowohl als die geläuterten Grundſäze ſeiner Kritik laſſen daran nicht zweifeln.

Von dieſem Augenblike an wagte er ſich in alle Fächer der Litteratur. Seine Oden, Epigrammen und übrigen Gedichte, ſeine in Journalen zerſtreuten und auch beſonders gedrukten proſaiſchen Aufſäze tragen nach dem Urtheile berühmter Schriftſteller den Stempel des Genies. Ein Berliner Journaliſt, der ſich angelegen ſeyn ließ, die litteräriſchen Produkte des geheimen Raths von Klein herabzuſezen, geſteht ihm ſatyriſches Talent zu; andre behaupteten, er habe Talent zum hohen Lyriſchen, und wieder andre, ſein Hauptverdienſt beſtehe in Naturſchilderungen; ein Beweis, daß er in dieſen verſchiedenen Dichtarten gute Muſter lieferte.

Sein Werk: Leben großer Deutſchen *), ward von allen großen Bibliotheken Europa's geſucht. Er ſelbſt unternahm die Herausgabe. Er ließ die Kupferplatten dazu ſtechen, die ſich nicht nur durch Schönheit der Ausführung, ſondern auch durch hiſtoriſche Darſtellung edler Karakterzüge auszeichnen, welche der Menſchheit zur Ehre gereichen. Er war allein Herausgeber und zum Theil Verfaſſer dieſes Denkmals deutſcher Größe. Seine Vorrede über Lebensbeſchreibungen und Lebensbeſchreiber iſt eine muſterhafte Theorie der Biographie. Der Styl derſelben iſt blühend und voll Nachdruk. Man findet darin viele neue Gedanken und ſelbſt Erhabenheit des Ausdruks. Er wägt

---

*) Dieſes Werk wird von dem Bruder des Verfaſſers, Profeſſor am k. k. Lyzeum zu Mainz, nebſt einigen andern Gelehrten, fortgeſezt werden. Auch nimmt ſich derſelbe vor, die ſämmtlichen hinterlaſſenen Schriften des Verewigten in mehrern Bänden herauszugeben.

darin die Biographieen aller Nationen und aller Zeiten. Seine Kritik zeichnet ſich aus durch gründliche Erudition und beſtimmtes richtiges Urtheil. Die Biographie von Rubens iſt als ein Meiſterſtük des Verfaſſers in dieſem Werke anerkannt. Lange war man in Zweifel, ob dieſe Biographie von einem Künſtler oder Gelehrten geſchrieben ſey; einem Gelehrten traute man dieſe richtige, genaue Kenntniß der Kunſt, und einem Künſtler den reinen, glänzenden Styl derſelben nicht zu. Dieſe Biographien zogen die Aufmerkſamkeit des deutſchen Kaiſers, des Kurfürſten von Baiern, des Herzogs von Zweibrüken, der baieriſchen Landſtände und mehrerer Suveränen Europa's auf den Verfaſſer, die ihn mit öffentlichen Beweiſen ihres Beifalls beehrten. Mehrere Journale ertheilten dieſem Werke unbeſchränktes Lob.

Sein leztes Werk iſt das Gedicht Athenor. Nach mehrern in Journalen enthaltenen Kritiken dieſes Gedichtes zeichnet ſich daſſelbe aus durch Reinheit der Sprache, durch Richtigkeit der Bilder, Schönheit und Harmonie der Verſe, und durch poetiſche Diktion. Der Dichter der Urania ſagt in einem Briefe an den Verfaſſer, daß er im Athenor die bis zum Eigenſinn getriebene Harmonie der Sprache bewunderte. Der ehrwürdige Pfeffel ſelbſt ſchrieb dem Verfaſſer: Athenor enthalte Schilderungen und Gemählde, die der erſte Dichter jeder Nation an Kindesſtatt annehmen würde, und daß die Leſung der im Athenor enthaltenen lyriſchen Verſe ihn auf die Erſcheinung ſeiner lyriſchen Gedichte ungeduldig mache. Dieſe Aeußerungen finden ſich durch das Urtheil noch mehrerer andrer berühmter Schriftſteller, und ſogar ausländiſcher Journale, beſtätigt.

Der Verfaſſer war eben mit einer Prachtausgabe dieſes Gedichtes, mit Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften und mit Ausführung mehrerer nüzlichen Plane beſchäfftigt, als der Tod ihn überraſchte.

Digitized by Google

Einige Jahre vor ſeinem Tode veranſtaltete er in Paris eine verkürzte Prachtausgabe der Leben und Bildniſſe großer Deutſchen, welche dem k. k. Nationalinſtitut ſchon früher im Original bekannt waren. Dieſes Werk ſowohl, als die übrigen litteräriſchen Produkte des Verfaſſers, veranlaßten ſeine Ernennung zum korreſpondirenden Mitgliede des Nationalinſtituts, und früher zum Ehrenmitgliede mehrerer Akademien und berühmter gelehrter Geſellſchaften Europa's. Die Didotiſche Prachtausgabe, welche unter dem Titel: Galerie historique des illustres germains erſchien, machte Aufſehen am k. k. Hofe, und erregte die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Nation. Napoleon der Große nahm dieſes Denkmal deutſcher Größe ſelbſt aus den Händen des Verfaſſers, und würdigte es des höchſten Beifalls. Die Ehrenauszeichnungen, womit ihn ſowohl der Hof, als die Großen Frankreichs, fremde Fürſten und Miniſter, die erſten Staatsdiener und berühmteſten Gelehrten überhäuften, dürften als eben ſo viele Beweiſe des Verdienſtes des geheimen Raths von Klein gelten.

Die Kunſtwelt verliert an demſelben einen geſchmakvollen Kenner und großmüthigen Beſchüzer. Mehrere Journale rühmten ſein Gemähldekabinet und ſeine Kupferſtichſammlung, welche nun der großherzoglichen Gallerie in Mannheim einverleibt ſind. Erſteres zeichnete ſich mehr durch die Auswahl als durch die Menge ſeiner Stüke aus. Es enthielt mehrere Gemählde vom erſten Range, wovon der Freimüthige vom 16ten und 17ten März 1809 eine flüchtige Beſchreibung giebt. Die Kupferſtichſammlung war merkwürdig durch eine Menge ſchöner und ſeltner Blätter aus allen Schulen, und durch die Reinheit der Abdrüke, worunter ſehr viele vor der Schrift ſich befanden.

Dieſe intereſſante Sammlung gemeinnüzig zu machen, war der geheime Rath von Klein im Begriffe, Vorleſungen

über bildende Künſte in der Mannheimer Gallerie ſelbſt zu halten. Das Programm war bereits gedrukt; ſchon freute ſich das gebildete Publikum, über einen Lieblingsgegenſtand, der zum Zeitbedürfniß geworden zu ſeyn ſcheint, einen Mann zu hören, deſſen gründliche Kenntniſſe und geläuterter Geſchmak im Kunſtfache allgemein anerkannt war; allein das Schikſal verſagte ihm dieſe Freude.

Als Beweis der gemeinnüzigen Thätigkeit des geheimen Raths v. Klein verdient noch angeführt zu werden die in Mannheim von ihm veranſtaltete Herausgabe der lateiniſchen Klaſſiker und mehrerer ausländiſcher ſchöner Geiſter in einer Sammlung von beinahe hundert Bänden. Erſtere zeichnet ſich vor den meiſten bisher erſchienenen Ausgaben durch Korrektheit und typographiſches Aeußere vortheilhaft aus. Unter leztern befindet ſich Heinſe's Uiberſezung von Taſſo's befreitem Jeruſalem, welcher der geheime Rath von Klein einen Preis von hundert Louisd'or ertheilte. Dieſe Unternehmungen, welche außer ihrem unmittelbaren Nuzen auch in Hinſicht des Finanzvortheils bedeutend waren, indem ſie ſehr beträchtliche Summen fremden Geldes ins Land brachten, erwarben dem geheimen Rath von Klein das Vertrauen des Landesherrn, der ihm bei allen Gelegenheiten Beweiſe der höchſten Huld und Gewogenheit gab.

Doch nicht ſowohl die ehrenvolle Ermunterung gekrönter Häupter, als das hohe Ziel, welches der geheime Rath von Klein ſich bei allen ſeinen Entwürfen vorſtekte, feuerte ihn zu nüzlichen Unternehmungen an. Menſchenliebe war ein Hauptzug in ſeinem Karakter und die Triebfeder ſeiner Handlungen, welche ihn auch im gewöhnlichen Umgange des Lebens beſeelte. Keine Aufopferung koſtete ihn, wenn er ſich ſeinen Mitmenſchen gefällig und wohlthätig bezeigen konnte. Wer ihn perſönlich kannte, lobte ſeine zuvorkommende Gefälligkeit und Güte. Dieſen Empfindungen

Digitized by Google

überließ er ſich ganz im Zirkel ſeiner Freunde, und wie mächtig ſie auf ſein väterliches Herz wirkten, beweißt ein Opfer, das er kurz vor ſeinem Tode brachte, und deſſen Größe nur derjenige fühlen kann, der weiß, wie ſchwer das menſchliche Herz ſich von Gegenſtänden losreißt, welche das ganze Leben hindurch ihm die erfreulichſte Erholung und ſüßeſten Vergnügungen gewährten.

Daß bei einem ſolchen Karakter, bei ſolchen Naturgaben, und was noch mehr iſt, bei ſo ausgezeichnetem Erfolge einen aufgeklärten, geſchmakvollen Gelehrten und Weltmann das Leben im Roſengewande begleiten mußte, wird dem Freunde der Litteratur und Künſte um ſo erfreulicher ſeyn, je häufiger ſich ſeinem Blike Beiſpiele vom Gegentheile darbieten.

Die Biographie behält ſich vor, das hier flüchtig Geſagte näher zu beleuchten, und die Anſprüche des geheimen Raths von Klein auf die Achtung der Nachwelt ganz geltend machen.

Digitized by Google

Anzeige.

So groß auch die Schüchternheit war, mit der ich es wagte, meine erſten poetiſchen Verſuche dem Publikum zu übergeben, ſo war doch die Uiberraſchung noch weit größer, mit der ich die zahlreichen Namen meiner Subſkribenten überblikte; und es thut meinem Herzen wohl, hier meinen Dank öffentlich ausſprechen zu können. — Mehrere hundert gefoderte Exemplare haben nicht können abgeliefert werden, weil ſich die Auflage vergriffen hatte. Indeſſen verdanke ich dies mehr der Güte meiner Freunde, als dem Werth meiner, mehrentheils in trüber Geiſtesſtimmung niedergeſchriebenen Lieder.

Jezt kündige ich ein neues Bändchen von Gedichten an, und wünſche nichts mehr, als daß die Töne meiner Muſe eben ſo die Herzen meiner Leſer anſprechen mögen, als ſie rein und wahr dem meinigen entquollen. Die Schimmer der Morgenröthe, die meine Tage aufzuhellen beginnen, haben den düſtern Dämon größtentheils verdrängt, der in meinen erſten Verſuchen meine Empfindung faſt bloß zu Elegien hinriß. Ich habe ſchon in meiner vorigen Anzeige geſagt, daß meine Lieder blos der Empfindung und dem Gefühl ihr Da-

Digitized by Google

ſeyn verdankten, und daß ich mich, mit der höhern Kunſt der Poeſie unbekannt, blos den Eingebungen meiner dichteriſchen Anlagen hingäbe. Ich weiß mir keinen ſchönern Namen, als den einer Dichterin der Natur zu erwerben; wem ihre genügen, der wird mir gern in ihre Räume folgen, und meine Lieder nicht ganz unbefriedigt leſen.

Der Subſkriptionspreis dieſes Bandes iſt 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.; hernach wird er in den Buchhandlungen bis zu 1 Rthlr. 8 Ggr. oder 2 fl. 24 kr. erhöht werden.

Außer mir kann man ſich an meine auswärtigen Freunde, an die Kriegeriſche Buchhandlung zu Marburg und Caſſel, und an alle Buchhandlungen wenden, wo dieſe Anzeige zu haben iſt. Zu Frankfurt nimmt die Redaktion der gemeinnüzigen Blätter Beſtellungen an, und in Darmſtadt die Stahl'ſche Buchdrukerei. Das zehnte Exemplar erhält der Sammler.

Darmſtadt im Juli 1811.

Eliſe Sommer,
geb. Brandenburg.

Digitized by Google

I.

Gedichte.

Am Schluſſe des Jahrs 1811.

Sey uns in deinem Scheiden noch geprieſen,
Du Jahr der ſchönſten, freundlichſten Natur!
Du lächelteſt zu heitern Paradieſen
Der Berge Höh'n, der Thäler ſtille Flur.
Nie ſah'n wir Ceres ſchöner ſich bekränzen,
Pomona's Reichthum nie ſo üppig glüh'n,
Und nimmer tanzt' in ſeinen Siegestänzen
Der Weingott jubelnder dahin.

Wie lieblich biſt du nicht vorbeigezogen!
So ſegensvoll und doch voll Majeſtät:
Als deine Krone ſchimmert' an dem Bogen
Des Firmaments der ſtolzeſte Komet.
Die Erde bebt' in ſchmetternden Gewittern,
Denn Kraft und Milde ſind dein ſchönes Bild;
Trinakriens Geſtade — ſie erzittern,
Indem des Aetna's Donner brüllt.

Digitized by Google

Zu jeder Wohlthat warſt du auserkohren:
Dem größten Manne gabſt du einen Sohn;
Den König Roma's haſt du uns geboren,
Befeſtiget des Imperators Thron.
Gefeiert kamſt du, und gefeiert ſchwindeſt
Du in das Meer der grauen Mutter Zeit;
Allein in Klio's Marmortafeln findeſt
Du deines Ruhmes Mahl geweiht.

Ein Kranz nur fehlt dir: ach, Europens Frieden,
Auch du haſt ihn vom Himmel nicht gebracht;
Noch donnert dort in dem empörten Süden
Die Eumenide Krieg, der Gott der Schlacht.
Der Fanatismus wirft die Feuerbrände,
Und Stadt und Land verſinkt in Schutt und Hauf,
Und freche Prieſter heben ihre Hände,
Anſtatt zu Gott, zum Morden auf.

O edles Volk, wer wird dein Schikſal wenden,
Wer fuhret dich von deinem Wahn zurük!
O lerne glauben: was die Götter ſenden —
Die Unbegreiflichen — ſie ſenden Glük.
Und wenn die donnerſchwang're Nacht verſchwunden,
Und Helio's das Wolkenheer durchbricht,
Erſcheinen uns der Zukunft beßre Stunden,
Und aus dem Chaos ſteiget Licht.

Du, die ſo ſtolz Neptunus Dreizak führet,
Unbiegſame, grauſame Albion!
Die Ozeane, wie ein Land, regieret,
Wie lange ſprichſt du noch den Völkern Hohn!

Digitized by Google

Nie willſt der Meere Freiheit du erkennen,
Du willſt nur herrſchen, willſt nur Kampf und Sieg;
Und ſo wirſt du in dein Verderben rennen:
Du untergehſt im ew'gen Krieg.

Die alte Jungfer.

Sehet da die alte Kunigunde,
Sie, das Ziel von euerm matten Spott!
Seht, ſie feiert ihre Andachtsſtunde,
Und ihr Herz iſt nur erfüllt von Gott.
Dieſes Herz, das von den wilden Trieben,
Die das eurige mit Wuth durchglüh'n,
Wie des Himmels Aether, rein geblieben,
Hebt ſich nur zum reinen Himmel hin.

Hättet ihr das ſchöne Weib geſehen
In des Lenzes friſchem Roſenkranz,
Hold, wie Anadyomene, ſtehen,
Lieblich ſchweben in dem Reihentanz;
Rund umflattert von den Schmetterlingen,
Die in ihrer tauſend Reize Licht,
Sengend ihre Flüglein, ſich verfiengen —
O ihr lachtet dieſes Weibes nicht!

Hymen bot ihr hundertmal die Kerzen,
Seine Myrthen hundertmal ihr an;
Aber immer trug in ihrem Herzen
Sie das Bild von einem theuren Mann.

Digitized by Google

Sie, erfüllet von den hohen Zügen
Eines Mannes, von dem Ideal
Ihrer Liebe, ſah den Lenz entfliegen,
Wie ein Veilchen im verlaßnen Thal.

Reiche Geken, fade, ſtolze Thoren,
Wüſtlinge der großen, feinen Welt,
Waren nicht für dieſes Weib geboren,
Das noch izt auf ſeine Würde hält.
Sie, ſchon längſt von ihrer Zeit vergeſſen,
Glich dem wunderſeltnen Diamant,
Der, von keines Menſchen Hand beſeſſen,
Keinen Herren, ſeiner würdig, fand.

Unter allen Männern, die da ſaßen,
War der Mann nach ihrem Herzen nicht,
Und ſo that ſie auf den Gattin-Namen,
Auf die Mutterfreuden, frei Verzicht.
Frei, nicht ſchmerzlos, denn das Weib hat Eine,
Eine einzige Beſtimmung nur:
Es ſoll Gattin, Mutter ſeyn, ſonſt keine;
Jede andre weicht von der Natur.

Freilich wohl, die Zeit heilt jede Wunde;
Wohl uns Armen, ewig iſt kein Schmerz!
Und beruhigt blikt izt Kunigunde,
Mit der Welt verſöhnet, himmelwärts.
In das traute Zimmerchen verſchloſſen,
Wo ſie, ungeſehen und allein,
Ihre ſtille Thränen oft vergoſſen,
Will ſie ſich dem Ewigen nur weih'n.

Digitized by Google

Und dies Mädchen — ihr könnt es verhöhnen?
Kennet ihr wohl in der ganzen Schaar,
Kennt ihr unter euern tauſend Schönen
Eine edlere, als dieſe, war?
Aber ihr, ihr kennt nur das Gemeine,
Was ſich leicht in eure Kränze flicht;
Doch erhab'ne, göttliche und reine,
Seltene Naturen kennt ihr nicht.

Aber wenn auch gleich der Mund der Spötter
Frevelhaft das Heilige entweiht,
Uibt der Dichter, in dem Dienſt der Götter,
Die vergeltende Gerechtigkeit.
Denn nach tauſend ausgelitt'nen Schmerzen,
Und nach deines Edens Untergang,
Mädchen, lebſt du noch in ſeinem Herzen
Und in ſeinem ehrenden Geſang.

Elegie,

meinen Freunden, dem Herrn Direktor Hauf und ſeiner Gemahlin, zu Brünn in Mähren, geweiht, am 1ten Jänner 1810.

Leiht mir euern Pinſel, eure Farben,
Meines Geiſtes heitre Bilder ſtarben,
Alle ſeine Blüthen ſind verſchwunden,
Wie die Geiſter längſt entflohner Stunden!

Digitized by Google

Ernſt umflort von dunkelm Nebelſchleier,
Grüßet die Natur des Jahres Feier;
Für mich wurden ſeine erſten Horen,
Unter Trauermelodien geboren.

Alles trägt mir das Gewand der Trauer,
Einſamkeit! ich fühle deine Schauer,
Bei des Tags Erwachen, in des Abends Röthe
Fühl' ich tiefer meines Lebens Oede.

Euch, Ihr Edlen, hab' ich einſt gefunden,
Höh'rer Freundſchaft Glük durch Euch gefunden.
Tiefer ſchmerzen heut' der Trennung Wehen —
Werd' ich Euch, Geliebte! wieder ſehen?

Das Wiederſehen,

als Herr Direktor Hauf den folgenden Sommer durch Marburg reißte.

Sonnet.

Trübe ſank für mich der Lenz hernieder,
Elegien tönten durch den Hain;
Thränen glänzten oft im Mondenſchein,
Philomele ſang mir Trauerlieder.

Digitized by Google

Und in ſchwarz umnachtetes Gefieder
Hüllte alles ſich — ich gieng allein,
Wo ich einſt, im ſeligſten Verein,
Mit dem edlen Freunde, wahr und bieder,
Mit der Freundin durch die Fluren wallte,
Bis der Abendſänger Lied erſchallte,
Geiſt in Geiſt verſunken, Arm in Arm,

Immer edel, immer treu und warm.
Euch entbehrend ſang ich Trauerlieder,
Mit Dir kommt der holde Frühling wieder.

Erwekung.

Ode, 1809.

Lange ſchwieg verklungen der Lyra Ton mir!
Welche Gottheit, welche der Muſen wekt ihn?
Und ihr Klaglaut, ſoll er im Sturm der Zeit auch
Bange verſtummen? —

Alſo dacht' ich, wallend am ſtillen Abend;
Phöbus ſank, geflügelte Funken ſchwärmten
Leiſ' im Hain, da ſchwebte mir eine lichte
Zarte Geſtalt vor.

Digitized by Google

Feſtlich ſprach ſie: Richte dich auf und ſuche
Du dein Saitenſpiel, es erklingt ja willig;
Luſt und Kraft noch hebt den belebten Geiſt dir,
Auf und berühr' es!

So erſcholl einſt Herders geliebte Stimme
Mir, der Anruf klang in dem Herzen wieder;
Biſt du, rief ich, Himmliſche! des Verklärten
Muſe? — Du biſt es!

Und ſie ſprach dann weiter mit heil'gem Ernſte:
»Unhold iſt die Zeit dem Geſang, die Welt riß
»Aus den Angeln, böſe Dämonen wallten
»Uiber der Menſchheit.

»Reiche ſind zerſtört, und getrennt ſteh'n Völker,
»Treulos ward am Vater der Sohn, der Freund am
»Freund, und alte Tugend und alte Sitte
»Bannte die Neuſucht.

»Gährung braußt noch unter den Elementen;
»Bald doch ſteigt ein Wonnegefild des Friedens
»Aus dem Chaos, Böſes verſinkt zum Orkus,
»Gutes erblüht dann.

»Nicht verzweifelt! Dunkel entweicht dem Glanze
»Jenes Urlichts, rein von dem Aether flammend;
»Was ſchon hell war, wird den verjüngten Erdkreis
»Heller umſtrahlen.

»Ausgebüßt noch ſoll das Vergehen werden,
»Und Aſträa läutern das Heil vom Unheil,
»Bis die Frevel Nemeſis ſtraft und Pallas
»Ewig hinwegbannt.

Digitized by Google

»Nicht mit Pfeil und Bogen vermag's Apollo,
»Und nicht Hermes bändigt das Thier im Menſchen;
»Mars ergrimmt's noch mehr — und nicht Zevs bezähmt es;
»Aber Minerva.

»Harre nur!« ſo klang die gehob'ne Stimme,
Daß im Wiederhall' die Gebirg' und Thäler
Laut erſchollen, und der bewegten Bäume
Wipfel ſich neigten.

Und ſie ſchwand, — da blikte durch Silberwolken
Luna ſanft herab; — an der Ulme rührte
Sich das Saitenſpiel, ich ergriff es wieder,
Und es ertönte.

Digitized by Google

II.

Julius.

In Briefen.

Erſter Brief.

Guſtav an Julius.

Ich geſtehe Dir, mein Freund, daß es oft ein Gegenſtand meiner ſtillen Betrachtung iſt, wie wir beide Freunde ſeyn können. Zuweilen iſt mir's, als ob ſich unſere ganze Verbindung wohl nur auf den Umſtand gründe, daß wir die Kinderzeit zuſammen verlebten. Wir genoſſen alles zuſammen: unſere beiderſeitigen braven Eltern, unſern Unterricht, unſere Spiele, unſer ganzes Kinderarkadien. Solche erſte Bande des zarteſten Lebens ſind und bleiben, kraft der ewigen und ſüßeſten Reminiſcenzen, unauflöslich. Gedenke ich noch izt, o Julius, jenes Maiabends, wo wir in dem Parke Deines Vaters zu den Füßen unſerer Lieblingsſtatüe,

Digitized by Google

der ſtolzen Diana, den weinenden Adagioton des Klaviers Deiner unglükſeligen Tante und ihren unter Thränen hinſterbenden Geſang belauſchten, als unſere unſchuldsvolle Seelen, ergriffen von der nie erklärten Magie des Wohllauts, in einander floſſen, wir unſere Thränen miſchten, ohne ſprechen zu können, und überſelig in Wehmuth waren, ſo drüke ich Dich in dieſen Erinnerungen an mein träumendes Herz. Einmal waren wir doch Eins.

Aber ob wir es noch ſind, ob wir es noch ſeyn können? Ob wir nicht, wenigſtens im äußern Leben und Thun, Antipoden geworden? Du lächelſt; aber laß uns ſehen. Schon unſere ſo diſparate Beſtimmungen müſſen uns von einander entfernen. Du biſt ein reicher Freiherr, und zu Hofſtellen oder für die diplomatiſche Laufbahn beſtimmt; ich, der Sohn eines Predigers, ſoll wieder predigen. Da ich nun das ſoll und will, ſo widme ich auch mein ganzes akademiſches Leben mit Ernſt dieſem Zweke, und alſo jenen Wiſſenſchaften, die Dir ſo unfruchtbar für Geiſt und Herz ſcheinen, weil Du von ihren Früchten nichts wiſſen kannſt. Aber Du, mein Julius, ich bitte Dich, was thuſt Du für Deine künftige Beſtimmung? Du, der bei weitem zu viel Geiſt und Kraft, zu viele Talente hat, als daß er einſt blos ſeine Renten eſſen, das beliebte Miſtjunkerleben führen könnte? Dein iziges Leben iſt, wie ſoll ich doch ſagen? ein Crugantinoleben, ohne Beſtimmung, ohne Konſequenz, ohne Axe und ohne Pole. Es hat kein Anſehen, daß Du etwas werden willſt; ſondern es ſcheint, Du willſt bleiben, was Du ſchon biſt. Aber das kannſt du nicht einmal; vorwärts oder zurük; kein Stillſtand, iſt des Menſchen Seyn. Die eigentlichen Wiſſenſchaften ſind Dir ein Greuel, weil dieſe Heſperidenfrüchte nur dem Athleten zu Theil werden; im ganzen ungeheuren Felde der Litteratur ſuchſt Du nur Blumen für Deine ſelbſt-

eigene Anthologie; Du ſuchſt nur Genuß. Du ſchwärmeſt in den Reichen der Ideale herum, ohne zu bedenken, daß Du doch in dieſes ſpröde, eiſerne Reich der Wirklichkeit gebannt biſt. Was für dieſe Noth iſt, muß billig vorgehen. Deine Homere und Oſſiane, Deine Horaze und Anakreone, und, mit Deiner Erlaubniß, Deine eigne Muſe, ſollten nur die ernſte Nacht des Studiums mit ihren Regenbogenfarben erheitern, aber nicht die Sonnen ſeyn, um welche ſich Dein geiſtiges Weſen treibt. Und da ich doch ſo gut im Gange bin, Deine Freundſchaft auf die bitterſte Probe der Geduld zu ſezen, noch das: im Denken und Dichten hängſt Du an Idealen, in dem wirklichen Leben an dem Gemeinen. Deine Umgebungen taugen nichts, den jungen von Krone ausgenommen, den Du den Trokenen nennſt. Von Deinen Freundinnen mag ich gar nichts ſagen; Du kannſt ſie ſelbſt nicht ſchäzen.

Nimm Dich zuſammen, mein Freund, ſey Deiner ſelbſt würdig! Du biſt nicht für das Gemeine geboren; Du biſt edlerer Natur, und darfſt kein gewöhnlicher Student ſeyn. Ich kann Dir nichts ſagen, was Dir neu iſt; aber ich liebe Dich, und kann deswegen nicht ſchweigen. Ich mögte Dich ſo vollkommen ſehen, als Du ſeyn kannſt, und das müßte viel ſeyn. Wäre ich Du, ich wollte wohl den Beweis geben. Aber jeder kann nur mit dem Krüglein ſchöpfen, das ihm die Natur gegeben, und ich wende meine wenige Mittel gewiſſenhaft an. Spotte mir nicht dieſen Brief zu einer Probepredigt; er iſt blos eine Folge der Betrachtungen, auf welche mich Deine Briefe führten. Verſtehe mich nicht falſch, und bleibe überzeugt — mein Ton ſcheine Dir immerhin pedantiſch — daß ich nie aufhören kann, Dich zu lieben, und Deine Würde für meine eigne zu halten.

Zweiter Brief.

Julius an Guſtav.

Video proboque meliora, deteriora sequor.

Bei Erblikung Deines Briefes, mein lieber Guſtav, beſtellte ich ſogleich eine Bouteille von dem Weine, der ſeines Gleichen in ganz Europa weiter nicht hat. Und daran that ich ganz wohl. Denn gleichwie — da gukt freilich ſchon wieder der Poet heraus — gleichwie fallende Haubizen mit naſſen Tüchern gelöſcht werden, ſo nahm ich jedesmal bei Deinen Streifſchüſſen zur Abkühlung, zum Niederſchlagen, einen Becher Nektar. So habe ich denn Deinen ganzen Brief verdaut, Du gutmüthiger Menſch, mit Deiner ſchwarzen Brille! (man hat auch grüne) und habe Dich immer lieber, je mehr Sottiſen Du mir ſagſt. Daß Du nach Deiner, nach meines Vaters, nach der meiſten Menſchen Anſicht Recht haſt, glaube ich ſelbſt; aber, ohne mein eigner Apologet ſeyn zu wollen, will ich mich nur über mich ſelbſt ein wenig erklären und offenbaren.

Des Unterſchieds unſers beiderſeitigen Verhältniſſes zur Welt erwähnſt Du ſelbſt. Du mußt, leider! ein Brodſtudium treiben; ich werde von meinen Renten leben können. Du wirſt arbeiten müſſen, ich nicht. Es iſt ein abgeſchmakter Gemeinſpruch: der Menſch ſey in der Welt, um zu arbeiten; lieber Gott! er arbeitet nur, um in der Welt ſeyn zu können. Die Arbeit — ſchon das Wort klingt in allen Sprachen hart — iſt nur eine Tochter der Noth. Verſtehe mich recht, Beſchäftigung, freie Thätigkeit muß der Menſch haben; alle ſeine phyſiſchen und moraliſchen Kräfte ſtreben nach Aeußerung und Entwikelung. Aber das iſt nicht Arbeit, und ich kann deswegen nicht leiden, wenn man ſagt:

der Dichter, der Künſtler arbeitet. Was iſt denn nun ſo ſeltſames daran, wenn ich geneigt bin, das Brod, das mir das Schikſal ſchon gab, zu eſſen, ohne noch weiters dabei zu arbeiten? Nähme mir das Schikſal das Gegebene, ſo würde ich immer durch meine Kenntniſſe Brod verdienen können; aber bis dahin finde ich ſelbſt das Miſtjunkerleben, in welchem ich doch einige Bauernfamilien glüklich machen kann, edler und ergözender, als eine nichtsſagende Hofcharge oder das geiſttödtende Hinbrüten in hochfürſtlichen Dikaſterien.

Uibrigens, lieber Guſtav, ſtudire ich in der That; aber freilich nicht ſo, wie man es vorgeſchrieben hat. Allein ich laſſe mir mein Arkadien nicht von den Katheberaltmeiſtern mit Diſteln und Dornen beſäen. Mir lacht noch das Leben, und indem Du in den trüben Sümpfen der Theologie lautere Milch für Deinen Geiſt ſuchſt, und auch glüklicherweiſe gar zu finden glaubſt, verſammle ich in meiner heiligen Halle die olympiſchen Götter, Göttinnen und Heroen um mich her, und meine Homere und Horaze, ſo wie meine eigne Muſe, deren Du boshaft neben jenen erwähnſt, feiern die Uiberirdiſchen.

Ich hoffe, daß Du gegen dieſe meine idealen Umgebungen mit Fug und Recht nichts einzuwenden habeſt, und mein Vater, denke ich, eben ſo wenig, da ſie zum Theil zum älteſten Adel gehören. Anlangend aber meine wirklichen, materiellen, leibhaftigen Umgebungen, ſo bezieht ſich freilich auf dieſe die lateiniſche Deviſe des gegenwärtigen Sendſchreibens. Aber, mein guter Guſtav, ſage doch, macht man ſich ſeine Umgebungen ſelbſt? Könnte ich, wie Dein geprieſener von Krone, ein Anachoretenleben führen, und mich in Leyseri ſchweinslederne Meditationen, wie ſich Jean Paul ausdrükt, verſenken, ſo wäre freilich vieles anders. Aber ich kann nicht; ich mag nicht bloß unter den

Todten leben. Und daß meine Lebendigen nicht viel werth ſind, iſt nicht meine Schuld. Ich habe eben keine große Wahl von Geſellſchaften zu treffen; eine gleicht der andern, wie ſich die Eier gleichen. Was meine liebe Freundinnen angeht, ſo habe ich Dir nur folgende Erklärung darüber zu geben. Wie manche Philoſophen eine ſo große Achtung für die Menſchheit, aber keine für die Menſchen haben, ſo ich, in Beziehung auf das ſchöne Geſchlecht, für die Weibheit, aber nicht für die Weiber. Aber verdammt will ich ſeyn, wenn ich dazu etwas kann. Das einzige wahrhaft achtungswürdige Weib, das ich kennen lernte, war — meine Mutter; alle andre, ſo kurante Weiber und Mädchen, eitle Närrinnen, Koketten, Klatſchzungen oder gar noch etwas Schlimmeres. Meine Ideale finde ich nirgends; nirgends meine Urania, meine Charitinen; keine Kornelia, Porzia; keine Aſpaſia, keine Ninon. Was iſt nun zu thun? Soll ich mich keines Gemähldes freuen, es müſſe denn ein Raphael oder Correggio ſeyn? Bin ich nicht weiſer, wenn ich meine Welt — denn Deine oder eines Dritten Welt iſt ja nicht die meine — ſo freundlich, als möglich, in mich aufnehme, und dankbar nach den Kränzen greife, welche die Horen des flüchtigen Lenzes bieten? Es iſt wahr, ich habe da eine Aſpaſia — oder eine Mama à la Jean Jacques — und dann auch eine kleine, niedliche Laidion, die ich eben nicht gern vor Deinen Richterſtuhl, Du theologiſcher Rhadamantus! bringen mögte. Indeſſen — es gilt eine Wette! — beſſer ſind ſie nicht aufzutreiben; und was kann ich denn weiter thun, als das Beſte wählen?

Aber einmal Scherz bei Seite, wozu ich mich ſelten entſchließe. Dein freundſchaftliches Intereſſe an mir, das ſich auch, wenn Du böſe thuſt, ſo herzlich ausſpricht, werde ich nie verkennen. Indeſſen ſorge nicht; Libertin kann Dein Freund nicht werden. Aber gewiß iſt es, daß ich weit beſſer

wäre, als ich bin, hätte ich das erſte und höchſte Glük gehabt, das die guten Götter dem Jünglinge geben können, und meine erſte Liebe hätte einen heiligen und darum auch heiligenden Gegenſtand gefunden. Jeder wird, was er unter den gegebenen Umſtänden werden kann, ein Agathon, ein Hippias, oder auch etwas anders als dieſe.

Lebe wohl, lieber Prediger! Ich empfehle Dich dem Schuze Gottes.

Dein Julius.

Nachſchrift.

Wenn Du meinſt, daß ich gar nicht arbeite, ſo biſt Du ſehr irre; ich leſe eben Sonnenbergs Donatoa.

Dritter Brief.

Julius an denſelben.

Du haſt wahrſcheinlich keine Muße, an mich zu ſchreiben. Vermuthlich biſt Du unter Dogmatikern und Exegeten lebendig begraben. Aber ich, obgleich ich noch an Donatoa's Geſängen arbeite, ſteige doch aus meinen Sonnen herab, und laſſe mich herunter, an Dich zu ſchreiben. Es iſt übrigens immer ein Bedürfniß für mich, Dir alles zu berichten, was mich intereſſirt; und dieſer Brief ſoll Dir einen Tag meines Lebens beſchreiben, der mir ſtets unvergeßlich ſeyn wird.

Der von Krone lud mich zu einer Luſtparthie auf das Schloß B. ein. Die Geſellſchaft beſtand aus ſeiner ältern Schweſter — die jüngere iſt Geſellſchaftsdame der Fürſtin von B. — noch zwei andern Damen und uns beiden. Kaum war die Sonne aufgegangen, als wir aus dem Thore fuh-

Digitized by Google

ren; der ſchöne Sommermorgen und der kühlende Hauch der Luft nach einer ſchwülen Nacht wirkte wohlthätig auf uns. Wir waren ſtill, und in unſere Empfindungen verſenkt. Fräulein Sophie blikte nach den ſonnumglänzten Gebirgen, und begann plözlich den Gellertſchen Geſang: »Wie groß iſt »des Allmächt'gen Güte!« Die Andern ſtimmten ſogleich ein, und mich überfiel eine ſo innige, religiöſe Wehmuth, daß ich mich kaum der Thränen enthalten konnte. Mein ganzes Herz hielt Gottesdienſt, und blieb für den übrigen Tag in dieſem reinen Tone. O Guſtav! ich glaube es ſelbſt, daß ich keine Selbſtſtändigkeit habe; ich bin einem Inſtrumente gleich, das von der ſpielenden Hand abhängt.

Wir kamen gegen Mittag auf dem Schloſſe an. Man hatte verabredet, in dem ſogenannten Tannenhaine, eine halbe Stunde davon, den Tag zuzubringen. Die Geſellſchaft verſammelte ſich nach und nach, und beſtand aus Herren und Damen des Hofes, die mir eben nicht intereſſant ſchienen. Indeſſen war doch wenigſtens eine der Damen auffallend, das junge Fräulein von Hagen. Eine kleine Karrikatur, mit einem außerordentlich langen Lokenhaar, unter lauter Tituſſen; blaß und verſchmachtet, als hätte ſich ihre Natur in dem üppigen Haarwuchſe erſchöpft; ſtets bewegt in den affektirteſten Haltungen, und ihre kleine ſchwarze Augen, unſtät hin- und herrollend, ewig ſprechend, ohne Andre hören zu wollen; kurz, eine unausſtehliche Totalität. Und dem ungeachtet wurde ich bald gewahr, daß dieſer Gnom ſich des Herzens unſers braven Krones zu bemächtigen gewußt hatte. Er ließ mich merken, daß alles Entſezliche an der von Hagen Originalität ſey, und ich ließ das auch gelten. Als man eben aufbrach, erſchien Amalie von Krone. Aber, mein Guſtav, wie beſchreibt man ein ſchönes Mädchen! Wie man es auch macht, es giebt nur das Bild eines ſchönen Mädchens, aber kein Porträt. So warnt Leſſing

den Dichter vor Beſchreibungen von Gärten: das Individualiſiren iſt zu mißlich. Ich kann ſchon das Auge, den Blik Amaliens, nicht beſchreiben. Alles, was ich ſagen könnte, würde auch auf andre Augen paſſen; aber niemand ſonſt hat ſolche. Du weißt, ich bin ſonſt nicht im mindeſten blöde, nicht leicht zu frappiren; aber vor dieſer Urania ſtand ich wie vernichtet. Es war mir lieb, daß wir gleich ins Freie kamen; ich bot Amalien meinen Arm. Wir giengen den langen Park des Schloſſes, durch Alleen von Pappeln und Platanen hindurch; und da die Geſellſchaft ſtärker, als Amalie, gieng, blieben wir zurük. Ich Dummkopf wußte nichts zu reden, eben weil ich keiner ſcheinen mogte; und vom heißen Wetter mogte ich doch nicht gern viel Weſen machen. Endlich ließ Amalie das Glokenſpiel ihrer Zunge hören: »Sagen Sie doch, Herr von Frankenberg, ſind die Gedichte »in dem Almanache von —, welche Julius unterzeichnet »ſind, wirklich von Ihnen, wie man mir geſagt hat?«

Ja, mein Fräulein.

Sie nannte mir einige Gedichte, die ihr beſonders gefallen hatten. Mir wurde bei dieſem Lobe aus ſchönem Munde, als ſeze man mir auf dem heiligen Kapitol den geweihten Lorbeerkranz auf das Haupt. Den Kranz des Dichters halte ich ohnehin, wie Du weißt, für den ſchönſten unter allen; aber er wird auch nur wenigen zu Theil. Indeſſen darf es in jeder Kunſt Dilettanten geben, und dieſe können die Muſen mit Enthuſiasmus lieben, ob ſie ſchon auf den Kampfpreis Verzicht thun; der Beifall einer holden Freundin, eines lieben Freundes iſt auch ein Lohn. Genug daß wir nun einen unerſchöpflichen Stoff zur Unterhaltung hatten, die wir noch im Tannenhaine fortſezten. Wir speiſeten in einer dunkeln Laube, und bei der Muſik von Waldhörnern und Klarinetten. Aber ich hatte nur Auge und Ohr für das gefundene Ideal. Als wir nach Tiſche den

Hain durchſtrichen, fanden wir uns ſtets zuſammen. Mir war es, als kennten wir uns ſeit lange. O, warum iſt das nicht der Fall! Dann wäre ich deiner würdig geblieben, Amalie, du Mädchen mit Gefühlen, ſo rein, wie des Himmels Aether!

Gegen Abend ſtieg ein Gewitter auf, und die Damen eilten nach Hauſe. Das lezte Paar war wieder — Amalie und ich. Kaum waren wir auf der Landſtraße, ſo erhob ſich der Sturm, und hüllte uns in die fürchterlichſten Staubwolken. Bei jedem Windſtoße ſtellte ich mich vor Amalien, und hielt ſo den Staub von ihr ab. Sie lächelte dann freundlich zu mir auf, und ich war ſelig in dem tobenden Gewitter. Als wir in den Park traten, rauſchte das Wetter majeſtätiſch in den hohen Pappeln und Platanen, welche die wankenden Gipfel neigten; die Blize zukten durch die düſtere Nacht, und wir giengen langſamer, um dieſes Schauſpiel länger zu genießen. Ein ſeltſames, unerklärbares Gefühl überfiel mich; mir war's, als würde ich Amalien nicht mehr ſehen. Nie war ich in einer ſo feierlichen Stimmung. Ich nahm des Mädchens Hand, und ſagte: Amalie, laſſen Sie mich Ihnen hier Lebewohl ſagen! Sie ſtand ſtill, und ſah mich groß an. Ich umarmte ſie gleichſam ohne Bewußtſeyn, und ſagte: Leben Sie wohl, liebe Amalie! »Leben »Sie wohl, lieber Julius!« ſagte ſie. Das hohe, reine Mädchen war ohne die mindeſte Verlegenheit, ruhig und voll innerer Würde. Ewig lebt dies Bild in meiner Seele; ich bin ein anderer Menſch, ſeitdem es mich erfüllt.

Ich fühle mich einſam und verlaſſen; ich kann nur ſie denken. Ich habe ein Sonnet an ſie gedichtet, das ich für gut halte; ich will es in dem Almanach abdruken laſſen, den ſie jedes Jahr erhält, und deswegen theile ich Dir es hier nicht mit.

Schreibe mir; Bücher mag ich nicht leſen. Lebe wohl!

Digitized by Google

Vierter Brief.

Julius an denſelben.

Die Herbſtferien beginnen, und mein Vater erſcheint, um mich auf eine grauſame Art zu überraſchen. Ich ſoll die Akademie verlaſſen, eine Stelle antreten, und ein reiches Fräulein heirathen. Ich habe ihm meine Liebe für Amalien geſtanden; aber er ſcherzte darüber. Der Umſtand, daß ich ſie nur wenige Stunden geſehen, machte ihn herzlich lachen. Und doch, Guſtav, kenne ich kein Mädchen genauer, als dieſes. Alles, was ich von dem Vater erhalten konnte, der noch ſtets den Militärton liebt, war, daß er einwilligte, die Familie von Krone und meine Göttin kennen zu lernen.

Ich bin nicht mehr der nämliche; ich muß, glaube ich, eine wahre Werthersfigur machen. Alle Aſpaſien ſind vergeſſen; die Kommerzkameraden ſehe ich nicht mehr; nur den von Krone beſuche ich, weil er der Bruder iſt. »Meine »Schweſter iſt ein liebes Mädchen,« ſagte dieſer geſtern; »aber ſie iſt zu ſonderbar, zu genial.« Er erklärte ſich nicht weiter. Mein Vater iſt bei den Kroneſchen ſchon wie zu Hauſe, und morgen fahren wir nach B., um die Holdſelige zu ſehen. Wenn wir zurük ſind, ſeze ich den Brief fort. Mögte ich doch das mit Freude thun können am folgenden Tage!

Mein geſtriger frommer Schlußwunſch war vergebens. Du weißt, lieber Guſtav, daß ich von jeher die ſogenannten Sonderlinge nicht liebte; am wenigſten die weiblichen, die aber, Gott Lob! auch ſeltener ſind. Und jezt muß ich das Unglük haben, auf dieſe räthſelhafte Amalie mit meiner erſten ernſthaften Neigung zu fallen.

Krone und ich ritten, die Andern fuhren. Er hatte natürlich meine Neigung zu ſeiner Schweſter bemerken müſ-

ſen, und ſtellte ſich richtig vor, daß dieſe Parthie Beziehung darauf habe. Er iſt von Herzen mein Freund, und glaubte, mich auf das Unerwartete vorbereiten zu müſſen. Vor dem Thore fieng er an: »Lieber Julius, ohne Umwege, »ein Wort! Haſt Du Abſichten auf Amalien?« Ich ſagte ihm alles mit der Lebhaftigkeit, die mir eigen iſt. Er ſah' lange vor ſich hin, und ſagte endlich: »Wir lieben Amalien »alle von Herzen, und doch hat ſie uns ſchon viele Sorgen »gemacht. Sie hat ſchon die ſchönſten Parthien ausgeſchla»gen, ohne einen andern Grund anzugeben, als den, ſie »möge nicht heirathen. Verſuche Du Dein Glük; aber »hoffe nichts. Sie hat ſchon eine gute Meinung von Dir; »aber das macht bei ihr nichts aus.« Izt wurde ich ſtille, aber nicht beſtürzt; denn, dachte ich, ein Mädchen von achtzehn Jahren, das in der ganzen Liebenswürdigkeit ſeines Geſchlechts, in dem blühendſten Reize der Jugend, nicht heirathen wollte, wäre zu ſonderbar.

Wir kamen auf dem Schloſſe an, und da gerade der Fürſt und ſeine Gemahlin abweſend waren, befand ſich Amalie frei. Sie hatte bald die Meinung meines braven Vaters gewonnen, dieſe Herzenstyrannin; und da dieſer ſchon gute Freundſchaft mit dem ihrigen geſchloſſen hatte, ſo ſchien ſich alles gut einzuleiten. Gegen Abend ſagte mein Vater: Julius, ich habe nichts gegen Deine Wahl. Ich lächelte dankbar, aber mit Wehmuth.

Ich führte Amalien durch den Park, und zufällig an der Fürſtin Lieblingslaube. Wir traten hinein, und Schillers Vers fiel mir ein:

»O, ſchmüke dich, du grünbelaubtes Dach!
»Du ſollſt die Anmuthſtrahlende empfangen!«

Die ſinkende Sonne ſchimmerte durch das glänzende Grün der Akazien auf Amaliens Wangen; ihre großen Augen ſahen ſinnend der Scheidenden nach. »Sie geht, Julius,

Digitized by Google

»aber ſie kommt immer wieder.« Aber unſere kleine Sonnen, Amalie, ſagte ich, die Minuten unſers Glükes eilen weg, und kehren nie zurük. »In unſern Erinnerungen,« ſagte ſie, »gehen dieſe Sonnen immer wieder auf, wenn »auch unter Wolken.« Ich ergriff ihre Hände, ſprach — Guſtav, wie wüßte ich noch, was! — Ich offenbarte mein ganzes Herz. Erröthend, aber ohne Verwirrung, ſagte ſie: »O, lieber Julius! ich ſchäze Sie ungemein hoch, und »mögte wohl, daß Ihnen dieſe Minute werth bliebe. »Aber Sie könnten eben ſowohl das Unglük gehabt ha»ben, eine Nonne zu lieben, als mich; denn ich werde nie »einem Manne gehören.« Hier wurden wir unterbrochen; ich mußte ſchweigen.

Indeſſen gilt es die Ruhe meines Lebens; ich kann das räthſelhafte Mädchen nicht aufgeben. Ich gehöre ihm ganz an; ich kann nicht mehr unabhängig von ihm ſeyn. Erwarte izt nicht gleich wieder Briefe von mir; ich ſchreibe nur, wenn ich Dir das Räthſel löſen kann. Bis dahin lebe glüklicher, als Dein Freund, der ſich lieber in die menſchenleere Einöde zurükziehen, als in eine fremde Laufbahn von Geſchäften werfen mögte.

Dein Julius.

Digitized by Google

III.

Uiber den Begriff von Gott nach der neueſten Philoſophie.

An Herrn Jacobi, Preſidenten der königl. Akademie zu München.

Schon mehrmalen habe ich an Sie, verehrungswürdiger Herr Preſident! Briefe geſchrieben, die Sie nicht erhielten, weil ich ſie nicht fortgeſchikt habe. Die ideale Vergegenwärtigung Ihrer Perſon diente mir zum Vehikel, meine Empfindungen auszudrüken; und damit war ſchon dem Bedürfniſſe meines Herzens Genüge gethan. Die Grüße, die Sie mir zuweilen durch die Herren, Profeſſor Villers und Generaldirektor Eichhoff zuſchikten, haben meinem Herzen wohlgethan; es flog tauſendmal dem Ihrigen entgegen, um ſich zu ergießen.

Die Grundſäze, die Sie, dem Zeitgeiſte zum Troz, bekannten, haben in meiner Denkart Wurzel gefaßt Ich fand in Ihren Schriften das Auszeichnende, was Garve von Ferguſon's Werken rühmt; Sie zeigen uns treu und

aufrichtig den ganzen Menſchen, wie er denkt und iſt. Dem unverdorbenen Gefühle behagt ein natürliches Menſchengeſicht mehr, als die ſchönſten Larven.

Den Wunſch, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, wird mir die gütige Vorſicht in dieſem Leben ſchwerlich gewähren. Meine bürgerlichen Verhältniſſe geſtatten mir keine weite Reiſen; und ich gebe endlich die Hoffnung auf, mündlich in Ihnen den Geiſt der geſunden Philoſophie über einige Angelegenheiten des Herzens zu beſchwören.

Man hat Sie vielfältig mißverſtanden. Lag die Schuld an der Herzlichkeit, Einfalt und Klarheit Ihrer Sprache, bei der Verſchrobenheit derer, an die ſie gerichtet war? Nicht jedem Auge erſcheint der reine Lichtſtrahl ungefärbt.

Ihre Schriften haben es evident auseinander geſezt, daß die Philoſophie nicht ſowohl den Zwek habe, Daſeyn zu beweiſen, als das Seyn, das da iſt, und vorausgeſezt wird, objektive, reelle Wahrheit zu enthüllen, von dem Scheine, den Täuſchungen des Gedankens.

Der Beweis des Daſeyns iſt eine in der That unendliche Aufgabe; indem ich es verſuche, das Objektive in den Begriff zu faſſen, wird es ſelbſt ein Subjektives, der Gegenſtand meines Denkens wird ſein Produkt, und mein tiefſtes und abgezogenſtes Forſchen bringt mich zu dem Ausrufe: wer rettet meine Seele von der Gefangenſchaft des Gedankens!

Dieſer Grundſaz von der unburchbrechlichen ſubjektiven Grenze unſeres Vorſtellens iſt durch die Philoſopheme unſerer Zeit zu einer trivialen Lehre geworden. Aber dieſe Lehre hat darum doch nicht das Verlangen nach dem außer dieſer Sphäre liegenden Abſoluten zu ſchwächen vermogt. Dieſes Sehnen nach dem Unbekannten, dem ſelbſt der leichtſinnige Athener einen Altar errichtet hatte, wird

um ſo dringender, je gründlicher ſeine theoretiſchen Anſprüche auf Beweisbarkeit beſtritten werden.

Warum legte ihm Hemſterhuis die Kraft einer geometriſchen Demonſtration bei? Weil es die Wurzel und die Kraft des vernünftigen Lebens iſt. Wenn ich von meinem Ich die kindiſchen Bedürfniſſe des zeitlichen Daſeyns ablöſe, und das zwekloſe Spiel der Phantaſie, und die gehaltloſen Produkte des Denkens, das nur ſich denkt, und ſich im Kreiſe drehet, den es beſchreibt, was bleibt übrig gegenüberſtehend dieſer Nichtigkeit eines hohlen flüchtigen Schattens? Das unvergängliche Verlangen nach dem Unvergänglichen.

Leibnitz nennt die Karteſiſche Philoſophie den Vorhof zum Tempel der Wahrheit. Man kann ſagen, alle ſpekulative Philoſophie ſteht nur am Vorhofe. Nur für den Glauben an ein auf ſpekulativem Wege unzugängliches Allerheiligſte giebt es einen Tempel der Wahrheit und einen Vorhof dieſes Tempels. Ohne dieſen Glauben iſt alle Philoſophie leeres Spiel, und ihre Stätte oft ein unheiliger Ort. Dieſer dem menſchlichen Geiſte angeborne, untilgbare Inſtinkt giebt allem Empfinden und Denken Gehalt, Sinn und Bedeutung.

Wer mich überreden will, er habe im bloßen, reinen und ſelbſtſtändigen Wiſſen Heil, Segen und Ruhe gefunden, iſt entweder noch nicht auf die fürchterliche Höhe gekommen, wo ihm die Sinne vergehen, dem Geiſte die Lebensluft entweicht, und das betrügeriſche Nichts der Dinge ſich in ſeiner ganzen Herrlichkeit ausbreitet, oder eine wohlthätige Täuſchung hat ihm das, was außer dem Kreiſe des Wiſſens liegend dem Wiſſen einen Gehalt giebt, mit dem reinen Wiſſen verwechſeln laſſen.

Wie, nach Hemſterhuis, der Kreis der Wiſſenſchaften ſein Perihelium und ſein Aphelium hat, ſo, ſcheint es

mir, hat ſie die Philoſophie ganz vorzüglich. Die Anziehungskraft jenes oben berührten Sehnens nach dem Abſolutreellen wirkt nicht immer gleich ſtark, die Linie der Spekulation von ihrer geraden Richtung nach dem Objektivleeren abzubiegen. Die froſtige Temperatur unſerer izigen Philoſopheme laſſen es kaum in Zweifel, in welcher Periode wir leben. Die poſitive Kälte und die Finſterniß, die von der herrſchenden Philoſophie ausſtrahlt, (um einen gewagten Ausdruk von Milton zu erborgen) ſchmerzen mein Gefühl. Ich geſtehe die Schwäche meiner Menſchlichkeit; mir fehlen die ſtraffen Sennen und der eigne Heroismus, die man haben muß, um mit Jubel unterzugehen in der allgemeinen Quelle des Lebens und des Todes.

Wenn von Protagoras an bis zu Kant und ſeine treue und untreue Schüler herab alle gründliche Philoſophie davon ausgeht oder damit endet, daß »der Menſch das Maß »aller Dinge ſey;« daß »die Philoſophie im Menſchen lie»ge, und darum menſchlich ſey;« daß »wir mit allem Den»ken nie aus uns ſelbſt kommen,« u. ſ. w. Warum ſoll ich die ewig friſche Quelle des Herzens vorbeigehen, um meinen Durſt nach Wahrheit allein aus dem künſtlichen Brunnen der Vernunft mit Mühe zu ſtillen? Aber dieſe Meinung, ſagen die Gegner, öffnet dem Aberglauben das weite Thor. Der Himmel behüte uns vor dem blinden Aberglauben und ſeiner verwüſtenden Brandfakel! Aber iſt er denn ein Sohn des Herzens, dieſes moraliſchen Organes, deſſen Medium die Liebe, deſſen Gegenſtand Gott iſt? Gern mögten die Gözendiener der Vernunft den Gott des Herzens und der Liebe Fetiſch ſchelten. Wir behaupten im Gegentheile: der Gott des Herzens, das Subjekt allmächtiger Liebe, iſt namen- und geſtaltlos; aber der Gott der bloßen Vernunft iſt ein Schnizbild ihrer Hände, ein endliches Werk unter der Botmäßigkeit des Begriffes.

Die Art und Weiſe, wie das Bewußtſeyn eines von uns verſchiedenen Objektes verknüpft iſt mit ſeiner Vorſtellung, deſſen Elemente, nachweislich, nichts als einzelne Beſtimmungen dieſes Bewußtſeyns ſind, iſt das Geheimniß des vernünftigen Lebens, das in dem Vermögen beſteht, das von uns Verſchiedene durch etwas von uns nicht Verſchiedenes gewahr zu werden. Je freier und leichter die Bewegung des denkbaren Weſens zwiſchen ſeinen Beſtimmungen und dem realen Objekte iſt, deſto höher iſt der Grad ſeiner Vernunft. Den Thieren aus der unterſten Klaſſe iſt vielleicht das in Luſt und Schmerz abwechſelnde dumpfe Gefühl ihres Daſeyns ihre ganze Welt. Der Menſch vermag ſein Gemüth zu Gott zu erheben. — Aber warum ſchreibe ich an Sie Dinge, die Sie ſchon längſt ſchöner und gründlicher an die Welt geſchrieben haben?

Ich weiß, Ihr philoſophiſcher und theologiſcher Dualismus grenzt zu nahe an die Ausſprüche der natürlichen Vernunft, als daß er der künſtlichen Vernunft der neuern Philoſophie hätte gefallen können. Dieſe will alles aus einem Stüke, läßt alles Fremdartige entſtehen aus dem Gleichartigen, und geht aus entweder von einem allem Begriff unzugänglichen Seyn, oder von einem mit allem Seyn unvereinbaren Denken. Sie leiſtet das Unmögliche, und erkläret eines aus dem andern ſchulgerecht, und zwar fortſchreitend und die Säze anknüpfend nach dem Prinzip der Identität. Da ſtehen wir nun, wie Idioten, im dummen Wahne: es ſeyen »bloße Worte mit Luft gefüllt.«

Der Synkretismus iſt dieſen ſtrengern Denkern noch ein größerer Gräuel. Nicht jeden treibt die Ruhmſucht, fremden Ländern oder gefährlichen Klippen ſeinen Namen zu geben; und da verargen ſie es denn dem genügſamen Fiſcher, wenn er aus den Trümmern eines geſcheiterten Schiffes ſich

am Geſtade eine ſichere Hütte bauet und einen getreuen Kahn.

»Es zeigt eine große Achtung gegen die allgemeine Ver-»nunft,« ſagt Kant in ſeiner Schrift über die Schäzung lebendiger Kräfte, »die Meinungen großer Denker auch da »zu vereinigen, wo ſie ſich zu widerſprechen ſcheinen.« Miß-trauiſch auf meine Vernunft huldige ich lieber der allgemeinen Vernunft, die ſich in den Werken großer Männer offenbart. Ich verehre Jacobi und Kant als meine Lehrer, und ihre verſchiedenen Lehren haben ſich in meinem Geiſte ſchweſterlich vereinigt.

Die theologiſchen Reſultate der neuern Philoſophie ſind, wie wir wiſſen, nicht neu, wenn es ſchon die Wege ſind, die ſie darauf führten. Man war mit dem Gotte unſerer Väter zu vertraut geworden, und gelüſtete nach fremden Göttern. Nun giebt es doch nur drei mögliche Vorſtellungsarten: Gott außer der Welt, der Gott der Chriſten; oder Gott in der Welt, oder die Welt in Gott. Beide leztere Vorſtellungsarten laſſen ſich vereinigen. Sie leugnen beide Gottes ſelbſtſtändiges von der Welt verſchiedenes Seyn, und übergehende Wirkungen der einen und urſprüngliche Kraft.

Die poſitiven chriſtlichen Theologen glaubten der Offenbarung einen Dienſt zu thun, wenn ſie ihr die Einführung des Begriffs einer Schöpfung aus Nichts zueigneten. Vor mehreren Jahren wurde dieſe Idee von einem ſehr namhaften Philoſophen als die unſinnigſte Vorſtellung ausgegeben. Seit Kurzem entſteht wieder alles aus Nichts, ſogar ohne Schöpfer und ohne vorhandene Materie. Wie lange wird dieſe Lehre blühen? Das Rad des Wechſels lauft ſchnell. Männer, die mit der nämlichen Zuverſicht ihrer Unſterblichkeit gewiß waren, womit Horaz die ſeinige vorherſagt, ſind bei noch lebendigem Leibe ſo litterä-

Digitized by Google

riſch todt, daß man nur noch ſelten ihre Namen anführt in Beiſpielen verunglükter Spekulation. In unſern Tagen iſt die einzig ächte Weisheit, laut der öffentlichen Ausrufer und Makler, nur bei N. N. zu haben. Wir ſehen, das Philoſophenvolk beſucht die Bude fleißig.

In der Epoche der Wiedererwekung der Wiſſenſchaften und freien Künſte wurde ein Atheiſt fur ein Ungeheuer gehalten, fur einen Menſchen, deſſen Verſtand zu ſeinem Herzen in ſo großem Mißverhältniß ſtand, daß es nicht in die Normalform der geiſtigen Organiſation des Menſchen paßt. Gegenwärtig gilt der gelehrte Unglaube als ein Beweis einer ungemeinen Höhe des Wiſſens und der Weisheit. Ich erwarte von dem Wankelſinne der öffentlichen Meinung, daß man ſeine Bekenner bald als Abentheuerer bedauern oder verlachen wird.

Die Frage, was iſt Wahrheit? iſt ſchon an mehr als einen Mann gethan worden, der eine Zeitlang für den Heiland und Meſſias der Vernunft gehalten wurde. Was ſie auch immer in ihren poſitiven abſoluten Merkmalen ſeyn mag, ſie muß beſeligend ſeyn durch Beſtätigung der Anſprüche der Menſchheit; ſie muß glüklicher machen den, der ſie ſucht, als der iſt, der ſie fliehet. Ihr ewiges unveränderliches Attribut iſt Güte. Der gemeine Menſchenſinn hat ſchon in ſeinen religiöſen Mythen wahr und gut in einem Weſen vereinigt, und in ein anderes Weſen das gemeinſame Prinzip des Böſen, des Irrthumes und der Finſterniß gelegt.

Wir begreifen, daß wir Gott eben ſo wenig die Formen unſeres Bewußtſeyns beilegen können, als die Form unſerer äußeren Erſcheinung. Wir können uns, negativ wenigſtens, ſelbſt für endliche Geiſter anderer Seyns- und Denkarten vorſtellen. Aber Selbſtbewußtſeyn überhaupt und

Güte des Willens ſind abſolute Realitäten; wer ſie von Gott leugnet, leugnet Gott.

Meine ſpekulative Vernunft braucht keinen Gott, aber mein Herz macht Foderungen an ihn. Wenn ich am Ende aller Erklärungen bin, wenn ich alles auf die künſtliche Einheit gebracht habe, die ich mit dem heiligſten Namen bezeichne, ſo iſt es immer nur ein Produkt meines Nachdenkens, zum Behufe eines ſpekulativen Bedürfniſſes; es iſt die Hypotheſe von dem gemeinſamen Mittelpunkte der Weſen, und von gleichem Werthe mit der Hypotheſe von dem Zentralkörper im Mittelpunkte des Univerſums.

Wie das menſchliche Geſchlecht geworden ſey, iſt eine vermeſſene Frage; aber was aus ihm werde, iſt eine nothwendige Aufgabe. Der Verſuch, den Mechanismus des Entſtehens zu erklären, übt den Verſtand, der ſich an tauſend Aufgaben üben kann. Aber die Loſung über die Beſtimmung des Menſchen beſſert das Herz, das nur und einzig in dem Glauben an ein perſönliches, heiliges, allwiſſendes und allmächtiges Weſen befriedigt wird.

Unter andern Zweken hat die Philoſophie auch den Zwek, den Menſchen auf dem Wege der Weisheit zur Einfalt der Natur zurükzuführen. Unſere heutigen Philoſophien (deren jede auf dem »einzig möglichen Standpunkte« der Wahrheit ſteht) nehmen indeſſen einen weiten Umweg. Noch hat keine das Vorgebirg umſchifft. Soll wohl bei der Weisheit, die die Natur überall offenbart, gerade hier das, was der Menſchheit Noth iſt, ſo weit außer der natürlichen Betrachtung liegen?

Die Begriffe Subjekt, Subſtrat, Subſtanz, Perſönlichkeit ſollen Denkformen des menſchlichen Verſtandes ſeyn, und nur auf die Erſcheinung des Endlichen paſſen. Was für Dinge an ſich ſind denn Ewig, Seyn, Abſolut, Eigenſchaft, Werden? Worte, die unſere Gegner ohne

Digitized by Google

Scheu gebrauchen. Ich verſtehe es; man erlaubt uns zu philoſophiren, folglich zu denken; aber bei Strafe des gröbſten Irrthumes ſoll es unſer ſo geeignetes Subjekt nicht thun, und nicht nach ſeiner angebornen Denkweiſe. Für uns ſoll, nach der höchſten Abſtraktion, zum Gewinne nichts übrig bleiben, als ein leerer Punkt, in dem das Höchſte und Niedrigſte ſich nachbarlich begrüßen? Was wollen denn dieſe ſtrengen Puriſten? Etwa, daß wir das lebendige Seyn, als Begriff des Endlichen, bei Seite legen, und mit der abſoluten, von unſerm Denken unabhängigen Realität den Tod und das Nichts ausſtatten? Doch iſt ja ſo manche wahre Geſtalt der Dinge offenbar geworden, indem man die Meinung auf den Kopf ſtellte, und die umgekehrte Vorſtellungsart für die gewöhnliche annahm. So mag auch dem Verſuche, Leben und Ordnung aus dem blinden Nichts abzuleiten, einſt ſeine ehrenvolle Meldung werden.

Man will aus der Vergleichung der Zeichen der Zeit mit ähnlichen Epochen der Wiſſenſchaft aus der Vergangenheit keine gute Vorbedeutung für die Zunahme des wiſſenſchaftlichen Flores folgern. Der Dünkel des Machtſpruches hat den beſcheidenen Forſchgeiſt verſcheucht, und der ernſte Scharfſinn hat einer ſpielenden Spizfindigkeit Plaz gemacht. Liegt es in dem Schikſale der deutſchen Nation, ihr philoſophiſches Jahrhundert ſo ſchnell untergehen zu ſehen, ſo werden die Bemühungen einzelner Männer es ſchwerlich hindern. Aber den Fall aufzuhalten, iſt ſchon Gewinn. Wann beſchenkt Ihre philoſophiſche Muſe uns wieder mit einem Werke, das wegen der Tiefe des Inhaltes und der geiſtreichen Diktion des Siegels einer klaſſiſchen Vollendung würdig iſt?

Ich bin u. ſ. w.

Niederſaulheim, bei Mainz, den 30. Dez. 1811.

Neeb.

IV.

Meine Reiſe von Niederſaulheim nach Mainz, am 17ten Dez. 1811.

Cook, Forſter, Anſon, Kruſenſtern ſegelten um die Welt; Humbold, Langsdorf und andere ewige Juden reiſen durch die Welt. Ich, ich ſpaziere zuweilen von Niederſaulheim nach Mainz. Wenn jene ihre Schiffsladungen von Bemerkungen ſicher in den Hafen ihrer Heimath zurükbringen, iſt darum meine Handvoll zu verachten? Vater Shandy reißte (in Gedanken) zu den verfallenen Städten alter aſiatiſcher Reiche, um ſeine Klagen über die Vergänglichkeit der Dinge zu bekräftigen, indeſſen Korporal Trim dieſe traurige Wahrheit aus der Hinfälligkeit ſeiner verſchabten Pelzmüze bewies. Freilich zeigte ſich bei jenem ein glänzenderes Genie und mehr Kunſt, und dieſer mußte ſeine natürliche Beredſamkeit an das Hausgeſinde richten. So partheiiſch war der Geſchmak. Wird mir in unſern Tagen etwas Beſſeres begegnen?

Niederſaulheim liegt von Mainz, laut dem Zettel eines Huiſſiers, den ich vor mir habe, ein Myriameter und

fünf Kilometer. Schwerlich wird es die richtigſte geographiſche oder aſtronomiſche Berechnung ſchärfer angeben können; denn dieſe Herren von der ausübenden Gewalt machen den Weg oft und immer in der Stimmung, ihre Schritte zählen zu können; ich meine, in dem Indifferentialpunkte der Gleichmüthigkeit zwiſchen dem erhabenen Gefühle, das Recht zu realiſiren, und dem niederſchlagenden Gedanken, es durch Zwang thun zu müſſen. Es war noch früh und finſter, als ich von Hauſe gieng; ich brauchte eine Laterne; ſie leuchtete ſchlecht, etwa wie die Laterne des Diogenes, als er Menſchen am Mittage auf dem Markte ſuchte, und nicht fand.

Meine meteorologiſchen Bemerkungen werde ich kurz faſſen. Es war Anfangs gefroren, darauf ſchneiete es, dann regnete es, dann ſchien die Sonne; kurz, das Wetter war ſehr wetterlauniſch. Aber dafür ſoll der geneigte Leſer mit einer äſthetiſchen Wahrheit beſchenkt werden, die ihn entſchädigen wird. Der Schnee war beißend und kalt, und mein Gefühl mehr als ein ganzes Vierteljahr weit entfernt von dem Gedanken an das Fallen der Apfelblüthe, wenn im Mai ein jugendlicher Zephir ſich auf den Aeſten des Fruchtbaumes wiegt; und damit vergleichen doch die Dichter zuweilen die Schneefloken. Die verzärtelten Dichter! Sie ſehen das Ding aus den warmen Stuben durch die Fenſterſcheiben; ein durchaus falſcher Standpunkt. Laſſen wir die Schatten, die im Gemählde der Natur das Licht verſchönern und erheben. Der Winter iſt nicht ſchön. In den trüben Wintertagen gleicht eine Gegend keinem Gemählde, ſondern einem Kupferſtiche. Es iſt alles Grau in Grau. Ein graues Gewölk, eine graue Luft, ein graues Gebirge, ein grauer Vordergrund. Wer mag bei dem ſchweigenden Ernſte, der im Winter über dem Angeſichte

der ſchlafenden Natur ruht, im Freien ſich zur Luſtigkeit ſtimmen? Verſtummen ja ſogar die Singvögel.

Ich ſchlenderte ſo im Finſtern fort. Meine Laterne war zurükgeſchikt. Die Natur außer mir war eingeſchlummert, die Natur in mir war noch ſchläfrig. Endlich ſuchte ich dieſe zu weken durch ein Mitteldiug zwiſchen Brummen und Geſang. Es fieng an in mir zu tagen, und luftige Geſtalten von Mancherlei und Allerlei zogen in meinem Gemüthe vorüber, eine Laterna magica.

Die Morgendämmerung brach an, und ich war bei der Niederelmer Brüke, an der Stelle angelangt, wo vor etwa dreißig Jahren, um dieſe Jahrszeit, bei ſolcher Witterung, auf dieſer Hauptſtraße ein Kutſcher mit ſeinem Wagen und zwei Pferden beinahe verſunken iſt. Nur der Mann konnte mit Hilfe von Brettern und Strohbunden über den Moraſt gerettet werden. Die Pferde giengen zu Grunde. Was liegt daran, dachte ich, nachdem ich den Schatten der unglüklichen Thiere einen Blik des Mitleids nachgeſchikt hatte, was liegt daran, wenn du wegen der Salztaxe, die beſtimmt iſt für die Unterhaltung öffentlicher Straßen, deine Kartoffeln nicht ſo tief in die Salzkanne einzutauchen wagſt, als dir, dem Genügſamen, gelüſtet? Dieſer Aufruf brachte meine Gedanken in Fluß, in Strom, und mit vollen Segeln trieb ich in die offene See finanzwiſſenſchaftlicher Gegenſtände. Ja, eine Taxe auf das Salz! da iſt bei der Hebung der geringſte Verluſt; dieſe Maſchine hat die wenigſte Reibung. Der berühmte Canard hat Recht. Die Laſt drükt zwar zuerſt und zunächſt die ſtärkſten Salzverzehrer, aber das Gleichgewicht ſtellt ſich bald wieder her, und ſelbſt die Zukernaſcher können ihr nicht entgehen. Wie kann aber ein Landwirth die Salztaxe vertheidigen? Warum nicht? Die Geiſen mögen dagegen mäkern ſo lange ſie wollen. Das ſchädliche Vieh verdankt bei uns ſeine Exiſtenz nur der

ökonomiſchen Toleranz. Das edle Pferd braucht kein Salz. Der gelden Kuh kann man Brennneſſeln geben, um das Verlangen nach dem Bullen rege zu machen. Die Schafe mögen ſich mit wildem Thymian und Feldknoblauch behelfen, um geſchmakvolleres Fleiſch zu geben. »Aber die armen Leu»te! Gerade für die armen Leute iſt dieſe Taxe gemacht.» Sie werden künftig ihre Suppen nicht ſo ſcharf ſalzen; ſie werden darum ihren Magen, ihr Blut, ihre Laune weniger verſäuren; ſie werden bei der Arbeit mehr ſingen und lachen. Ich mögte wiſſen, wie die Vertheidiger des phyſiokratiſchen Syſtems dieſen Phalanx von Gründen zu durchbrechen es noch wagen werden. In weniger als zwei Minuten ſtanden dieſe Beweisgründe fertig da. Der ſtarke Geiſt ſoll noch geboren werden, der im Stande iſt, ſo ſublime Betrachtungen, wie dieſe, zu Tage zu fördern, während dem ihm der Sumpfboden jeden Tritt, den er thut, das angeborne Eigenthum ſeiner Füße, ſtreitig macht. Gute Wege, ſage ich, befördern das Denken, folglich die Aufklärung. Taſſo hat die ſchönſten Stanzen ſeines Heldengedichts auf ſeinem Ritte aus Italien nach Frankreich gemacht. Nicht alle Poeten können reiten; aber ein guter Weg gilt ein halbes Reitpferd. Schlimme Wege machen den Fußgänger ſtumm und dumm; und bringen ſie ihn endlich durch Aerger zur Begeiſterung, ſo giebt es einen Bettelfluch oder eine Anrufung an jenes Geſchöpf der religiöſen Poeſie, eine Anrufung, die ſo verbraucht iſt, daß ſie allen poetiſchen Werth und alle religiöſe Kraft verloren hat.

Niederolm. Es thut mir leid um die alte Burg, von der nur noch die Seitentrümmer zu ſehen ſind. Sie gab dem Orte ein pitoreskes Anſehen. Ihre Form war nicht in gothiſcher Mißgeſtalt; die Thürme waren ein ſchlankes, üppig aufgeſchoſſenes Gewächs. Aber die Burg konnte nicht bleiben, ſie lag ſo recht mitten im Viſir in der geraden Rich-

tung von Mainz nach Paris; und wir leben in Zeiten, wo die bibliſchen Prophezeihungen von Eben = Gleich = und Geradmachen in Erfüllung gehen. Freilich aus dem rheiniſchen Antiquarius iſt nun ein Blatt mehr herausgeriſſen. Ich ſah in einem alten Buche eine Abzeichnung von dieſem Fleken. Er macht darin mit ſeinen Wällen, beholzten Gräben und der hervorragenden Burg ein ganz martialiſches Geſicht. Izt iſt ſeine Phyſiognomie flach und nichtsbedeutend. In den Zeiten der Fehden der Mainzer Kurfürſten unter ſich und mit der Stadt ſpielte Niederolm auch das blutige Spiel mit. Damals war die Parthie von Amtsſtädtchen bedeutender, als nun die der Provinzen; und Hauptleute galten Feldherren. Der größere Menſch ragte aus den kleinern Maſſen ſichtlich hervor. Gegenwärtig ſcheint die Natur ihren alten Koagulationsprozeß wieder zu beginnen; das wird ſo lange dauern, bis die ſchwere Materie über die Form ſiegt, und die Theile wieder ſelbſtſtändige Ganze werden. »Mauert mir nur nicht zu feſt!« ſage ich oft zu meinen Handwerksleuten; »der jüngſte Tag ſoll ſich an meinen Produk»tionen nicht ergözen.« Der Architekt des Niederolmer Schloſſes wollte für die Ewigkeit bauen. Das heißt nur die Leute geplagt, die dem Zahne der Zeit zuvorkommen. Sie dauerten mich die Leute, wie ſie, gleich einem Johannes Stilites auf ſeiner Säule, Tage lang oben auf den Thürmen, unter Regen und Schnee, auf einem Fleke ſtunden, und pikten und pikten, daß es Funken gab und etwas Staub. Mehr politiſche Betrachtungen weiß ich für den Augenblik nicht hervorzuholen aus den Trümmern der ehemals eiſenfeſten Maſſe.

K l e i n w i n t e r h e i m. Ein unbedeutendes und kahles Dorf. Mein Geiſt ſtrekt vergebens die Hand aus um einen Zehrpfennig. Ich kann nicht, wie L e ſ ſ i n g von L e i b n i z rühmt, aus jedem Kieſel Feuer ſchlagen; alſo weiter. Halt!

Da ſind ja wieder Ruinen, und Ruinen bewegen das Gemüth. Die Ruinen von Kleinwinterheim haben zweierlei Urſprung. Die donnernden Kanonen haben im lezten Kriege die Häuſer, und der kanonirende Himmel hat im lezten Sommer die Kirche zerſtört. Der gottloſe Himmel! Die Spize des Kirchthurmes und das eiſerne Kreuz darauf waren ein halber Wetterableiter. Es ſind fatale Dienſte, die halben Dienſte, wenn man ſich auf ſie ganz verläßt; ſie wirken wie Wetterſchäden. Das platte vierekige Gemäuer der Kirche und des Kirchthurmes hat nichts Mahleriſches; ſo mag man ſie wieder aufbauen.

Wären wir nur oben auf dem verdammten Berge! ſagte zu mir ein Bauer mit einem geladenen Karn, den ich eingeholt hatte. Ich habe gefunden, daß die häufigen Klagen wegen der ſteilen Richtung der Straße über dieſe Anhöhe immer nur bei dem Hinaufſteigen gemacht werden. Hätten die Franzoſen die Chauſſee gemacht, ſagte mein Bauer, ſie hätten den Weg um den Berg herumgeleitet, oder oben Erde ab- und unten im Thale aufgetragen, daß ſich der Weg länger gezogen hätte. Hat er, fragte ich, auch ſo gedacht, wenn er herunterfuhr? — Nein. — Nun ſieht er, die Franzoſen hätten es anders gemacht. Ihnen, die von Paris herkamen, lag die Beſchwerniß des ſteilen Wegs vor der Naſe; dem Herrn Hofrath und Chauſſeedirektor, der von Mainz herkam, lag ſie auf dem Rüken, darum ſah er ſie nicht. Mein Bauer lächelte und ſchüttelte den Kopf zugleich, ſo daß ich nicht weiß, ob der Herr Chauſſeedirektor in ſeinen Augen gerechtfertigt war oder nicht.

Marienborn. Dieſer Ort hatte vor dem Kriege ein Prieſterhaus, ein Gebäude, das zugleich die ſchuldigen, zur Einkerkerung verdammten, und die Altershalber dienſtunfähigen Geiſtlichen aufnahm. Es war ökonomiſch richtig, aber nicht philoſophiſch gut gedacht. Die unterirdiſchen Gemächer ver-

ſchloſſen die ſchuldigen, die Zimmer ober der Erde beherbergten die penſionirten Geiſtlichen. War nach der Büßezeit der Geiſtliche dienſtunfähig, ſo that er nur zwanzig Schritte, um ſein dunſtiges Loch mit einem luftigen Zimmer zu verwechſeln. Im Jahre 1788 ſahe ich einen Geiſtlichen, der während ſeiner Kerkerjahre halb wahnſinnig geworden war. Er hatte zuvor etwas unproſaiſch gelebt. Im Kerker wurde der Dichter in ihm vollendet. Er machte den ganzen Tag Verſe. Die Wände ſeiner dunkeln Behauſung waren mit Kohlen voll geſchrieben. Er hatte die Freiheit erhalten, war aber nicht zu bewegen, ſeinen vorigen Aufenthalt zu verlaſſen. Seine Reimereien waren ein wunderbares Gemiſch von Aberwiz und Wahnſinn, mit einem ſchwachen Lichte, durch das augenblikliche Wetterleuchten des irren Verſtandes. Seine poetiſche Ader war unerſchöpflich. Unausſprechlich war ſeine Freude, ein geduldiges Ohr zu finden. Die kleinen Geſchenke, die ihm ſeine Vorleſungen einbrachten, verwendete er, um Papier zu einem Gedichte zu kaufen; mehr brauchte er nicht, mehr nahm er auch nicht an. Sein einziges Bedürfniß, außer den natürlichen, war das Bedürfniß der Mittheilung ſeines Uiberfluſſes. Der glükliche Menſch! Ach die außer uns liegende Wirklichkeit iſt ſo arm, und der helle Tag in uns ſo froſtig! Und da arbeiten unſere Glüklichmacher immer friſch darauf los, den Tag heller und freier vom Dämmerlichte zu machen, die Wirklichkeit mehr von allen erfreulichen Traumgebilden zu entvölkern. Ja die mitternächtlichen Geſpenſter, die das arme Herz ängſtigen, dieſe mögen ſie in die Wüſten bannen, wohin kein menſchlicher Fuß tritt. Allgütige Vorſicht! wann wird dann die Zeit kommen, wo der Menſch mit allem, was in ihm und um ihn iſt, ſo eins werden kann, daß er nicht dumm oder wahnſinnig zu ſeyn braucht, um glüklich zu werden!

Digitized by Google

Mainz. Nein, an dieſe mir heilige Stadt wage ſich meine Feder nicht! Eher will ich ſie ihrem Schuzgeiſte opfern, wie Karteſius ſeine Feder der heiligen Jungfrau zu Loretto geopfert hat. Ich liebe Mainz wie meine Mutter. Hier erhielt ich meine Bildung; hier genoß ich viele, viele Freuden. In der Blüthe meiner Jahre ſah ich die Stadt in ihrer ſchönſten Blüthe, darum freuet es mich izt, nicht mehr darin zu wohnen; dieſe Reminiſcenzen ſind die lichteſten Punkte meines Lebens; darum gefällt es mir in ihrer Nähe, um dieſe oft zu erfriſchen. Dieſe Stadt beſizt einen eigenen Zauber. Wer ſie zum erſten Male beſucht, und den Anblik an die mitgebrachten Begriffe ihrer Celebrität hält, fragt mit Erſtaunen, iſt's nicht mehr als das? Hat er ſich mit ihr vertrauter gemacht, ſo verläßt er ſie mit Wehmuth, und die Erinnerungen, die er mitnimmt, verwahrt er wie ein Heiligthum. Eine reiche Natur und eine ſchöne Natur in ihren Umgebungen, und eine gute Natur in ihrer Mitte, dieſes erklärt den Zauber.

Es war dunkel und ſpät, als ich wieder nach Hauſe kam. Ich hatte mich vergeblich gefreuet, auf der Rükreiſe den Kometen im Geſichte zu haben; ein Gewölk hatte ihn verdekt. Bald wird er für uns unſichtbar werden. Wird er je ſich wieder unſerm Geſichtskreiſe nähern? Wird er verdünſten? Wird er ohne Rukkehr in den unendlichen Räumen des Himmels durch andere Weltſyſteme wandern? Und wenn er nach Jahrtauſenden zurükkehrt, wird er noch eine Erde, und auf dieſer Erde noch dieſes Geſchlecht finden, das vergänglich, ſpäter als die Erde entſtund?

V.

Auszug aus der Geſchichte des rheiniſchen Bundes.

(Fortſezung).

In den Gegenden der Schweiz und des Oberrheins finden wir gegen das zehnte Jahrhundert die Fürſten jenes Durchlauchtigſten Stammes regieren, welcher in alten Zeiten ſeine Wurzeln bis zu dem Merowingiſchen Geſchlechte erſtrekte, und in neuern ſeine kaiſerlich-königliche Gewalt über die alte und neue Welt ausgedehnt hatte.

Es iſt zu vermuthen, daß die ſtammgräflichen Häuſer meiſtens von den gaugräflichen oder doch ſolchen Dynaſtien herkommen, welche irgend einmal das Amt eines Grafen oder Herzogs verwaltet haben. Die landgräflichen Familien im Oberelſaß und die markgräflichen im Breisgau und Mortenau, ſo wie die neuherzoglichen in Lothringen, ſtammen von Eticho, welcher ſchon im Jahre 690 unter den Merowingern Herzog in Schwaben und Elſaß war. Von erſteren war der Stammvater Albert III., Landgraf im Elſaß und

Digitized by Google

Graf von Habsburg, deſſen Urenkel, Rudolph, Kaiſer und der Stifter des öſtreichiſchen Hauſes wurde. Die zweite kam von Herrmann Berthold, Herzogs von Zähringen zweitem Sohne. Die dritte ſtammet von Eticho II. ab. Alle aber rühmen ſich des Urſprungs von Eticho I., welcher mit den merowingiſchen Königen verwandt war.

Die Genealogie des habsburgiſch-öſtreichiſchen Hauſes iſt bis auf Guntram den Reichen ziemlich undeutlich. Man läßt auf Eticho I. einen Albert, einen Hugo und fünf Leutfriede folgen, wovon der leztere oder fünfte Guntrams Vater geweſen ſeyn ſoll. Guntram ſelbſt war zugleich Graf vom Sundgau und Breisgau, und hatte auch ſchon in der Schweiz beträchtliche Beſizungen, wovon er der Reiche genannt wurde. Sein Sohn Landhold oder Lancelin nannte ſich Graf von Altenburg, und hatte ſeinen Siz bei Windiſch, der alten römiſchen Vindonessa. Radbot, deſſen Sohn, lebte zu Anfang des eilften Jahrhunderts, war Graf im Gledgau, und heirathete Jda, die Tochter Gerhards III., Grafen von Elſaß und Herzogs von Lothringen. Sein Bruder Werner wurde Biſchof von Straßburg. Durch geiſtliche und weltliche Gewalt mächtig baute er den Münſter als ſeine Kirche, und das Schloß Habsburg für ſeine Familie. Seit dieſer Zeit nannten ſich die Nachkömmlinge ſeines Stammes Grafen von Habsburg.

Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich die Macht dieſes Hauſes ſchon im zehnten Jahrhundert ſehr erweitert habe. Albert III., ein Urenkel Radbots, beſaß nicht nur beträchtliche Güter und Rechte im Elſaß, Breisgau und Argau, ſondern er nannte ſich auch Landgraf von Oberelſaß, und, wie ſein Urvater Guntram, den Reichen. Rudolph, ſein Sohn, erhielt vom Kaiſer Friedrich II. die Reichsſtadt Laufenburg, und wurde Landvogt der kleinen Kantone in der Schweiz, welche Stellen ſeinen Einfluß in dieſem Lande

vermehrten. Er hatte ſich dabei ſchon ſo viele Rechte erworben, daß der Kaiſer ihm für dieſe Vogtei die Grafſchaft Rheinfelden geben mußte.

Rudolph I. ſtarb im Jahr 1232, und hinterließ zwei Söhne, Albert IV. und Rudolph, welche ſeine Länder unter ſich theilten. Erſterer erhielt mit dem Schloſſe Habsburg die Beſizungen im Aargau und Elſaß, lezterer die Grafſchaften Gledgau, Rheinfelden und Lauffenburg, und was ſeine Familie im Breisgaue beſaß. Beide nannten ſich Landgrafen vom Elſaß. Albert vermählte ſich mit Hedewig, der Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, welcher von den Herzogen von Zähringen abſtammte. Dadurch erhielt das Haus Habsburg neue Stärke und Anſprüche auf neue Eroberungen. Von dieſer glüklichen Ehe zeugte Albert drei Söhne, nämlich Rudolph II., Albert, welcher Domherr zu Baſel war, und Hartmann.

Nachdem er viele Fehden mit ſeinen Nachbarn männlich und ehrlich ausgefochten hatte, zog er, des weltlichen Krieges müde, nach Paläſtina in den heiligen, und hinterließ ſeinen Söhnen ſeine Länder, und eine Ermahnung, deren Befolgung das Haus Oeſtreich groß gemacht hat: »Bedenkt immer,« ſagte er bei ſeinem Abſchiede, »daß die »Grafen von Habsburg nicht durch Betrug und Eigennuz, »ſondern durch ihre Tapferkeit und Eifer für das gemeine »Beſte ſo einen hohen Grad von Macht und Ruhm ſich er»worben haben. So lange ihr den Schritten eurer Väter »folgt, werdet ihr die Würden und Beſizungen, welche ſie »euch hinterlaſſen haben, nicht nur erhalten, ſondern auch »noch vermehren.«

Es ſcheint, daß Rudolph, ſein älteſter Sohn, dieſe väterliche Ermahnung vorzüglich beherzigt habe; denn er wurde der wahre Stifter der habsburgiſch-öſtreichiſchen Größe und Macht. Schon zu allen ritterlichen Tugenden an dem

Digitized by Google

Hofe des großen Kaiſer Friedrichs II. gebildet, brauchte er ſeine Waffen zum Schuze friedlicher Bürger gegen die Räubereien und Anfalle mächtiger Unterdrüker. Er vertheidigte die Stadt Zürich gegen die Ritter, welche von ihren feſten Burgen herab den Handel und die Schiffahrt auf dem See unſicher machten; und die Stadt Straßburg gegen ihren Biſchof, welcher ſie überwältigen wollte. Er wurde Vogt der kleinen Kantone und Städte; denn ſie hatten einen tapfern Anführer nöthig.

Er zwang ſeine beiden Oheime, die Grafen von Lauffenburg und von Kyburg, daß ſie ihre Beſizungen, dem Erbrechte gemäß, bei ſeinem Hauſe erhalten mußten; und als lezterer, aus Rache, den Biſchof von Straßburg damit belehnen wollte, rükte er mit gewaffneter Hand in die biſchöflichen Länder ein, überrumpelte Colmar, nahm Mühlhauſen mit Sturm ein, und ſchlug die Truppen ſeiner Feinde in allen Gefechten ſo gänzlich, daß er ſich faſt von dem ganzen Ober-Elſaß Meiſter gemacht hatte. Der Biſchof, Walther von Gerolsek, ſtarb aus Verdruß während dem Kriege. Sein Nachfolger aus dem nämlichen Geſchlechte, Heinrich, bot dem Sieger die Friedenshand, und dieſer war ſo großmüthig, daß er die eroberten Pläze wieder herausgab, und ſich allein mit dem Verzichte des Biſchofs auf die Kyburgiſchen Länder begnügte.

Hierauf mußte er ſich gegen den Abt von St. Gallen rüſten, welcher auf einen andern Theil dieſer Beſizungen, als Lehen ſeines Kloſters, Anſpruch machte. Gerade zur Zeit, als die Fehde beginnen ſollte, hörte Rudolph, daß die Bürger von Baſel, durch ihren Biſchof angetrieben, mehrere Ritter bei einem Turnier ermordet hätten. Durch dieſe Nachricht wurde der Held auf zwei Seiten zugleich zum Kampfe aufgefodert, hier, um die Rechte der Ritterſchaft, dort, um jene ſeines Hauſes zu vertheidigen. In dieſem

Drange ſezte er ſeinen eignen Vortheil dem ſeines Standes nach. Er gieng ſelbſt und unbewaffnet nach Wyl, wo der Abt ſeine Truppen gegen ihn verſammelt hatte, und erkannte ihn freiwillig als ſeinen Lehnsherrn.

Dieſes eben ſo biedere als kluge Verfahren gewann ihm die Liebe und Achtung aller Anweſenden, und die Ritter, welche ihn noch kurz zuvor bekriegen ſollten, zogen nun mit ihm und unter ſeiner Anführung nach Baſel, um die Mörder zu beſtrafen. So lag er in Waffen unter einem Zelte vor der Stadt, als ihm von ſeinem Neffen, dem Grafen von Hohenzollern, die Kunde gebracht wurde, daß ihn die Kurfürſten zum Kaiſer erwählt hätten.

Durch dieſes unerwartete Ereigniß erhielten ſeine Unternehmungen eine ganz andre Richtung. Zuvor war er nur der Beſchüzer einzelner Städte und Ritter; izt wurde er Regent einer ganzen Nation. Anfänglich wollten ſich ſeine Nachbarn, die Grafen von Baden, von Wirtemberg, von Freiburg und Neuburg, unterſtüzt von dem mächtigen Könige von Böhmen, Ottokar, ſeiner Wahl widerſezen, und ſeine oder des Reichs Güter in Beſiz nehmen; allein er überfiel ſie mit kräftiger Hand, und zwang ſie, alles das wieder herauszugeben, was ſie zeither weggenommen hatten. Als er hierauf gegen den König von Böhmen ſelbſt zu Felde gezogen war, bemeiſterte ſich Graf Eberhard von Wirtemberg noch einmal vieler ſchwäbiſchen Städte. Rudolph aber hatte unterdeſſen Ottokar auf dem Marchfelde bei Wien geſchlagen, und fiel, von da ſiegreich zurükkommend, in die Länder des Grafen, belagerte und zerſtörte Stuttgard, nahm ihm ſeine feſte Burgen hinweg, und zwang ihn noch einmal, den von ihm feſtgeſezten Landfrieden zu befolgen. So wußte er gleich bei dem Anfange ſeiner Regierung die Nachbarn ſeiner Erbländer zu bändigen, und leztere nach dem Siege bei Wien auch noch durch das mächtige Herzogthum

Digitized by Google

Oeſtreich zu vermehren. Rudolph hatte große Abſichten ſowohl für das Reich, als für ſein Haus. Er ſchüzte den Bürger gegen den Adel, welcher den Landfrieden ſtörte; und indem er durch den Städtebund die großen Vaſallen demüthigen wollte, erhob er das Anſehen der Kaiſer wieder, und unterwarf die Fürſten ſeinen Geſezen. Wären ſeine Nachfolger in ſeine Plane eingetreten, ſie würden durch den dritten Stand die Gewalt des Volkes erhoben, und dadurch die Reichskrone in ihren Häuſern erblich gemacht haben.

Durch die glänzende Regierung Rudolphs bekam die Politik des Hauſes Habsburg eine ganz andre Richtung. Er hatte an der öſtlichen Grenze des Reichs ein großes Herzogthum erworben, das mit Ungarn und Böhmen in Berührung kam; ſeine Prinzen und Nachkömmlinge ſtrebten, durch ſeine Größe gereizt, auch nach dem Throne, welchen er mit ſo viel Ruhm und Vortheil beſeſſen hatte; und da ſein Haus durch die Vermählung Alberts mit Johanna nun auch Anſprüche auf Kärnthen und Tyrol erhielt, ſo wurden izt die Blike der öſtreichiſchen Regenten auf eine Länderkette gerichtet, welche ſich von der Raab bis an den Rhein erſtrekte.

Die Haupthinderniſſe, welche ſich dieſen großen Ausſichten entgegenſezten, waren die unbeſtimmten Succeſſionsrechte der öſtreichiſchen Prinzen. Aber ſie glaubten ihre Macht nur durch Erweiterung der landesherrlichen Gewalt befeſtigen zu können; daher der fürchterliche Krieg und das Unglük Habsburgs gleich nach ſeiner glänzenden Herrſchaft. Nachdem Albert durch den Sieg über ſeinen Nebenbuhler, Adolph von Naſſau, wie ſein Vater, zur Kaiſerkrone gekommen war, wollte er ſeinem Neffen Johann die rheiniſchen Länder vorenthalten, und die Rechte ſeines Hauſes und ſeiner Krone gegen die Schweizer behaupten.

Mehrmalen wurde er von beiden gebeten, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; allein im Gefühle ſeiner

Digitized by Google

Gewalt gab er jenem, weil er noch ein Jüngling war, ſtatt ſeiner Länder einen Blumenſtrauß zum Spielen, und dieſen ſtatt Freiheit einen Herzogshut, um ſie zu ſchreken. Die traurige Folge dieſer Verachtung war, daß er von Johann bei Rheinfelden ermordet, und ſeine Nachfolger von den Schweizern bekriegt wurden.

Alberts fünf hinterlaſſene Söhne folgten ihm in ſeinen Ländern; davon führte, weil die drei jüngſten noch minderjährig waren, Friedrich, ſein älteſter, die Regierung in Oeſterreich; Leopold der Zweite jene am Rheine. Dieſe zwei Brüder waren ſowohl an Geiſt als Körper auffallende Gegenſtüke. Friedrich war ſchön von Angeſicht und Geſtalt, freundlich und einnehmend von Sprache und Mienen, offen, bieder, treu, und obwohl öfter bis zur Verwegenheit tapfer, doch gutmüthig und voller Mitleid; Leopold hatte eine kleine verwachſene Geſtalt, und einen finſtern Blik. Er war klug, mißtrauiſch, verſchwiegen und bis zur Leidenſchaft kriegeriſch. Jenen nannte man die Blume der Schönheit, dieſen den Stolz der Ritterſchaft. Uiberhaupt iſt die Zeit von Rudolph I. bis auf Maximilian I. das wahre Heldenalter des öſtreichiſchen Hauſes geweſen. Frommheit, Ehre, Galanterie, Ruhmbegierde und Tapferkeit leuchten aus allen Zügen der öſtreichiſchen Prinzen hervor. Rudolph ließ einen Pfarrer, welcher einem Kranken das Abendmahl bringen sollte, auf ſein Pferd ſteigen, und begleitete ihn zu Fuß, indem er andächtig ſelbſt den Zaum hielt. Friedrich der Schöne gieng in ſein Gefängniß zurük, weil er ſeinem Gegner, Ludwig dem Baiern, das Wort gegeben hatte, ſich wieder einzuſtellen. Ernſt wurde von dem Bilde der ſchönen Limburg ſo bezaubert, daß er an den Hof ihres Vaters zog, um ihr Herz und ihre Hand zu erhalten. Alberts Reiſe nach Paläſtina iſt ſo merkwürdig durch romantiſche Auftritte geworden, daß man ihn das

Wunder der Welt nannte, und die beiden Leopolde zeigten ſich in Schlachten und Turnieren als die Muſter der deutſchen Ritterſchaft. So findet man eine ununterbrochene Reihe von öſtreichiſchen Herren in dieſem Zeitalter, und große Thaten in ihrem Leben; denn es koſtete mehr Kraftaufwand, eine kleine noch unbedeutende Grafſchaft zu einem mächtigen Herzogthume zu erheben, als nach glüklichen Erbſchaften ganze Königreiche zu regieren.

Leopold I. brachte den größten Theil ſeines Lebens auf dem Schlachtfelde zu. Er focht gegen ſeine Nachbarn, um ſich ſelbe zu unterwerfen; gegen Ludwig den Baier, um ſeinem Bruder Friedrich die Kaiſerkrone zu erhalten; und, nachdem er ſich mit dem Kaiſer ausgeſöhnt hatte, gegen die Italiener, um die Ehre der deutſchen Nation zu behaupten. Aber der merkwürdigſte Krieg, den er zu beſtehen hatte, war jener gegen die Hirtenvölker der Schweiz. Wir wollen dieſe eben ſo merkwürdige als traurige Geſchichte nur in ſoweit berühren, als ſie Einfluß auf die rheiniſchen Länder überhaupt hatte. Johann von Müller, der Geſchichtſchreiber der Schweiz, hat ſie meiſterhaft genug beſchrieben.

Nachdem Albert I. den Kaiſerthron erhalten hatte, war ſeine vorzüglichſte Sorge, ſeinem Hauſe eine Ausdehnung von Ländern zu geben, welche ſich von Ungarn bis an den Rhein erſtreken ſollten. Das Herzogthum Oeſtreich war ihm ſchon unterworfen; auf Steiermark, Kärnthen und Tyrol hatte er die ſicherſten Anſprüche; mit Ungarn und Böhmen war die Verbindung angeknüpft; die Länder im Elſaß, der Schweiz und in Schwaben waren der Habsburger urſprüngliches Eigenthum. Es fehlte nun nichts mehr, als die einzelnen Kantone und Reichsſtädte in der Schweiz noch unter ſich zu bringen, und der öſtreichiſche Staat machte ſchon damals ein kleines Königreich aus. Die Hirtenkantone und großen Städte in der Schweiz erkannten zwar die

Digitized by Google

Oberherrſchaft der Kaiſer und des Reichs; allein jene hatten ſich groſe Freiheiten und Privilegien erworben, und dieſe wurden ſchon allgemein als freie Reichsſtädte angeſehen, welche, wie die übrigen rheiniſchen Städte, nach Unabhängigkeit ſtrebten. Als nun die Kantone Albert um die Beſtätigung ihrer Freiheiten baten, erklärte er ihnen: er würde mit nächſtem eine andre Ordnung der Dinge in ihrem Lande einfuhren, und ſchikte bald Vögte unter ſie, um ſeine Geſeze zu vollziehen. Dieſe aber brachten durch ihre Härte und Grauſamkeit das Volk zur Verzweiflung. Dem wohlhabenden Bürger Stauffacher drohten ſie, ſein Haus niederzureiſſen. Dem liebenden Jüngling Arnold nahmen ſie die Braut hinweg; und als er darüber Rache nahm und flüchtig werden mußte, ließ man ſeinem Vater die Augen ausſtechen, weil er ſeinen Sohn nicht verrathen wollte. Die keuſche Gattin ſollte dem Wollüſtlinge zuerſt ein Bad bereiten und dann die Ehe brechen. Wilhelm Tell mußte einen Apfel von dem Kopfe ſeines eignen Sohnes ſchieſſen, weil er dem aufgeſtellten Herzogshute nicht huldigen wollte. Eine ſolche Tyrannei würde auch ein zahmeres Volk aufgebracht haben. Ein freies führte ſie zur Wehre und zum Siege. In kurzer Zeit ſtunden die Einwohner von Uri, Schwyz und Unterwalden auf; ſie verjagten die ihnen verhaßten Landvögte, zerſtörten ihre Burgen und Zwingſchlöſſer, und ſchloſſen einen ewigen Bund zur Vertheidigung ihrer Freiheit.

In einer ſolchen Verfaſſung fand Leopold I. die Schweizer, als er nach dem Tode ſeines Vaters einen neuen Angriff auf ihre Unabhängigkeit verſuchte. Unter dem Vorwande ſeiner Vogteirechte von Einſiedlen ſammelte er drei groſe Heerhaufen zu Roß und zu Fuß um die verbündeten Kantone her; davon ſollte einer in Schwyz, der andre in Unterwalden, und der dritte in Uri einfallen. Die Schweizer hatten dagegen nichts zu ſezen, als ihren Muth und ihre

Felſenthäler. Da die Schweizer weder an Anzahl noch an Waffen ſich mit den Oeſtreichern meſſen konnten, rieth ihnen der alte Reding von Schwyz, einen Theil ihres Heeres auf den Anhöhen von Morgarten in den Hinterhalt zu legen, und ſo die Feinde bei ihrem Anmarſche unvermuthet zu überfallen.

Dieſer Krieg war einer der ſeltenſten, welchen man in der ganzen mittlern Geſchichte findet. Auf der einen Seite zogen kampfgerüſtete Ritter heran mit glänzenden Waffen und Rüſtungen, und allen Arten von Gewehren verſehen; auf der andern ein zuſammengelaufener Haufen von Bauern und Hirten, ohne Helme, ohne Pferde, ohne Harniſche, bloß im Vertrauen auf Gott und ihre Felſenthäler. Hier fecht alles geordnet und geübt in Reihen und Gliedern, dort einzelne Truppen in der Höhe, in der Tiefe, rechts und links, wie es Muth und Umſtände erlaubten. An der Spize der Oeſtreicher ſtund ein tapfrer und erfahrner Feldherr, der Herzog ſelbſt; die Schweizer wurden von Dorfſchulzen und Gemsjägern angeführt.

Leopold war mit ſeinen Heerſchaaren ſchon weit in die Schluchten bis zum Egeriſee vorgerükt, und dachte an keinen Widerſtand mehr. Auf einmal wird er von vornen, von hinten, von den Felſen und aus den Gründen angefallen, und ganze Baumſtämme und Felſenſtüke rollen von den Bergen herab, und zerſchmettern ſeine Krieger. Die Reiterei, welche den Kern ſeiner Armee ausmachte, konnte ſich in der Enge weder wenden noch ausdehnen. Die Linien brachen, die Pferde bäumten ſich, Roß und Reiter wurden auf allen Seiten angegriffen, durchſtochen und zerhauen. Das Fußvolk, welches die Ritter unterſtüzen ſollte, wurde ſelbſt durch die auf daſſelbe zurükgeworfenen Pferde getrennt, und die Ritter, welche ihre Lanzen nicht mehr gebrauchen konnten, in den See geſprengt. Die Schweizer drangen

Digitized by Google

überall ein, und die Verwirrung war allgemein. Uiber funfzehnhundert Mann, meiſtens Adliche, blieben im Gefechte; die Uibrigen mußten ſich zurükziehen, und Leopold, erſchöpft vom Kampfe, in Winterthur neue Kräfte ſammeln.

Die Schweizer, durch dieſen Sieg aufgemuntert, zogen nun auch noch an dem nämlichen Tage gegen die übrigen Haufen, welche von Luzern und Buochs auf ſie eindringen ſollten, und drängten ſie zurük. Nach ſo vielen Vortheilen, die ſie errungen hatten, hielten ſie in ihren Kirchen ein Dankfeſt, und es wurde beſchloſſen: »daß der Tag, wo der »Herr der Heerſchaaren ſeinem Volke Schuz und Sieg verliehen habe, jährlich ein Feſttag ſeyn, und die Namen der »fürs Vaterland Gefallenen öffentlich dabei abgeleſen und »angerühmt werden ſollten.» Sie beſchwuren hierauf noch einmal ihren Bund, und der Kaiſer Ludwig beſtätigte ihn, weil er noch ein Feind der Oeſtreicher war.

Leopold, welcher durch ſeine Macht und ſeinen Heldenmuth nichts gegen arme Bauern ausgerichtet hatte, wandte nun ſeine Waffen gegen den Kaiſer, um ſeinem Bruder Friedrich die deutſche Krone zu verſchaffen. Dieſer aber hatte, ohne ſeine Hilfe abzuwarten, das Treffen bei Mühldorf gewagt, wo er geſchlagen und gefangen wurde. Nach dieſem neuen Unglüke, das die öſtreichiſchen Fürſten betraf, wandte Leopold alle Mittel der Klugheit und Tapferkeit an, um ſeinen Bruder zu befreien. Er wußte den Papſt und den König von Frankreich für ſich zu gewinnen, und erſterer that den Kaiſer in den Bann. Er bemeiſterte ſich der Städte und Feſtungen am Rheine, in Schwaben und Baiern; er ſchlug Ludwig ſelbſt bei Burgau; allein was Leopolds Tapferkeit nicht vermogte, bewirkte Friedrichs Redlichkeit. Dieſer ſtellte ſich, nachdem er fruchtlos ſeinen Bruder zur Nachgiebigkeit zu bringen geſucht hatte, auf ſein gegebenes Ehrenwort wieder dem Kaiſer als Gefangener ein,

Digitized by Google

und gewann dadurch die Liebe und Achtung Ludwigs in einem ſo hohen Grade, daß beide aus erbitterten Feinden treue Freunde wurden, und die Regierung unter ſich theilten.

Indeſſen hatte die Ruhmbegierde Friedrichs und die Tapferkeit Leopolds dem Hauſe Oeſtreich mehr geſchadet als genüzt. Jener verſchwendete ſeine Kräfte durch die Behauptung der deutſchen Krone, dieſer in den Kriegen mit den Schweizern. Beide erwekten ſich dadurch Feinde unter den Fürſten und dem Volke. Ihre Nachfolger waren mäßiger und klüger in ihrer Regierung.

Nach dem Tode Leopolds ſezte ſich Otto in Beſiz der öſtreichiſchen Länder am Rheine. Er und ſein Vetter Albert dachten mehr darauf, das Gebiet ihrer Häuſer zu vermehren, als nach der ſo gefährlich gewordenen Krone des deutſchen Reiches zu ſtreben. Sie ließen dieſe Ludwig von Baiern, und dieſer bekräftete ihnen dafür nicht nur ihre alten Rechte und Beſizungen, ſondern er gab ihnen noch überdies für die aufgewandten Kriegskoſten die freien Reichsſtädte Breiſach, Schafhauſen, Rheinfelden und Neuburg *). Faſt zur nämlichen Zeit kamen ſie zum Beſize von Tyrol und Rapperswyl, und Otto wurde bei Abweſenheit des Kaiſers zu deſſen Statthalter in Deutſchland ernannt.

Dieſe Vortheile würden die Wunden wieder geheilt haben, welche Oeſtreich durch die Kriege mit dem Kaiſer und den Schweizern erhalten hatte, wenn leztere nicht durch den rheiniſchen Städtebund von neuem zum Kampfe wären aufgereizt worden. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die groſe Bundesrepublik, welche Arnold von Thurn zu Mainz geſtiftet hatte, ſelbſt den Muth der erſten Eidgenoſſen gewekt habe; denn durch ſie verbreitete ſich in allen Städten und

*) Siehe den Vertrag von Hagenau.

Digitized by Google

Ländern längs dem Rheine hin ein Geiſt der Freiheit und des Republikanism, welcher ſpäterhin den mächtigſten Fürſten gefährlich war.

Nach der Schlacht bei Morgarten befeſtigte ſich die Freiheit der Schweizer immer mehr, und ſie haben ſich durch ihre kühnen Thaten ſo viel Ruhm und Vortheile bei ihren Nachbarn erworben, daß faſt alle Reichsſtädte des Schweizerlandes an ihrem Bunde Theil zu nehmen wünſchten. Luzern, Zug, Solothurn, Bern und Zürich warfen allbereits die Bande ab, wodurch ſie noch an die Herrſchaft von Oeſtreich und andere Herren gefeſſelt waren; und da in lezterer Stadt der liſtige Bürgermeiſter Rudolph Brunn eine demokratiſche Revolution bewirkt, und die anſehnlichſten Patriziergeſchlechter entweder verbannt oder hingerichtet hatte, ſo traten endlich alle dieſe Städte mit den drei alten Schweizerkantonen in ein öffentliches Bündniß zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung.

Albert, welcher nach dem Tode Otto's die Regierung allein führte, konnte die Vermehrung eines ſo mächtigen Gemeinweſens mitten in ſeinen Staaten nicht mit gleichgültigen Augen anſehen. Er ſammelte ein großes Heer, zu welchem der Adel des Landes, aus Furcht fernerer Empörung, geſtoßen war, und belagerte Zürich. Die Bürger und Bauern hatten durch die bisherigen Kriege ſchon ſo geſchikt fechten gelernt, und der Geiſt der Freiheit ihren Muth ſo hoch belebt, daß ſogar die Weiber der Stadt die Waffen ergriffen, und die Bewohner der vier Waldſtädte in ganzen Schaaren über den Albis gezogen kamen, um ihre neuen Bundesgenoſſen zu retten.

Albert, deſſen Armee durch Gefechte, Uneinigkeit und Mangel an Lebensmitteln geſchwächt war, hob die Belagerung bald wieder auf, und ſuchte durch Verſprechungen einen Theil der Verbündeten zu gewinnen, um die andern

Digitized by Google

deſto leichter beſiegen zu können. Er wandte ſich hauptſächlich an Rudolph Brunn, welcher die demokratiſche Revolution in Zürich bewirkt hatte; durch deſſen mächtigen Einfluß gelang es ihm, den fürchterlichen Bund vor der Hand zu trennen. Zürich, Luzern, Uri und Unterwalden waren bereit, ſeine Vorſchläge anzunehmen. Die von Schwyz allein widerſezten ſich mit Standhaftigkeit. Nachdem ihre junge Mannſchaft die öſtreichiſchen Bevollmächtigten aus den beiden leztern Kantonen vertrieben hatten, gieng Albrecht, von Alter und Verdruß zugleich geſchwächt, nach Wien, und überließ ſeinem Sohne Rudolph die Verwaltung der Länder am Rheine; dieſer brachte denn auch durch ſeine Mäßigung einen Waffenſtillſtand auf eilf Jahre zu Stande.

Nach dem Tode Alberts führte Rudolph die Regierung der öſtreichiſchen Staaten mit eben ſo viel Klugheit als Billigkeit. Schon in ſeinem ſechszehnten Jahre wurde er zu den Regierungsgeſchäfften gezogen. Er brachte Ordnung in ſeine Ausgaben, beſchüzte die Künſte und den Handel, unterdrükte die Straßenräuber, und baute, um die Verbindung ſeiner Staaten in der Schweiz zu erleichtern, die berühmte Brüke bei Rapperswyl über den Zürcherſee. Der Kaiſer Karl IV. übergab ihm die Vogtei von Elſaß und Schwaben; in beiden Ländern wußte er den Landfrieden mit Klugheit und Kraft zugleich zu behaupten. Nicht ſo friedlich dachte Leopold II., welcher nach ſeinem Tode ſich mit Gewalt die Regierung aller vorderöſtreichiſchen Länder verſchaffte, und ſeinem Bruder Albert nur Oeſtreich überließ. Dieſer mächtige Fürſt glich an Ruhmſucht und Tapferkeit Leopold I.; er hatte auch, wie er, das nämliche Schikſal.

Nach dem Tode der Margarethe Maultaſche, der lezten Fürſtin von Tyrol, zwang er den Herzog Stephan von Baiern, ihm gegen eine Summe von 116,000 Gulden dieſe Grafſchaft zu überlaſſen. Von den Grafen von Montfort

Digitized by Google

kaufte er Feldkirch; denen von Werdenberg nahm er Sargans und das Rheinthal hinweg. Von dem Biſchof von Baſel erhielt er Klein-Baſel, weil er ihm half ſeine rebelliſchen Unterthanen zu bändigen; und von dem Kaiſer Wenzel, der ſeine Macht fürchtete, Freiburg und viele Länder in Schwaben. Er vertrieb, ſelbſt mit Hülfe der Schweizer, den Enguerrand de Conci, welcher mit 40,000 Mann in Elſaß eingefallen war, und Anſprüche auf ſeine Länder machte; und trachtete endlich nach der Kaiſerkrone, die Wenzel verächtlich gemacht hatte.

Während dem Leopold II. auf dieſe eben ſo kühne als glükliche Art ſeine Länder erweiterte, vermehrte ſich auch der Freiheitsgeiſt der Schweizer und rheiniſchen Städte, und damit ihr Bündniß. Bern, Zürich, Zug und Solothurn hatten ſich ſchon mit den alten Kantonen vereinigt, und die andern Städte der Schweiz und des Schwabenlandes ſtunden auf dem Punkte, eine gleiche Unabhängigkeit zu behaupten. Bei dieſem kühnen Aufſtreben des gemeinen Volkes verſammelten ſich die Fürſten, die Grafen, die Ritter und der Adel um den tapfern Leopold, und baten ihn, die täglich umgreifende Empörung mit kräftiger Hand zu unterdrüken. Er fand ihre Klagen eben ſo gegründet, als ſeinen eignen Abſichten angemeſſen. Da er aber das Beiſpiel ſeiner Vorfahren noch lebhaft vor Augen hatte, ſuchte er zuerſt die verbundenen Städte durch Zulaſſung einiger Freiheiten zu beruhigen und zu trennen. Dieſe Nachgiebigkeit hielt zwar einige Zeitlang den Ausbruch des Krieges zurük; allein bald ergriff die Liebe der Freiheit nicht nur die Städte der Schweiz, ſondern Leopolds eigne Unterthanen kündigten ihm den Gehorſam auf, und begaben ſich unter den Schuz der Republiken. Nach dieſen für ſeine Gewalt ſo gefährlichen Schritten ſammelte der Herzog ein fürchterliches Heer von

Digitized by Google

Reiſigen und Edlen zu Baden, und rükte damit in die Gebirge der Schweiz. Um ſeine wahren Abſichten zu verbergen, ſchikte er den Johann von Bonſtetten gegen Bruck vor, als wenn er Zürich angreifen wollte; mit ſeiner Hauptmacht zog er aber gegen Rotenburg und Sempach, um Luzern zu überfallen. Durch dieſe Bewegungen wurden die vier Waldſtädte wirklich getäuſcht. Sie ließen vierzehnhundert Mann nach Zürich marſchiren; als ſie aber merkten, daß Leopold mit dem größten Theile ſeiner Truppen bei Sempach hergezogen kam, überließen ſie dieſe Stadt ihrer eignen Vertheidigung, und ſezten über die Reuß, um ſeine weitern Fortſchritte zu hemmen. Bei der Nähe der Gefahr wurden ſie durch einzelne Haufen von Glarus, Entlibuch und andern benachbarten Orten verſtarkt. Ungefähr dreizehnhundert Mann ſtark langten ſie bei Sempach an, und beſezten den Wald, welcher ſich von dem See auf die Gebirge zieht, und das enge Thal beherrſcht.

Leopold war indeſſen mit vierzehnhundert Fußgängern und viertauſend Reitern herangezogen, meiſtens vom Stande, und bewaffnet von Kopf bis zu Fuß. Er glaubte nicht, daß er viel Widerſtand finden würde; deſto mehr erſtaunte er, als er die Schweizer vor ſich fand, um ihm eine Schlacht zu liefern. Bei dieſem unerwarteten Anblike ließ er ſeine Truppen Halt machen, um ſich über die Lage der Dinge zu berathſchlagen. Der Herr von Haſenboch rieth ihm, den Angriff noch ſo lange aufzuſchieben, bis Bonſtetten mit ſeinen Truppen angekommen ſey; der junge Adel aber erwiderte mit Stolz: »Gott ſelbſt habe ihnen dieſe Bauern in »die Hände geliefert. Es wäre ſchändlich, wenn Edelleute, »in ihren ſtählernen Rüſtungen, erſt noch Verſtärkung ab»warten ſollten, um dieſen ſchlechtbewaffneten und halbnak»ten Pöbel zu ſchlagen. Nur ein Haſe könne einen ſo fei-

»gen Rath geben» *). Hierauf wandte ſich einer von den Rittern zu Leopold, und ſagte: »Bis dieſen Abend wollen »wir euch dieſe Hand voll Bauern in die Hände geliefert ha»ben.» Allgemeiner Beifall begleitete dieſe Rede, und der Angriff wurde ſogleich beſchloſſen.

Da der öſtreichiſche Prinz von der Schlacht bei Morgarten her wußte, daß die Pferde in einer engen Schlucht ſich nicht gehörig drehen und entwikeln könnten, ließ er die Ritter abſteigen, und mit ihren langen Spießen die erſten Glieder bilden. Die Fußknechte machten den Rükhalt und das zweite Treffen aus. Während dem aber Leopold ſeine ſtolzen Heerhaufen in Schlachtordnung ſtellte, fielen die Schweizer andächtig auf die Knie nieder, um den Beiſtand Gottes zu erbitten. Die Ritter, welche dieſes ſahen, riefen triumphirend: »Seht! ſie bitten kniefällig um Gnade!» Bald aber wurden ſie vom Gegentheile überzeugt, als die Eidgenoſſen aus dem Walde hervorſtürzten, um ſie ſelbſt anzugreifen. Sie bildeten einen ſpizen Keil, und trugen die Fahnen und Waffen, womit ſie bei Morgarten geſiegt hatten. Die Oeſtreicher rükten in geſchloſſenen Reihen zuſammen, legten ihre langen Spieße vor, und empfiengen ihren Anfall mit Muth und Verachtung. Bei dieſem erſten Gefechte wurde der ſchweizeriſche Keil zurükgeworfen, und die Fahne von Luzern ſchier erbeutet. Die öſtreichiſche Linie dehnte nun ihre beiden Flügel wie zwei ſtählerne Arme aus. Die Schweizer waren rechts und links umfaßt, gedrängt, umſchloſſen; ſie ſchienen gänzlich aufgerieben zu werden.

In dieſem gefährlichen Zeitpunkte trat Arnold von Winkelried, ein Edler von Unterwalden, vor den Haufen der Schweizer, und ſagte: »Ich will dieſe eiſerne Linie der

---

*) Eine Anſpielung auf den Namen Haſenbach.

Digitized by Google

»Feinde durchbrechen, ſorgt nur für meine Frau und meine »Kinder.» Mit dieſen Worten ſtürzte er ſich in die Spieße der Oeſtreicher, richtete davon ſo viele auf ſeine eigne Bruſt, als er mit beiden Armen faſſen konnte, und öffnete ſo, indem er erſtochen niederfiel, ſeinen Landsleuten eine Lüke, wodurch ſie in den öſtreichiſchen Haufen eindringen konnten. Dieſe Heldenthat entſchied über den Gewinn der Schlacht. Die Schweizer ſprangen über die Leiche Winkelrieds und der Erſchlagenen in die Linien; ſie verbreiteten ſich rechts und links in der feindlichen Schlachtordnung; und da die Ritter ihre Lanzen izt nicht mehr gebrauchen konnten, wurden ſie durch ihre eigne Waffen in Unordnung gebracht. Der Kampf war hartnäkig, blutig und ſchreklich. Man rieth Leopold, der die Unordnung wieder herſtellen wollte, ſich aus der Gefahr zu begeben; er aber ſagte: »Ich will mit »meinen Leuten entweder ſiegen oder ſterben.» Hierauf wurde das Gewirre immer ſtärker; Feind war mit dem Freunde vermiſcht; ein jeder focht nur für ſeine eigne Erhaltung. In dieſem Gedränge wurde Heinrich von Eſchelbach, welcher die öſtreichiſche Fahne trug, übern Haufen geworfen. Ulrich von Arberg erhob ſie wieder; aber auch er fiel bald tödtlich verwundet nieder. Als dies Leopold ſahe, nahm er die Fahne ſelbſt in die Hand, und ſchwang ſie in die Höhe, rufend: »Für Oeſtreich! für Oeſtreich!» Auf dieſes Wort ſammelten ſich ſeine Ritter von neuem um ihn her, und drangen in die Schweizer. Sie wurden meiſtens an ſeiner Seite niedergeſtochen. Bei einer ſo großen Verwirrung verſuchte er den lezten Angriff, und ſtürzte ſich in das blutigſte Schlachtgewühl. Er that hier Wunder der Tapferkeit. Er focht mit Lanz und Schwert ſo lange, bis er von Wunden bedekt zur Erde fiel.

Uiber zweitauſend Mann, meiſtens Ritter und Grafen, blieben in dieſer entſcheidenden Schlacht. Leopold und ſeine

vornehmſten Offiziere wurden im Kloſter Königsfelden begraben, wo ſchon ſeine Vorfahren lagen. Die Schweizer aber hielten zu Luzern ein neues Dankfeſt für den errungenen Sieg. Bald nach dieſer Schlacht ſchlugen ſich auch die von Glarus, von Entlibuch und von Appenzell zu ihrem Bunde; ja leztere verbreiteten die Freiheit ſogar nach Schwaben und Tyrol. Sie würden ganz Deutſchland umgewälzt haben, wenn ihnen nicht die Fürſten des Reichs noch frühe genug Einhalt gethan hätten.

Man kann die Geſchichte des Rheins in dieſem Zeitpunkte nicht leſen, ohne an die ſchönſten Zeiten Griechenlands erinnert zu werden. Auf der einen Seite Bürger und Bürgermeiſter, welche, wie die von Sparta und Athen, bei Marathon und Thermopyle fochten; auf der andern Helden und Feldherren, welche die Thaten eines Achilles und Ulyſſes verdunkeln. Hier kluge Geſezgeber und neue Republiken auf Freiheit und Gleichheit gegründet; dort glänzende Fürſten nach Ehre, Kronen und Königreichen ſtrebend. Hier bürgerliche Feſte und Gewerbe; dort ritterliche Turniere, prächtige Gebäude und einen glänzenden Hofſtaat.

Indeſſen hatte die Tapferkeit der Schweizer dem Hauſe Oeſtreich weniger geſchadet, als die Uneinigkeit ſeiner Prinzen. In den bisher mit den Eidgenoſſen geführten Kriegen hat es zwar viel an Mannſchaft und Geld verloren, aber wenig an eigenen Ländern. Luzern, Bern, Zürich, Zug, Glarus und Appenzell waren mehr Reichs- als öſterrerchiſches Gebiet. Es blieb immer noch im Beſize von Kyburg, vom Argau, von Lenzburg, von Baden, vom Breisgau und den elſaßiſchen Herrſchaften.

Die einzige kraftvolle Regierung Alberts II., welcher zugleich Kaiſer war, hätte den Glanz des Hauſes wieder hergeſtellt. Zum Unglük lebte er nicht lange genug, um ſeine großen Abſichten alle durchſezen zu können. Nach ſei-

Digitized by Google

nem Tode waren die öſtreichiſchen Staaten unter mehrere Zweige vertheilt, wovon jeder den andern zu ſchwächen ſuchte; und Friedrich IV., dem die Regierung am Rheine zufiel, miſchte ſich in die gefährlichen Streitigkeiten der Kirche.

Zu der Zeit hatte ſich, auf Betrieb des Kaiſers Sigismund, das Konzilium zu Conſtanz verſammelt, und foderte, um dem ärgerlichen Schisma, das die Chriſtenheit theilte, ein Ende zu machen, daß der Papſt Johann XXIII. ſeiner Würde entſagen ſollte. Er war dem Kaiſer ſelbſt zur Verwahrung übergeben, und dieſer bewachte ihn mit eben ſo viel Eifer als Vorſicht. In dieſer zwangvollen Lage wandte er ſich an Friedrich IV., welcher izt die Rheinländer Oeſtreichs beherrſchte, und verſprach ihm ſechstauſend Dukaten und die Gonfalonierwürde in dem Kirchenſtaat, wenn er ihn aus der Gefangenſchaft befreien würde. Der öſtreichiſche Prinz, welcher den Kaiſer wegen alter Beleidigungen haßte, ließ ſich von dem Papſte zum Beiſtande verleiten, und ſtellte in der Nähe von Conſtanz ein ſtattliches Turnier an, während dem Johann XXIII. Gelegenheit fand, unter der Kleidung eines Stallknechts zu entwiſchen.

Friedrich nahm ihn mit Freuden in ſeine Schlöſſer auf; aber das Konzilium und der Kaiſer ſprachen den Kirchen- und Reichsbann zugleich über ihn aus, und lezterer ließ bald darauf eine Armee von 30,000 Mann Reichstruppen in ſeine Staaten einrüken, um ihn für ſeine Unbeſonnenheit zu beſtrafen. Bei Annäherung eines ſo großen Heerhaufens zog ſich der Prinz nach Lauffenburg zurük; aber nun brachen ſeine Feinde von allen Seiten auf, um ſeine Staaten zu beſezen und unter ſich zu theilen. Schafhauſen erhob der Kaiſer zu einer freien Reichsſtadt; Frauenfeld und der Turgau wurden als Reichsgut erklärt; der Graf von Toggenburg nahm Sargans hinweg, und belagerte mit dem Bi-

ſchofe von Chur Feldkirch. Bald hierauf hoben auch die Schweizer den Frieden auf, und fielen in ſeine Länder ein. Baſel nahm Sekingen; Zürich Kronau; Luzern Surſee und Reichenſee; und Bern bemächtigte ſich, in Gemeinſchaft mit Solothurn, von Zoffingen, Arau, Lenzburg, und ſogar des Stammſchloſſes der Oeſtreicher, Habsburg. Zu gleicher Zeit war der Kurfürſt von der Pfalz ins Elſaß eingedrungen, und beſezte alle Herrſchaften, welche Friedrich längs dem Rheine hin beſaß.

In dieſer Noth und auf allen Seiten von habſüchtigen Feinden gedrängt, zog Friedrich von Lauffenburg nach Breiſach, um ſich hier bis auf den lezten Blutstropfen zu vertheidigen. Seine Schlöſſer zu Baden, Seckingen und Feldkirch wurden mit Muth vertheidigt; ſeine Vaſallen ſammelten ſich wieder unter ſeine Fahnen; die Herzoge von Lothringen und Burgund verſprachen ihm Truppen und der Papſt Gold; aber ſeine Hauptſtüze waren die treuen Tyroler und Schwarzwälder, welche ihn auch in dem größten Unglük nicht verlaſſen hatten. Er hoffte, daß ihn izt wenigſtens ſein Bruder Ernſt und ſein Vetter Albert unterſtüzen würden; allein es blieb ihm kein thätiger Freund, als Ludwig von Baiern, und dieſer rieth ihm, ſich dem Kaiſer zu unterwerfen.

(Die Fortſezung folgt.)

VI.

Ein Bruchſtük aus meinem Leben.

Dritter Brief.

Der Menſch, ſagen Sie, meine theure Freundin, mache ſich ſein Schikſal gröſtentheils ſelbſt; und wenn ich Urſache zu haben glaubte, mit der Welt nicht ganz zufrieden zu ſeyn, dann möge die Welt ſich vielleicht nicht vortheilhafter über mich äußern. Sie können Recht haben, aber doch nur zum Theil und unter Einſchränkungen, die Sie mir ſpäter anzuführen erlauben werden. Wenn ich freilich die Gabe beſäße, die Menſchen und mich ſelbſt mehr zu meinem Vortheil zu benuzen, dann würde ich mich über meine Verhältniſſe als Stadt- und Staatsbürger weniger zu beklagen haben. Daß ich nun dies Talent nicht habe, oder wenn ich es haben ſollte, nicht übe, fällt mir, und nicht Andern, zur Laſt. Allerdings, meine Freundin, iſt das Unrecht auf meiner Seite; und ich erkläre, im Gefühle meiner Schuld, alle Klagen, die ich je gegen dieſe beſte der Welten ausgeſtoßen habe, oder noch ausſtoßen werde, für ungegründet,

verleumderiſch und null und nichtig. Sind Sie mit dieſem reumüthigen Bekenntniſſe zufrieden?

Die Menſchen muß man nehmen, wie ſie ſind, nicht eigenſinnig gegen den Strom ſchwimmen, ſondern ſich gemächlich von ihm führen laſſen, und mit dem Segel ſeines leichten Lebensbootes aufmerkſam jeden günſtigen Wind zu gewinnen ſuchen; ſo, und nur ſo iſt man ſicher, weiter zu kommen. Achtet der kluge Landmann auf Jahreszeit und Witterung, um zur Saat und Ernte die rechte Zeit zu wählen; ſoll dann nicht der kluge Menſch, der in der Welt etwas will, eine Saat von Hoffnungen und Wünſchen dem Schoße der Zeit anvertraut, damit ſie ihm einſt reiche Früchte trage, auf alles achten, was ihr Gedeihen befördern oder hindern kann? Es iſt eine große Kunſt, die Schwächen der Menſchen zu errathen und zu benuzen. Jeder — ſehr ſeltne Ausnahmen mag es vielleicht geben — hat ſeine Oeffnung in der Naſe, in welche ſich leicht der Ring einlegen läßt, an dem man ihn folgſam nach ſeinem Zweke führt. Nehme dieſen Ring! Die Welt gehört dem, der ſie zu faſſen und zu halten weiß; und Klugheit, das glaube mir, geht noch über Stärke. Fiel nicht der mächtige Herkules als ein Opfer von Dejanirens Schlauheit? Führte nicht die verſchlagene Ariadne den heldenmüthigen Theſeus aus dem Labyrinthe, dem er weder durch Kraft noch Muth entkommen wäre? Was kümmerts dich, ob die Menſchen gut oder böſe ſind? Brauchbar zu einem Zweke ſind ſie immer. Man hat das Leben ſehr treffend mit einem Spiele verglichen; haſt du je einen Spieler geſehen, der ſich an die Tafel drängte, um großmüthig zu verlieren? Alle beſeelt derſelbe Wunſch zu gewinnen; und den würde man für einen Thoren halten, der ſich es einfallen ließe, darüber zu klagen. Lerne deswegen geſchikt die Karten miſchen und die Würfel legen! Das Spiel iſt leicht für den, der die Kunſt verſteht, zu ſcheinen,

Digitized by Google

für was er gelten will. Alle Menſchen und Völker haben Neigungen, Leidenſchaften, Liebhabereien, Vorurtheile und Bedürfniſſe: ſo viele Oeffnungen in der Naſe, daß es kaum Ringe genug für ſie giebt.

So ſage ich zu mir ſelbſt; aber mein Gemüth kehrt ſich in ſeiner ganzen Tiefe bei dieſen Rathſchlägen der Politik um, gegen welche ſich die Moral ſo laut erklärt. Und wäre ich auch fein genug, um die Schwäche eines Mannes oder Weibes zu errathen, von denen mein Schikſal abhienge, nie könnte ich ſie benuzen zu meinem Glük. Lieber würde ich vor ſie treten und ſagen: »Ich habe vielleicht das Mittel, »durch welches ich bei Ihnen, auf unerlaubtem Wege, zu »meinem Zwek gelangen könnte; aber ich achte Sie und »mich zu ſehr, als daß ich im Stande wäre, davon Gebrauch »zu machen.» — Wahrſcheinlich hätte ich zwekwidrig gehandelt; aber dem Geiſte wäre ich gefolgt, der mich führt. Ich mag Unrecht haben, nach der Meinung Aller unklug handeln; anders kann ich doch nicht handeln, ohne daß ich aufhörte zu ſeyn, was ich nun einmal bin. Eine ehrliche Niederlage wäre mir lieber als ein geſtohlner Sieg; und vor der ganzen Welt kann ich ohne Schmerz erröthen, nur vor mir ſelbſt nicht. Es giebt keinen Teufel ohne Heuchelei und Lüge, und der wildeſte und gewaltthätigſte iſt ein Engel gegen den der Verſtellung.

Doch wozu die lange Erklärung! Was Sie mir über meine Art mich zu benehmen ſagen, und die Vorwürfe, die Sie mir darüber machen, ſcheinen mir wirklich mehr Scherz als Ernſt zu ſeyn, und ich bekenne vielleicht gerade durch meine voreilige Vertheidigung meine Schuld. Lieber nehme ich alſo den Faden der Erzählung auf, wie Sie es am Schluſſe Ihres Briefes wünſchen, und führe Sie mit mir in die Schweiz.

Digitized by Google

Im Frühling des Jahrs 1797 trat ich, mit einem jungen Freunde, meine Reiſe an. Ich durchſtrich die Rheindepartemente von Frankreich bis in die Nähe von Baſel. In Straßburg entſchädigte mich der Münſter und das Grabmal des Marſchalls von Sachſen für die hundert Unannehmlichkeiten, denen ein Reiſender damals an den Grenzen des franzöſiſchen Gebietes ausgeſezt war. Noch hatte der Sturm der Revolution nicht ausgewüthet, und Partheien kämpften um die Herrſchaft über ein gutes und braves aber müdes und erſchöpftes Volk. Mäßigere Geſinnungen waren dem Schreken gefolgt, der eine große Nation mit der Guillotine, mit Kartätſchen und Noyaden beherrſcht hatte. Aber nicht der Geiſt der Mäßigung gab ſie ein, ſondern jene flüchtige Unbeſtimmtheit, die mit Grundſäzen und Meinungen wie mit der Mode wechſelt, und das Beſſere eben ſo leicht gegen das Schlimmere, als dieſes gegen jenes vertauſcht, weil ſie beides, wenn es lange währt, müde wird.

Das Volk gleicht ſich, in den Hauptzügen, ſo ziemlich unter allen Himmelsſtrichen. Zu getheilt und unbeſtimmt, um ſelbſt einen Willen zu haben, läßt es ſich von denen leiten, die ſein Vertrauen zu gewinnen wiſſen, das übrigens eben ſo ſchnell und unverdient erworben als verloren werden kann. Darin ſehen die Pariſer den Athenienſern ſo ähnlich, als die Londoner den Römern, und leztere wieder den erſten. Man wollte in der alten Geſchichte oft nicht begreifen, wie Millionen ſonſt rechtliche und geſcheute Leute ſich von einem halben Duzend böſer Buben konnten hudeln laſſen; daſſelbe erlebten wir mehr als einmal in der Revolution, wo Wenige wollten was geſchah, und doch jeder mehr oder weniger dazu mitwirkte. Allenthalben finden wir, unter ähnlichen Verhältniſſen, dieſelben Menſchen, in Peking und Liſſabon wie in Boſton und Mainz. Die Maſſe, als ſolche, taugt eben nicht beſonders viel; aber Einzelne giebt

Digitized by Google

es, die gut ſind. Uibermüthig im Glük, feig und kriechend im Unglük iſt der gewöhnliche Menſch, in ſeinem Kreiſe, Tyrann oder Sklave, wie es der Zufall will, der die Güter des Lebens vertheilt. Geſättigt iſt er ohne Mitgefühl, aber hungrig voll Barmherzigkeit gegen den Hungernden. Das Böſe thut er nicht ſowohl aus Neigung zum Böſen, als aus Langweile, Eitelkeit, Leichtſinn und Indolenz. So wird der Friede zwiſchen Staaten, Familien und Freunden gebrochen; ſo die Bevölkerung einer Provinz oder eine Unſchuld gewürgt; ſo eine Liebe oder ein guter Name geopfert! Wenn der Menſch das Böſe, das er thut, mit Beſinnung thäte, wahrhaftig dann ſtünde er dem Teufel näher als Gott. Aber ziehen wir von ſeinen Handlungen ab, was er der Gewohnheit, ſeinen Verhältniſſen, der Unbeſonnenheit ſchuldig iſt, dann bleibt ihm wenig übrig. Wären die guten Städter und Städterinnen mehr beſchäfftigt, dann gäbe es weniger Klatſchereien — dieſe Peſt unſers geſellſchaftlichen Lebens; und doch kann man nicht ſagen, daß unſre männliche und weibliche Baſen gerade böſe Menſchen wären.

In Straßburg, wie in den rheiniſchen Departementen überhaupt, fand ich einen entſchiedenen Haß gegen die Jakobiner; und obgleich ich mit St.-Juſt, Lebas und Schneider in keiner Art von Verkehr oder Verwandſchaft geſtanden war, ſo mußte ich doch, weil ich runde Haare trug, in ihrem Namen, manches leiden. Einen komiſchen Auftritt hatte ich in Straßburg, der mich auch in der Erinnerung noch ſehr beluſtigt. Ich ließ nämlich, da meine Meſſer nicht in Ordnung waren, mir einen Barbier beſtellen. Er kam: ein leichtes, ſchnellfüßiges Männchen, das ſich mit einer unbeſchreiblichen Behendigkeit auf dem Abſaze ſeines Schuhes drehete, und eben ſo ſchnell parlirte. Nach hundert Büklingen und einer mit eignen Anſichten und politiſchen Maximen reich ausgeſtatteten Revolutionsgeſchichte von

Straßburg, das nach Paris, wie billig, ihm die erſte Stadt in der Welt war, rükte das leicht bewegliche Weſen endlich bis in die Nähe meines Bartes vor. Das glänzende Meſſer ſchwang es in der gewandten Hand, daß ich eigentlich nicht wußte, welchem Theile meines Kopfes die vorzunehmende Operation gelten ſollte. Doch that es endlich, was ſeines Amtes war, unter mannigfaltigen Bemerkungen über die untergegangene Herrſchaft der Jakobiner, und die Gefahr, in den gegenwärtigen beſſern Zeiten dafür zu gelten. Ich gab dem Redner in allem Recht, weil ich ſonſt kein Mittel kenne, mit Schwäzern und Dummköpfen fertig zu werden.

Sein Geſchäft vollbrachte er mit einer Geläufigkeit, welche nur die ſeiner Zunge übertraf, und ich bezahlte ihn für ſeine Mühe, bei der ich auch ſeine Philippiken gegen die Revolution und die Jakobiner in Rechnung brachte. Gerechter Gott! warum ſollte ich das nicht? Sein Haß war ja ſo natürlich. Hatte die Staatsumwälzung nicht die Grundfeſten ſeiner ganzen Exiſtenz erſchüttert, und unter die Trümmer der alten Verfaſſung ſein ganzes irdiſches Glük vergraben? Waren nicht Zöpfe und künſtliche Loken mit der Monarchie untergegangen? Lieber Himmel! wie viele Menſchen urtheilen ihr ganzes Leben hindurch wie der fertige Haarkünſtler in Straßburg, und tadeln ihn doch! Da er die Silbermünze in ſeiner Hand glänzen ſah, wirkte der Metallreiz mächtig auf Gemüth und Zunge. Mit dankbarer Rührung bewies er mir, in welcher Gefahr ich mich befinde mit meinen runden dunkelbraunen Haaren; wie er es für ſeine erſte heiligſte Pflicht halte, einen ſo liebenswürdigen, vortrefflichen, guten jungen Menſchen, der ſeine ſtandesmäßige Abkunft nicht verläugnen könne, vor tauſend Unannehmlichkeiten zu warnen, die ſeiner harreten; wie er in Verzweiflung kommen würde, ſollte er je erfahren, daß ich,

meiner Haare wegen, unglüklich geworden ſey. Während dieſer Rede, die alle Hilfsmittel der Mimik und Deklamation unterſtüzten, war mir der Menſch, durch eine leichte Bewegung, aus dem Geſichte auf den Rüken gekommen, zog einen falſchen Zopf, zum Anſezen ganz fertig, aus der Taſche, und faßte meine Haare mit der Konkluſion: Pour vous garantir de tous ces dangers, permettez, de grâce, que je vous attache une fausse queue! Was Teufels, rief ich, ſind Sie toll? ſprang vom Stuhle auf, und nahm mit meiner rechten Hand eine Richtung gegen ſeine Kehle. Etwas erſchroken, aber doch ſeiner Zunge noch vollkommen mächtig, ſezte er, mit einer dieſem Volke eignen Redſeligkeit, ſeine gute Abſicht mir zu dienen auseinander. Da indeſſen der Fluß ſeiner Beredſamkeit ſich an meiner Einſylbigkeit, wie Schaum an einem Felſen, zerſchlug, trat er endlich, unter hundert Büklingen, mit der kläreſten, freundlichſten Miene ſeinen Rükzug an, und betheuerte noch an der Thüre, er nehme den herzlichſten Antheil an meinem Schikſal, und es könne ihn in Verzweiflung ſtürzen, wenn mir etwas Unangenehmes begegnen ſollte, der runden, ſchwarzbraunen Haare wegen.

Finden Sie, theure Freundin, die Beſchreibung meines Aufenthalts in Straßburg arm und langweilig, dann giebt Ihnen die Beſchreibung nur wieder, was ich bei meinem Aufenthalt ſelbſt gefunden habe. Schon die Art, wie ich in dieſer übrigens ſchönen Stadt empfangen wurde, war ganz geeignet, mich zu verſtimmen. Mein Reiſebündel auf dem Rüken kam ich in dem Gaſthauſe au Vigneron an, und gab bei dem Oberkeller mein Geſuch um Koſt und Herberge auf einige Tage geziemend ein. Der Menſch ſtellte mich bedenklich unter das Rekrutenmas, ob es ſich wohl der Mühe lohne, mich für ſein Hotel zu werben. Er ſelbſt traute in dieſem äußerſt kritiſchen Falle ſeinen geübten Au-

Digitized by Google

gen ſo wenig, daß er, unter mancherlei Vorwänden, in dem Eingange des Hauſes, wo ich Garantäne hielt, einen förmlichen Rath verſammelte. Nach einer ziemlich langen Deliberation, bei welcher das Gutachten, das man ſich in die Ohren fliſterte, durch geheime Abſtimmung gegeben wurde, publizirte mir der Oberkeller das Reſultat: drei Stiegen hoch ſey zum Glük wirklich noch ein Zimmer frei. Ich ſteuerte alſo, nach ausgehaltener Garantäne, unter dem Geleite einer Magd, auf den mir angewieſenen Ankerplaz zu. Von meinen Fenſtern hatte ich wenigſtens Ausſicht; und das war für mich mehr, als mir vielleicht eine vornehme Wohnung einige Stöke tiefer geben konnte.

Nachdem ich von dem mir zugetheilten Gebiete Beſiz ergriffen hatte, zog ich etwas unſanft die Schelle an. Aus Erfahrung wußte ich, daß bei den meiſten Menſchen ſchüchterne Höflichkeit für ein unverkennbares Zeichen von Armuth oder ſchlechter Abkunft gilt. So ſehr iſt man daran gewöhnt, den ſchwachen Sterblichen jeden Vorzug, den er beſizt, mißbrauchen zu ſehen! Wirklich kam auch, auf das vernehmliche Signal, ein Keller die vierzig Treppen heraufgeeilt. Eine Bouteille Champagner, rief ich etwas herriſcher, als ich es ſonſt im Gebrauch habe, aber ächten! Aecht, ſagte der Keller langſam und beinahe ſtotternd, ächt iſt er wohl, koſtet aber — fünf Livres. Nie, erwiederte ich, kann man, was gut iſt, zu theuer kaufen. Der Menſch machte große Augen, maß mich noch einmal, aber viel höflicher, von dem Kopfe bis zu den Füßen, machte eine Verbeugung, und holte den Champagner.

So wie meine Konſumtion ſtärker, und die Zeche gröſſer ward, veränderte ſich die Haltung meiner Bedienung gegen mich. In dem Gypsabguſſe des Geſichtes meines Kellers bildeten die Achtung vor dem nicht ſparſam Zehrenden

und die Furcht ſeiner Inſolvenz die herrſchenden Züge. Der Menſch machte mir wirklich vielen Spaß.

Nach einigen Tagen ſchnallte ich mein Bündel wieder auf den Rüken, und ſuchte reiſefertig den Oberkeller auf, um meine Zeche zu bezahlen. Er ſchlug ſein Buch auf, und rechnete, und — rechnete, als habe er ein mathematiſches Problem zu löſen. Ich ſah dem armen Menſchen an, daß ihm die Zeche mit meiner Art zu reiſen in keinem Verhältniſſe zu ſtehen ſchien. Endlich ſprach er die Summe wie eine betrübte Nachricht aus.

Die Rechnung, ſagte ich, iſt billig, und ich bin mit dem Hauſe zufrieden.

Ich bezahlte in Geld, und behielt an acht Livres zu gut, die er mir herauszugeben eilte. Behalten Sie es als Trinkgeld! ſagte ich. Nein, Ovids Genie würde nicht hinreichen, die Metamorphoſe würdig zu beſchreiben, die das Spottgeld, wie ein Schöpfungswort, bewirkte. Von unterthäniger Achtung in einen Halbzirkel gebogen ſtund der Menſch vor mir, ſich, das enge Zimmer, die drei Stiegen und das ganze Haus entſchuldigend. Er ſtrekte die beiden Hände nach meinem Reiſebündel aus, um es wenigſtens bis vor die Stadt zu tragen. Es ſeye doch gar zu niederträchtig für einen Herrn von meinem Schlage, meinte er, ſo belaſtet von Menſchen geſehen zu werden. — Dieſe meine Geſchichte mit dem Keller in Straßburg iſt, theure Freundin, die Geſchichte manches Volkes und vieler tauſend und tauſend Menſchen. Gegen vier Todſünden hege ich einen grimmigen Haß: gegen die Heuchelei, die Verleumdung, die Lüge und die Anbetung des Geldes, dieſen abſcheulichen Gözendienſt, den ſchlechteſten, dem ſchlechte Menſchen ſich ergeben. Die Zeit, welche dieſer Krebs angefreſſen hat, iſt unheilbar. Gegen Geld verſchreibt, nach dem Volksglauben, der Menſch dem Teufel ſeine Seele; iſt Geld ihr

Digitized by Google

das Höchſte, dann iſt die Verſchreibung überflüßig: ſie gehört dem Böſen als ein rechtmäßiges Eigenthum an.

Gern ſchenken Sie mir die Erzählung meiner andern, übrigens auch gewöhnlichen Reiſeabentheuer, der Nekereien, die ich wegen meinem Paſſe, und, da ich das franzöſiſche Gebiet verließ, bei der Mauth auszuhalten hatte. Kann ich wählen zwiſchen einem Staate, wo gute Geſeze aber ſchlechte Menſchen, und einem andern, wo gute Menſchen aber ſchlechte Geſeze ſind, dann entſcheide ich mich, ohne Bedenken, für den lezteren. Die große Kunſt des Geſezgebers beſteht darin, den Menſchen zu bilden, daß er wohlthätig und freundlich neben dem Menſchen wohne. Wer durch den Buchſtaben des Geſezes den Zwek des geſellſchaftlichen und burgerlichen Lebens zu erreichen ſtrebt, trägt Waſſer in das Faß der Danaiden. Die Franzoſen ſind gewiß ein gutes und liebenswürdiges Volk; aber nicht immer waren die, welche über die Ausübung ſeiner Geſeze wachten, oder ſie auch gaben, ſeine würdigen Stellvertreter. Ungeheures hat die Revolution erzeugt, Vortreffliches wie Schlechtes.

Da ich in das Innere der Schweiz kam, damals noch, mehr als izt wenigſtens, das Land der Freiheit und der einfachen, guten Sitten, und eine große Natur mich umgab, da war ich glüklich. Die Tage, die ich dort gelebt habe, werden ewig zu den ſchönſten meines Lebens gehören. Ich durchſchiffte alle Seen, beſtieg alle Berge, in deren Nähe ich mich befand, beſuchte alle Waſſerfälle; und kam ich an eine Stelle, wo es mir vorzuglich gefiel, dann pflanzte ich meinen Wanderſtab in den Boden, und nahm Beſiz von dem Lande auf längere Zeit, aber gerechter und menſchlicher, als es die Spanier und Portugieſen in der neuen Welt, im Namen ihrer Höfe, thaten. Meine ganze Reiſe durch die Schweiz war ein ununterbrochenes Feſt. Ich bedaure, daß die Briefe an meine Freunde, in welche ich meine Gefühle

und Empfindungen an Ort und Stelle, lebendig und treu, wie ſie ſich in meinem Inneren regten, niedergelegt habe, wahrſcheinlich verloren ſind. Ich ſelbſt beſize nichts mehr aus dieſem goldnen Zeitalter meines Lebens, als die ewig friſche Erinnerung.

Was könnte ich Ihnen aber auch Neues ſagen über dieſes viel beſuchte, viel beſungene und viel beſchriebene Land? Wo fänden Sie, was ich Ihnen darüber ſagen würde, nicht beſſer oder doch eben ſo gut geſagt? Wo nähme ich die Farben, um Ihnen meinen bezaubernden Aufenthalt an den Ufern des Züricher Sees, in Meyringen und auf dem Engelsberge zu mahlen? Wie könnte ich Ihnen meinen Gang über den Titlis und die Mahlzeit beſchreiben, die ich auf der Scheidegg hielt? Tief unter mir breitete ſich hier ein ſchönes, freundliches Land aus. Vor mir erheben das Finſteraarhorn, die Wetter- und Schrekhörner und die Eiger ihre unermeßlichen Felſenmaſſen, welche die ſteilen Ufer eines furchtbaren, ſtarren Eismeeres bilden, hoch über die Wolken, und mehr rechts glänzte die ewig reine Jungfrau in dem Lichte der Sonne. Eine tiefe einförmige Stille herrſchte weit umher in dieſer von der übrigen Schöpfung losgeriſſenen Welt, die nur das Krachen der Eisfelder unterbrach. Einen halben Tag ſaß ich da, ſchweigend, an einer Stelle, und ungeſättigt von dem neuen großen Schauſpiel; und da ich endlich, bei herannahendem Abend, doch hinabſteigen mußte in die von Menſchen bewohnte Welt, und ich Abſchied nahm von der mir unvergeßlichen Stelle und einem mir unvergeßlichen Tage, da lößte ſich noch eine Lawine von einem benachbarten Gletſcher los, und ſtürzte ſich donnernd in das nahe Thal.

In meiner Erzählung herrſcht, wie Sie ſehen, wenig Ordnung. Aber es iſt auch keineswegs meine Abſicht, Ihnen meine Reiſe chronologiſch zu beſchreiben; ſonſt hätte ich

Digitized by Google

Sie von Zürich unmittelbar auf den Albis führen müſſen, von dem man eine wunderſchöne Ausſicht hat. Ehe ich in die gebirgigen Gegenden der vier Waldſtädte und des Berner Landes vordrang, hatte ich mich mehrere Tage in Stanz feſtgeſezt, von wo aus ich meine Exkurſionen nach allen Richtungen unternahm. Meine Fahrt über den Vierwaldſtädter See war äußerſt günſtig. Drei rüſtige Schweizer führten mich in ihrem Kahne, und erzählten mir, mit Begeiſterung, die Geſchichte der Befreiung ihres Landes, ſo gut ſie dieſelbe kannten. Am Grütli, wo die drei Männer ſchwuren, das bedrängte, gequälte Vaterland zu retten, und an jener denkwürdigen Stelle, wo Tell, ſich flüchtend, das Schiff des verruchten Geßlers in die wüthende See ſtieß, hielt ich voll Andacht, des Loſes der Völker und Menſchen gedenkend. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich meiner Seele. Ich hätte zürnen können, daß der See, ſo klar und ſtille, zwiſchen den himmelanſtrebenden Felſenufern, wie im Kerker, ruhete.

Die Aeußerungen des Schweizers zeigen, daß er ein Vaterland hat; ein Vaterland, das Theuerſte und Heiligſte, was der Bürger eines freien Staates kennt. Wie! ſind die Menſchen nicht mehr dieſelben, die ſie im Alterthum waren? Gedeihet Vaterlandsliebe nur unter einem gewiſſen Himmelsſtrich und zu gewiſſen Zeiten? Warum werden die Wunder, die ſie gewirkt, und von denen wir auch in der neuern Geſchichte einige große Beiſpiele ſehen, ſo oft als unglaublich in das Reich der Romane verwieſen? Weil der Menſch nur von dem Menſchen glaubt, wozu er ſich ſelbſt fähig fühlt; weil gemeine Seelen, für die es keinen andern Beweggrund zu handeln giebt, als den Eigennuz, nicht begreifen, wie man ſich ſelbſt aufopfern kann. Ihr ganzes Leben iſt ein ewiger Wucher; ſie leihen ihre Worte und Werke um die höchſten Prozente auf Zinſen, und der Ver-

Digitized by Google

ſtändige iſt, der ſeinen Vortheil verſteht, und der Glükliche der wahre Weiſe. Wer ſich wehe thun kann, um Andern wohl zu thun, muß, nach ihnen, ein Dummkopf oder ein Verrükter ſeyn. Wo die Sache fehlt, da iſt das Wort ein leerer Schall. Vaterlandsliebe kann nur da ſeyn, wo der Menſch ein Vaterland zu lieben findet. Und was iſt dieſes Vaterland, für das er ſich ſtark genug fühlt, alles, ſich ſelbſt, zu opfern? Der Boden iſt es nicht, den er mit ſeinem Schweiße düngt, damit er ihm die Mittel biete, eine armſelige Exiſtenz zu verlängern, ſondern ſein ganzes geſellſchaftliches und bürgerliches Leben, die Geſeze, ſeine Sitten und Gebräuche, das Andenken der Väter, und darum eine Geſchichte der Vorzeit, welche die Geſchichte ſeines Landes und ſeiner Ahnen, ſeiner Verfaſſung und ſeines Glaubens iſt. Darum hat auch nur der freie Menſch ein Vaterland und nicht der Sklave. Dieſer kann eine Heimath haben, und im ſchwelgenden Uiberfluſſe, den er für den höchſten Erwerb des Lebens hält, den einfachen Menſchen, wie jener Sybarite den Spartaner, bedauern. Der Spartaner darf ihm aber auch, mit gerechtem Stolze, antworten: Ich kenne deine Genüſſe, aber du kennſt die meinigen nicht. Wäre der Menſch nichts als Thier, und beſtünde der Werth ſeines Lebens einzig in ſeinem körperlichen Wohlſeyn, dann fände er das liebe, theure Vaterland an jeder gefüllten Krippe.

Indeſſen iſt der Saz: Ubi bene, ibi patria, eben ſo wahr, als der: Ubi patria, ibi bene; denn nur da iſt für uns ein Vaterland, wo Geſeze und Regierung väterlich für Alle, als gleiche Kinder des Landes, ſind. Der Bürger muß das Gefühl und die Uiberzeugung haben, in ſeinem Staate nur könne man ganz glüklich ſeyn, und kein Reich der Welt vermöge ihm zu erſezen, was er mit ſeinem Vaterland verlöre. Dies Gefühl und dieſe Uiberzeugung

können aber nicht von dem Bürger ausgehen, wenn nicht Geſeze, Verwaltung, Sitten und Gewohnheiten, Erziehung und Unterricht zuſammenſtimmen, um ſie in ihn zu legen.

Den Grund von aller Tugend finden wir in dem Familienleben. In ihm gewöhnt das junge Gemüth ſich an Ordnung und Gehorſam, und die zarten Fäden der Wohlthätigkeit und Dankbarkeit, der Kinder- Eltern- und Geſchwiſterliebe wachſen zu Banden, welche die ſüße Gewohnheit für eine Ewigkeit befeſtigt. In dem Familienleben ſteht der Stamm mit allen ſeinen Wurzeln feſt, deſſen Aeſte ſich mit den Blüthen und Früchten unſrer Tugenden und Genüſſe über das geſellſchaftliche und bürgerliche Leben ausbreiten. In einigen alten Republiken, wo die Kinder dem Staate angehörten, wurden treffliche Bürger erzogen, weil der Staat ſelbſt Familie war, aber gewiß nicht die trefflichſten Menſchen. Gerade in ihnen bildete man den Bürger auf Unkoſten des Menſchen aus; und die Menſchheit begrenzten die Markſteine der Stadt oder des Staates. Die größten Männer von Rom und Sparta waren doch nur Römer und Spartaner. Aber gewiß giebt es noch etwas Höheres und Größeres als der Staat iſt, nämlich die Menſchheit; und darum ſollte er auch mit dieſer nicht im Widerſpruche ſtehen, ſondern ihren Zwek befördern. Nie kann ich aber glauben, ein Menſch liebe ſein Vaterland oder die Menſchheit, der keinen Vater, keine Mutter, keine Geſchwiſter oder keinen Freund geliebt hat und liebt. Die häuslichen Tugenden ſind die Vorſchule der öffentlichen, und der wahre Probierſtein derſelben, der das ächte Gold von der falſchen Münze geheuchelter Tugend unterſcheiden lehrt. Wie mancher giebt vor, ſein Vaterland oder die Menſchheit zu lieben, der in ihnen doch nur ſich, ſeinen Vortheil und ſeine Größe liebt? Sucht ihn in ſeinem häuslichen Leben auf, und findet ihr

Digitized by Google

dort den wahren Vater ſeiner Familie, den treuen Freund und den guten Sohn, dann darf man auch glauben, er ſeye, mit aufrichtigem Herzen, ein gehorſamer, ergebener Sohn des Vaterlandes, ein Freund der öffentlichen Sache, und er habe den Beruf, auch dem Vaterlande Vater zu ſeyn.— Da ich dieſe Bemerkungen auf dem Vierwaldſtätterſee gemacht habe, ſo mögen ſie auch hier ihre Stelle finden.

Ich landete in Flüelen, und übernachtete in Altorf. Den folgenden Tag ſezte ich meine Reiſe, an der Seite der brauſenden, ſchäumenden Reuß, nach dem Gotthard fort. So wie man hinaufſteigt, richten ſich die Berge höher auf. Ein ſchmaler Pfad führet an dem ſchroffen Abhange derſelben hin. Ewige Tannenwälder erheben ſich aus der Tiefe bis zu den ſteilen Gipfeln, die ſich in den Wolken verlieren. Durcheinander geworfene Felſenmaſſen, wo man auch keine Spur mehr von Leben findet, thürmen ſich in unförmlicher Größe auf. Hier iſt alles öde, todt. Trümmer ſteigen ſchauerlich, wild auf Trümmer empor, und die nakten Felſen, die in wilder Verwirrung übereinander liegen, ſcheinen das Grabmal einer eingeäſcherten Schöpfung zu ſeyn. Es war ein glühend heißer Tag, die Luft ſchwühle und ohne alle Bewegung; und wo ich mich von dem donnernden Gebrülle der Reuß entfernte, die ſich brauſend im engen Thale über Felſen ſtürzt, herrſchte Todesſtille.

Gegen Abend ſammelten ſich finſtre Wolken über den nahen Bergen, und ferne Donnerſchläge kündigten ein herannahendes Gewitter an. Nichts war mehr in dieſer wilden Einöde lebendig, als die brauſenden Waldbäche, die ſich in die Thäler herabſtürzten. Zu Zeiten ward die furchtbare Stille durch das Geläute der Schellen einiger Saumthiere unterbrochen, welche die Schäze des friedlichen Handels von den Grenzen Italiens nach der Schweiz trugen. Ich grüßte ſie und ihre Führer, in dieſer ſchauerlichen Einſamkeit, als

freundliche Bekannte. Eilends ſuchten ſie in einem nahen Dorfe Schuz gegen das drohende Gewitter. Ich verfolgte, in ſtiller Erwartung, meinen Weg, der dem ihrigen entgegengeſezt war.

Endlich zog das Gewitter von dem Gotthard herab; es war fürchterlich. Schwarze Nacht bedekte die Gegend. Der Sturm warf ſich heulend über die Tannenwälder, und die Bäume bogen ſich unter ihm, und manche ſtürzten krachend in den nahen Abgrund. Eine unſichtbare Hand ſäete die flammenden Blize in die dunkeln Wolken; der Donner gieng zürnend durch das Thal, und die Reuß verſtummte vor der Gewalt ſeiner Stimme, und die Berge gaben zitternd ſeinen Wiederhall zurük. Ich flüchtete mich unter einen Felſen, der in der Nähe meines Pfades eine Wölbung bildete, und beobachtete das furchtbare Schauſpiel mit einem ſtummen Entzüken. Wie klein iſt der Menſch in der großen Natur! Und wie klein iſt doch die große Natur gegen den denkenden, fühlenden Menſchen! Unvergeßlicher Moment! Wenn du einſt, ſagte ich zu mir, handelnd in der Welt erſcheineſt, und Stürme um dich heulen, und Gewitter um dich donnern, und es Nacht um dich wird, behältſt du dann wohl auch den Muth, dir ſelbſt getreu zu bleiben? Von heiliger Begeiſterung ergriffen ſtrekte ich meine Hand aus dem Felſen in die Gewitternacht, und ſchwur es. — Die gutmüthige unerfahrne Jugend voll Muth und Hoffnung! Ihre Welt iſt nicht dieſe. — Aber leichter ſteht auch der Mann aufrecht in Sturm und Gewitter, als unter der ſchwühlen Mittagshize, von der Laſt der Tagsarbeit erſchöpft; muthiger wehrt er ſich gegen einen Kolbenſchlag, den das Schikſal oder die Gewalt nach ihm führen, als gegen die ewig wiederkehrenden Nadelſtiche hungriger Bedürfniſſe oder kleinlicher Leidenſchaften.

Digitized by Google

Die Alten glaubten, nur die Lieblinge Jupiters treffe der Bliz, und ſprenge ſo die Bande, die den Gottverwandten an das tiefe Leben der Erde feſſeln. Auch daran erkenne ich die Alten.

Das Gewitter donnerte noch über dem Vierwaldſtätterſee; aber über mir hatten ſich die Wolken vertheilt, und der Sturm gelegt. Die Sonne war untergegangen, und ich ſezte meinen Weg in der Dämmerung fort. Ich wünſchte ein Dorf zu erreichen, um auszuruhen von den Anſtrengungen des Tages. Ich erreichte es bald, fand freundliche Menſchen, eine gute Bewirthung, und einen ruhigen feſten Schlaf, von dem ich erſt ſpät den folgenden Morgen erwachte.

Mittag machte ich in Urſern, deſſen freundliches Thal ein Zauberwort in dieſer ſchreklichen Einöde ins Daſeyn gerufen zu haben ſcheint. Mein geſprächiger Wirth, der viele Länder und Menſchen geſehen hatte, trug mir von dem geprieſenen Urſerenkäſe auf, mit der Bemerkung, er ſchike regelmäßig davon an den Herzog von Sachſen-Weimar, der ihn, wie auch der berühmte Göthe, ſehr liebe. Von dem Käſe mußte ich wohl eſſen.

Ich ſage Ihnen nichts von den Schöllenen, der Teufelsbrüke, dem Teufelsberge und dem Urſerenloche, die alle auf meinem Wege lagen; mehr als eine Feder hat ſich an ihrer Beſchreibung verſucht. Alle Mahlerei der großen, und beſonders der furchtbaren Natur, auf Leinwand oder Papier, iſt Spielwerk.

Nach dem Mittagsmahl beſtieg ich den Gotthard. Als ich bei dem Hoſpitium der Kapuziner, das auf der Höhe deſſelben liegt, die Schelle anzog, öffnete ein junges Weib mir die Pforte, und fragte mich auf Italieniſch, was ich verlange. Durch die harmoniſchen Laute dieſer muſikaliſchen Sprache, die mir in dieſer wilden, erſtarrten Gegend

wie verirrte Fremdlinge vorkamen, war ich ſo überraſcht, daß ich einige Minuten die Antwort ſchuldig blieb. Da ſie meine Abſicht kannte, führte ſie mich höflich in meine neue Wohnung ein, und ſagte mir, der geiſtliche Herr ſeye izt nicht zu Hauſe, werde aber gegen Abend unfehlbar eintreffen. In der Stube ſpielte ein ſchöner, kräftiger Knabe mit einer Kaze. Da ich Beſiz genommen hatte, kletterte ich auf die benachbarten Berge, die das Hoſpitium umgeben. Es war ein ſchöner, heiterer Abend. Die Blike voll Sehnſucht nach dem ſchönen Italien gerichtet, betete ich mit Virgil: *)

Heil dir, Mutter der Früchte, ſaturniſches Land, und
der Männer
Pflegerin! Dir, du Hohe! — —
Dieſes erzog zu Helden der Marſer Geſchlecht und
Sabeller;
Decier dieß, und der Marier Stamm und große Camille,
Streitbare Scipiaden, und dich, o erhabener Cäſar!

Wie lange ſchon trage ich den unerfüllten Wunſch in meinem Herzen, das herrliche Land zu ſehen mit ſeinen Wundern der Natur und der Kunſt; die ſtolze Roma und das liebliche

---

*) Salve, magna parens frugum, Saturnia tellus,
Magna virûm. — — —
Haec genus acre virûm, Marsos, pubemque Sabellam
Extulit; haec Decios, Marios, magnosque Camillos,
Scipiadasque duros bello; et te maxime Caesar!

Georgicon, liber secundus. Die Uiberſezung iſt von Voß.

Digitized by Google

Parthenope *), reich an großen Erinnerungen und Genüſſen! Werde ich es nie ſehen

— — Das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?
Dahin! dahin!
Mögt' ich ziehn **).

---

*) Dulcis Parthenope nennt ſchon Virgil das holde Neapel.

**) Göthe.

Digitized by Google

VII.

Kunoſtein=Engers.

Beitrag zu einer Gallerie der Rheingegenden.

Bei dem Einſtrömen der Moſel in den Rhein fängt das bis dahin enge Thal des leztern Fluſſes an ſich zu erweitern. Hier enden an dem linken Ufer die Gebirge des Hundsrükens, deren Fuß durchaus ſeine Wellen erreichen. Die Gebirge der Eifel, oder die ſanftern Erhöhungen derſelben, welche unter dem Namen: das Maienfeld und die Bergpflege, bekannt ſind, halten ſich noch vom Ufer entfernt. Dadurch wird eine Ebene gebildet, welche, durch die zwiſchen Vallendar und Bendorf beginnende Zurükweichung der Gebirge des Weſterwaldes, ſich gleichfalls in die Breite ausdehnt, bis ſie durch das Hervortreten der Berge, diesſeits bei Andernach und jenſeits unterhalb Neuwied, ſich wieder ſchließt.

Digitized by Google

Da dieſe Ebene ſchon in den älteſten Zeiten Angergau, Angirs, Aengergau, Engergau, Engersgau (Gau der ebenen Felder) hieß *), ſo hatten mehrere in dieſem Gaue zuerſt erbauten Wohnungen ihren Namen daher genommen. Noch bis dieſen Tag liegen auf der linken Rheinſeite die Dörfer Kalten-Engers und Sebaſtian-Engers, ſo wie auf dem rechten Ufer, zwei Stunden unterhalb Ehrenbreitſtein, die Wellen dieſes Fluſſes die Mauern eines kleinen niedlichen Marktflekens beſpülen, Engers von jeher, und, von dem Namen ſeines Gründers in der izigen Geſtalt, Kunen-Engers, ſpäter Kunoſtein-Engers, genannt.

In welchem Jahre ſich die erſten Anſiedler an dieſem leztern Orte niedergelaſſen haben, kann zwar nicht angegeben werden. So viel iſt jedoch gewiß, daß ſchon im Jahre 1028 **) einige Familien wenigſtens daſelbſt gewohnt haben, wenn gleich ſie noch keine eigene Gemeinde bildeten, ſondern zu dem in der Entfernung einer halben Stunde, im Ein-

---

*) Z. B. im Jahre 927 in Monum. Paderborn. p. 201. — Im Jahre 962 bei Lünig Spicileg. eccles. I. Cont. p. 216. — Bei Tilm. Ad. Emmel Fast. Limburg. §. 116. pag. 62 (Wezlar 1720). — Ebendaſ. in Append. §. 1. p. 130. — Später ſcheint dieſe Benennung eine etwas größere Ausdehung einerſeits, und einige Einſchränkung andererſeits, erhalten zu haben; ſo daß den Gau dieſes Namens ſüdweſtlich der Rhein begrenzte, derſelbe aber ſich ſonſt nach allen Seiten ausbreitete, wie ihn Kremer Geſch. des rhein. Franzien, S. 142. ff., Chronicon Gotricense, p. 546, Crollins erläut. Recht. der Pfalzgr. zu Aachen, Zugabe II. p. 277 ꝛc. beſchrieben.

**) In der Stiftungsurkunde der Abtei Brauweiler, bei Martene et Duravid Collect. ampl. Tom. I. p. 396 heißt es: Engerſche, Meſenich, Rile ꝛc.

gange des nächſten Gebirgsthales, gelegenen Dorfe Sayn gehörten, wie ſie denn auch den Grafen von Sayn zugehörige Leute geweſen *).

Im Jahre 1371 hielt es der damalige Erzbiſchof zu Trier, Kuno von Falkenſtein, für gut, um die Grafen von Wied und Iſenburg beſſer im Zaume halten zu können, zu Engers eine Burg zu erbauen, und ließ ſich zu dem Ende die dortigen Bauernhöfe von ſeinem Schwager, dem Grafen Johann von Sayn, und deſſen Oheim, Godefried von Sayn, abtreten **).

Die nähere Veranlaſſung zu dieſem Plane gab ein in der damaligen Zeit gewöhnlicher Ritterſtreich, den wir izt Straßenraub nennen würden.

Den Grafen von Iſenburg und Wied mogte es an Geld gebrechen, und ſie fanden bei niederländiſchen Kaufleuten Rath, welche in die Frankfurter Meſſe fuhren. Dieſen nahmen ſie zu Irrlich (Erlich), einem trieriſchen Dorfe gleich unterhalb Neuwied, für mehr als viertauſend Gulden (eine in damaliger Zeit bedeutende Summe) Waaren weg. Erzbiſchof Kuno, erzürnt über den in ſeinem Gebiete und Geleite verübten Raub, foderte die Waaren zurük, und befehdete die Grafen, bemächtigte ſich ihrer Beſizungen im Engersgau, und nahm ihnen ferner Herresdorf (Her-

*) Broweri Annal. Trevir. Lib. XVIII. Nro. 55. p. 248.

**) Brower. l. c. Daß Godefried von Sayn des Johann Oheim geweſen, erhellet daraus, daß ſein Bruder Godefried, welcher, nach Brower, die Abtretung mit unterſchrieben haben ſoll, ſchon vor 1351 mit Tode abgegangen war. Reiffenberg Antiq. Seyreut. MS. p. m. 34.

Digitized by Google

gersdorf), Dierdorf ꝛc. weg *). Um indeſſen den Gau deſto beſſer zu beherrſchen, und ähnlichen Vorfällen in Zeiten begegnen zu können, wählte er zur Erbauung einer feſten Burg den angegebenen, zu dieſem Endzweke wohlgelegenen Plaz. Nun konnten die genannten Grafen, oder wer ſonſt immer Luſt dazu haben mogte, nicht leicht unbemerkt aus den Thälern hervorbrechen; wenigſtens war eine gewaffnete Mannſchaft ſogleich zu ihrer Vertreibung bereit, fand hier Schuz und Unterſtüzung.

Dieſes iſt der Anfang des Marktflekens.

An die Burg ſchloſſen ſich nun mehrere Häuſer an; ſpäter aber erhielt die Gemeinde erſt Marktflekensgerechtigkeit. Daß wenigſtens Erzbiſchof Kuno die Abſicht nicht hatte, dergleichen mit der Burg zu errichten, iſt aus einem Verſprechen klar, welches er im Jahre 1373 ſeinem Schwager, Johann Grafen von Sayn, gegeben, falls dergleichen von ihm oder ſeinen Nachfolgern geſchehen ſollte, keine Leute von Sayn (keine Leibeigene des Grafen), ohne Einwilligung deſſelben, zu Kunen-Engers aufzunehmen **).

---

*) Emmel Fast. Limburg. §. 116. p. 62. — Muhtelii Chron. Limburg. bei Hontheim hist. Trevir. diplom. predrom. p. 1095.

**) Wir Cuno ꝛc. dun kund vnd erkennen mit dieſem brieue, daz wir vmb gantze truwe vnd nutzen dienſt, die vns vnd vnſerm Stiffte der edel vnd getreuwe Johan Greue zu Seyne getaen vnd bewiſet hait vur vns vnd denſelben vnſern Stifft verſprochen han, vnd verſprechen mit dieſem brieue, ob ſache were, daz wir oder vns Nakomen vnd Stifft ryne ſtad und friheid begrifen und machen wurden by vns burg vnd veſten Cunenengers, daz wir vnd vns Nakomen dan deſſelben Greuen von Seyne oder ſyner Nakomen Greuen zu Seyne anhorige lude nyt daſelbes zu Cunenengers zu burgern entphaen oder nemen ſullen ane des vorg. Greuen oder ſiner erben Greuen zu

Bedrükungen der Herrſchaften der Gegend bewogen vielleicht manche leibeigene Bauern, ſich unter den Schuz der Burg und des Erzbiſchofes zu begeben, um unter dem Krummſtabe ſich eines mildern Regimentes zu erfreuen; und dieſes mogte Beſorgniſſe für die Zukunft erregt haben. Der Graf von Sayn erhielt zwar von ſeinem Schwager das angeführte Verſprechen; ſchwerlich aber wurde es mehreren gegeben.

Die Anmuth der Landſchaft bewog den vorlezten Kurfürſten von Trier ſtatt der alten Burg einen artigen kleinen Pallaſt an das nördliche Ende des Flekens zu erbauen, welcher ihm oft zum Sommeraufenthalte diente. Dadurch war Leben in das Oertchen gekommen. Der leztere Kurfurſt hatte es nur ſelten bewohnt; und ſo war, natürlich, auch zum Theil der blendende Wohlſtand deſſelben wieder zerfallen. In dieſem Augenblike iſt es die Reſidenz des neuen Fürſten, wenn er in der Rheingegend weilt.

Seyne willen vnd verhengnuße. Dez zu vrkunde han wir vnß Jngeſigel an dieſen brieff dun henken. Der gegeben iſt zu Erembretſtein, do man zalte na Chrſtius geburte druyzeenhundert dru vnd ſiebenzig Jare vff den nuynten Dag des maends genant December zu latine. — So lautet die Originalurkunde in Copiario Curonis coaevo. p. 126, im ehemaligen kurtrieriſchen Archive.

Gedrukt bei L. Schellenberg in Wiesbaden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064481284

Digitized by Google